Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographische Denkmale.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1872.

Biographische

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. General Freiherr von Seydlitz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Inhalt.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Fürsten von Anhalt-Dessau prangen durch drei Geschlechtfolgen ununterbrochen an der Spitze des preußischen Heeres als Feldmarschälle. In dieser glänzenden Reihe strahlt jedoch am meisten Leopold, der zwischen seinem Vater und seinen Söhnen in hervorleuchtender Mitte steht. Er wurde geboren am 3. Juli des Jahres 1676 auf dem Schlosse zu Dessau. Sein Vater Johann Georg, regierender Fürst, war durch seine Gemahlin, die Prinzessin Henriette von Oranien, mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, verschwägert, und stand zugleich in dessen Kriegsdiensten als Feldmarschall und Statthalter der Mark. Nach einem frühverstorbenen Prinzen und sieben Prinzessinnen erschien dem Fürstlichen Hause endlich in Leopold wieder ein längst ersehnter und kaum gehoffter Erbprinz. Das ganze Land nahm lebhaft Theil an der ungemeinen Freude der Aeltern, welche durch den neuen Sprößling ihre Stammesfolge gesichert sahen. Denkmünzen, die auf seine Geburt geprägt wurden, drückten diese Bedeutung aus. Dieses theure Kind gegen jede Gefahr sorgsam zu hüten, und seinem zarten Alter kräftiges Gedeihen zu geben, dahin wandte sich alles eifrigste Bemühen. Wenn glücklicherweise keine Verzärtelung hieraus entstand, so blieb doch auf der andern Seite nicht jeder Nachtheil vermieden. Der Prinz sollte, so war des Vaters Befehl in keiner Art einen Zwang erleiden, seinen Wünschen und Launen mußte willfahrt werden, seinen Neigungen nachgegeben. Gleichmäßig mit der Stärke des Körpers entwickelte sich die des Gemüths, und Aeußerungen von Kraft und Herzhaftigkeit wurden ihm schon im ersten Lebensjahre nacherzählt, und die Bürgerschaft von Dessau huldigte seinem

Geburtsfeste, da er eben ein Jahr alt geworden, durch Ueberreichung einer Denkmünze, die ihn als jungen Herkules, in der Wiege zwei Schlangen zerreißend, darstellte. In Fülle der Gesundheit entwickelte sich der Knabe zu immer größerer Kraft und Heftigkeit des Willens. Sein ungestümer Sinn duldete keine Schranken, sein gebieterischer Trotz keinen Widerspruch, gewaltsam schaltete er in seiner Umgebung, und ungestraft folgte er jeder leidenschaftlichen Wallung. Seine ganze Richtung ging auf das Kriegswesen. Den Uebungen der Soldaten beizuwohnen, Kriegsgeschichten anzuhören, und selbst die Waffen zu führen und wilde Wagnisse zu bestehen, wurde seine einzige Lust und Beschäftigung. Für andern Unterricht, als diesen unmittelbar kriegerischen, hatte er so wenig Sinn als Geduld; man mußte darauf verzichten, ihm die gewöhnlichen Kenntnisse der Schule beizubringen, und nur aus den Lebensberührungen des Umganges empfing er die nothwendigsten, so wie den Gebrauch der französischen Sprache, mit der ihn schon die frühste Kindheit vertraut gemacht. Dagegen bewies er die größte Ausdauer in jeder körperlichen Uebung und Abhärtung. Vom neunten Jahre an ging er mit dem Vater auf die Jagd, die ihm sein ganzes Leben lang ein Gegenstand der Leidenschaft blieb, theilte alle Beschwerden der Erwachsenen, und lag mit ihnen manche Nacht in Wald und Feld unter freiem Himmel. Auch begleitete er den Vater häufig nach Berlin, wo die kriegerische Umgebung ihn nur immer heftiger aufreizte, und gewaltsamer zu den Waffen hinzog. Sein entschiedener Hang und seine kraftvollen Anlagen für den Kriegerstand gaben ihm bald eine frühzeitige Berühmtheit, und weckten die außerordentlichsten Erwartungen. Kaiser Leopold wurde dadurch bewogen, den erst elfjährigen Knaben auf Ansuchen des Vaters im Januar 1688 zum Obersten und Inhaber eines Regiments zu Fuß zu ernennen. Unter steten Leibes- und Waffenübungen, und immer ernsthafter in die Verhältnisse des Kriegers eingehend, erreichte er sein siebenzehntes Jahr, als er unerwartet am 17. August 1693 durch den Tod seines Vaters zur Regierung berufen wurde, deren wirklichen Antritt jedoch seine Minderjährigkeit ihm noch versagte.

Zufolge der getroffenen Anordnung übernahm die verwittwete Fürstin die Vormundschaft ihres Sohnes und die Verwaltung des Landes. Leopold, dessen Ehrgeiz nicht so sehr darauf gerichtet war, ein Regent, als vielmehr ein Soldat zu sein, sah freudigst die Regierungsgeschäfte in der guten Obhut seiner Mutter, und ergab sich desto ungebundener seiner Leidenschaft für das Kriegswesen. Aber wie heftig diese auch war, so gab sie bald noch einer andern Raum, die ihn mit gleicher Gewalt fortriß. Ein schönes und mit edlen Eigenschaften reichbegabtes Bürgermädchen, Anna Luise Föhsin, die Tochter eines Apothekers in Dessau, war von ihrem siebenten Jahre mit ihm aufgewachsen, und Leopold gleich von Anfang der holden Gespielin, die seinen Trotz und seine Wildheit noch am meisten zu sänftigen wußte, überaus gewogen. Aus dieser innigen Gemeinschaft entstand mit zunehmenden Jahren eine leidenschaftliche Liebe, welche den gewaltsamsten Ausbruch drohte. Anfangs glaubte man, die schnell entzündete Flamme würde ebenso schnell wieder verlöschen, und die Leidenschaft durch ihre Wildheit selbst ihr Ziel bald übereilen; allein man täuschte sich in der Beurtheilung beider Gemüthsarten. Das sechszehnjährige Mädchen, dessen Nachgiebigkeit hier so gern gebilligt und zum Guten ausgelegt werden mochte, hatte Fassung und Stärke genug, der stürmischen Bewerbung des geliebten Jünglings und künftigen Landesfürsten zu widerstehen. Leopold hingegen, dessen Willenskraft das einmal Ergriffene eisern festhielt, wurde durch jedes Hinderniß, das seinen Wünschen entgegentrat, nur um so stärker aufgereizt, und war sogleich für das ganze Leben entschieden. Durch die Klugheit und Sittsamkeit der Geliebten von dem Gefühl ihres Werthes nur noch tiefer durchdrungen, faßte er den Entschluß, sie zu heirathen, und kündigte seiner Mutter eines Tages diesen unabänderlichen Vorsatz an. Die Fürstin, äußerst beunruhigt durch die unerwartete Wendung, welche diese Sache zu nehmen drohte, sann auf Mittel, eine so ungeziemende Verbindung zu hintertreiben; sie hoffte, eine längere Entfernung von dem Gegenstande seiner Leidenschaft werde ihn desselben nach und nach vergessen machen, und betrieb deßhalb, daß Leopold auf Reisen

ginge, wozu er sich gegen alles Erwarten gern bereit finden ließ. Er begab sich zuvörderst nach Berlin, um von dem dortigen Hofe sich zu der weiteren Reise zu beurlauben. Der Kurfürst Friedrich der Dritte wollte seinem jungen Vetter gleich ein Regiment zu Pferde geben, allein dieser wünschte lieber das Regiment zu Fuß, welches schon sein Vater gehabt, und dessen Offiziere ihm schon größtentheils befreundet und ergeben waren. Die Nachricht, daß ihm dasselbe verliehen sei, erfüllte ihn mit hoher Freude, die er in folgendem Schreiben an den Kurfürsten mit dankbarem Eifer aussprach: „Daß Euer Kurfürstlichen Gnaden das Gedächtniß meines hochseligen Herrn Vaters Gnaden durch eine ganz ungemeine Generosität, inmaßen Dero Kammerherr von Wülknitz berichtet, abermalen beehren wollen, beweget mein Gemüth so sehr, daß ich nicht Worte zu finden weiß, meine herzliche Erkenntlichkeit sattsam auszudrücken. Insonderheit zieht mich in die höchste Verwunderung die Gütigkeit, so Euer Kurfürstliche Gnaden haben, mich durch Konferirung eines Regimentes (Infanterieregiment No. 3.) Deroselben je mehr und mehr zu nähern, und zugleich die Bahne zur Nachfolge des von meines hochseligen Herrn Vaters Gnaden mir hinterlassenen Exempels aus eigner Bewegung zu eröffnen. Alles dieses, gnädiger Herr, erkenne ich billig mit allem ersinnlichen Dank, werde auch mit äußerster Treue und Dienstgeflissenheit es zu verdienen eifrigst trachten; und gleichwie ich nunmehr zur Genüge verspüre, daß Gott Euer Kurfürstlichen Gnaden nicht allein zu einem mächtigen Schutz vieler bedrängten Völker gesetzet, sondern auch zu einem starken Trost und Zuflucht einer höchstbetrübten und zerschlagenen Familie ersehen, — also ergebe Dero huld- und hülfreichesten Beschirmung mich ganz und gar, mit allem was ich bin und habe, und verschreibe mich nach dem Beispiele meines höchstseligen Herrn Vaters Gnaden ewig zu sein Euer Kurfürstlichen Gnaden gehorsam treu verbundenster Diener und Vetter Leopold Fürst zu Anhalt-Dessau, den 27. August 1693."

Zu seinem Hofmeister für die Reise wurde Herr von Chalisac bestellt, ein Edelmann aus Guienne, der sein Vaterland wegen Glaubensverfolgung verlassen hatte; mit diesem

und einer angemessenen Dienerschaft, die für ihn ausgewählt worden, trat er hierauf unter dem Namen eines Grafen von Waldersee am 25. November 1693 die eigentliche Reise an. Bei dem damaligen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, welcher so viele Länder zerrüttete und gleichsam zuschloß, blieb Italien fast das einzige, welches ohne Schwierigkeit und Unruhe zu besuchen war. Dorthin wurde demnach das erste Ziel der Reise genommen.

Ueber Nürnberg, Augsburg, Inspruck, Trient und Verona langte Leopold am 25. Dezember glücklich in Venedig an. Er fand hier für seinen lebenskräftigen Sinn, für seine leidenschaftlichen Begierden volle Nahrung. Ungezähmt gab er sich den wildesten Neigungen, den heftigsten Ausbrüchen hin. Unaufhörlicher Verdruß und häufig die gewaltsamsten Auftritte waren Chalisac's trauriges Loos; er verzweifelte zuletzt, auf die Lebensweise seines Zöglings noch irgend einzuwirken; vernünftige Erörterungen und strenge Vorwürfe blieben so unwirksam, wie alle früher versuchten liebreichen Mahnungen. Die einzige Triebfeder, welche noch einigen Vortheil gewähren konnte, war die der Ehre und des Ruhms; diesen Vorstellungen strebte er mit gleicher Begierde nach, wie allen andern Gegenständen, die sein kräftiges Gemüth einmal erfaßt hatte. Aber nicht immer und gleich, ja nicht ohne Gefahr, war diese Triebfeder geltend zu machen. Eines Morgens kam Leopold, nach wilddurchschwärmter Nacht, in wüster Trunkenheit nach Hause, wo Chalisac in größten Sorgen noch vom Abend her wach seiner harrte; aber jener war nicht in der Laune, die strengen Worte, welche dieser verweisend an ihn richtete, geduldig anzuhören, sondern lief in voller Wuth nach seinen Pistolen, drang mit gespanntem Hahn auf ihn ein, und schrie ihm zu: „Hund, jetzt bring' ich dich um!" Er wäre vielleicht in diesem Augenblicke der Mörder seines Hofmeisters geworden, hätte nicht Chalisac mit furchtloser Fassung ihm stark erwiedert: „Thun Sie es, aber bedenken sie vorher, wie diese schöne That einst in der Geschichte der Fürsten von Anhalt, die so viel Ruhmwürdiges vollbracht haben, sich ausnehmen wird!" Diese ernste Anrede entwaffnete den Wütherich; beschämt durch die unerschrockene

Ruhe seines Hofmeisters warf er die Pistolen weg, umarmte denselben, und bat ihn um Verzeihung, indem er ausrief: „Wahrhaftig, Sie haben Recht, ich war im Begriff, eine schändliche That zu begehen!“ In Venedig befand sich damals ein großer Zusammenfluß vornehmer Fremden; außer dem Karneval trafen in diese Zeit auch noch außerordentliche Festlichkeiten, welche die Schaulust lebhaft ansprachen, die Wahl eines neuen Dogen, die Krönung der Gemahlin desselben, endlich das feierliche Leichenbegängniß des großen venetianischen Helden Franz Morosini, der von dem Schauplatze seiner Kriegsthaten den Beinamen der Peloponnesische erhalten hatte. Unter den Anwesenden machte sich der Prinz August von Sachsen, der im folgenden Jahre zur Kurwürde gelangte, und bald nachher König von Polen wurde, neben seinem Rang auch durch glänzende Persönlichkeit und vielfache Abentheuer bemerkenswerth; Leopold kam hier mit demselben in genaue Bekanntschaft, und behielt auch in der Folge stets dessen freundliche Zuneigung. Inmitten dieses Aufenthalts empfing Leopold auch noch die freudige Nachricht aus Berlin, daß sein Wunsch erfüllt, und das schöne Regiment seines Vaters, nach eingetretener Erledigung, ihm von dem Kurfürsten verliehen worden.

Nachdem der Winter in Venedig unter Lustbarkeiten und Zerstreuungen verflossen, trat Leopold am 5. März 1694 endlich die Weiterreise an, und richtete dieselbe zunächst in den Kirchenstaat, besah Ferrara, Bologna, Ancona, Loretto, und traf am 30. in Rom ein. Hier führte er ungefähr dasselbe Leben, wie in Venedig, nur stattlicher und größer. In der Nähe des Kapitols miethete er einen schönen Palast, und empfing und besuchte die große Welt, in welcher ihm viel Auszeichnung zu Theil wurde. Der Kardinal von Goes, der schon seinem Vater befreundet gewesen, der Kaiserliche Gesandte Fürst Anton von Liechtenstein, und mehrere deutsche Prinzen, die sich gerade in Rom aufhielten, wurden ihm nahe Bekannte. Die durchdringende Kraft seines Wollens, seine körperliche Gewandtheit und Abhärtung, die kriegerische Rauheit seines ganzen Wesens, machten seine Erscheinung bedeutend und bemerkbar. Alterthümer und Kunstwerke ließen ihn unbe-

kümmert, er that um dieser Gegenstände willen keinen Schritt, und das, was sich von selbst seinen Augen aufdrang, würdigte er kaum eines Blicks. Desto eifriger besuchte er die Reitbahn, das Ballhaus, den Fechtboden und andere Uebungsorte, wo er durch Kühnheit und Fertigkeit die größten Meister in Erstaunen setzte. Von Rom aus begab er sich auf kurze Zeit nach Neapel, wo ihn sowohl der Vicekönig als der Prinz von Baudemont mit großen Ehren aufnahmen. Er wohnte hier dem Feste des heiligen Januarius bei, und sah das Blut dieses Heiligen flüssig werden, betrachtete den tobenden Vesuv, und kehrte dann nach Rom zurück, wo er abermals den ritterlichen Uebungen mit verdoppeltem Eifer oblag. Nachdem er Tivoli, Frascati und andere Umgebungen besucht, auch nach Civitavecchia eine Reise gemacht hatte, verließ er endlich Rom am 13. September, und ging zuerst nach Siena, wo ihn der Kardinal von Medici, Bruder des Großherzogs von Toscana, bewirthete, und die deutschen Studirenden, deren Landsmannschaft auf dortiger Universität großer Vorrechte genoß, ihn als Ehrenmitglied in ihre Zahl aufnahmen. In Livorno besichtigte er den Hafen, und besuchte zwei auf der Rhede liegende Kriegsschiffe, ein englisches und ein holländisches, die ihn als nahen Verwandten des Hauses Oranien mit Abfeuerung des Geschützes und freudigem Zuruf empfingen. Auf dem Rückwege nach dem Hafen drohte ein Sturm, der sich inzwischen erhoben, sein kleines Fahrzeug in den Wellen zu begraben, doch unerschrocken gelangte er durch alle Gefahr endlich wohlbehalten wieder an's Land. Ueber Pisa und Lucca ging er hierauf nach Florenz, wo sowohl der Großherzog Cosmo der Dritte als dessen Prinz Johann Gaston ihn acht Tage lang festlich vergnügten, und ihm bei der Abreise aus besonderer Höflichkeit zwei Minister und viele Hofkavaliere bis an das Thor zur Begleitung gaben. Ueber Modena, Parma, Piacenza, Tortona und Novi gelangte er dann nach Genua, und endlich am 20. Oktober nach Turin. Hier fand er seinen Vetter, den Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, der sich als Freiwilliger bei den brandenburgischen Truppen aufhielt, und im folgenden Jahre, als Opfer der unglücklichen Losreißung von seiner Geliebten und

Gattin, der schönen Gräfin von Salmour, vor Casale einem frühzeitigen Tod erlag. Leopold wurde hier mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, den Prinzen von Commercy, dem Prinzen Maximilian von Hannover und den meisten andern Generalen und Offizieren des Kaiserlichen Heeres bekannt, und deren Umgang, wie solcher einem jungen Menschen zugelassen wird, so berichtet er selber, befeuerte ihn dergestalt, daß er den Entschluß faßte, im folgenden Frühjahre bei seinem brandenburgischen Regimente in wirklichen Dienst einzutreten. Er ließ deßhalb sogleich an seine Mutter schreiben, die wider Verhoffen seinen Vorsatz sehr billigte, und auf sein Anhalten mußte der Markgraf Karl bei seinem Bruder dem Kurfürsten sich um dessen Zustimmung verwenden. Nachdem er noch der Herzoglichen Familie von Savoyen aufgewartet, reiste er, schon ganz von seinem neuen Vorhaben erfüllt, am 23. November von Turin ab, und gelangte über Mailand, Brescia, Verona, Vicenza und Padua zum zweitenmale nach Venedig, verweilte aber diesmal kaum drei Wochen daselbst, sondern eilte nach Wien, wo er am 2. Januar 1695 glücklich eintraf. Auch hier widerfuhr ihm ausgezeichnete Behandlung; er sah den Kaiser Leopold und dessen Gemahlin, den römischen König Joseph, den Erzherzog Karl, der nachmals König von Spanien und darauf Kaiser von Deutschland wurde, und die übrigen Mitglieder des Kaiserlichen Hauses; die Kaiserlichen Minister und fremden Gesandten erwiederten seinen Besuch. Seine Mutter hatte veranstaltet, daß er hier vom Kaiser großjährig gesprochen wurde, und die Regierung nun sogleich antreten konnte; er aber wollte von der Begünstigung, wegen der man ihn nicht gefragt hatte, keinen Gebrauch machen, und erklärte mit dem ganzen Trotze, der ihm eigen war, er wolle damit warten, bis er wirklich 21 Jahr alt geworden. Am 16. Februar verließ er Wien, und kam über Prag und Dresden nach einer Abwesenheit von 14 Monaten, am 24. wieder in Dessau an.

Er eilte zuerst zu seiner Geliebten, für welche sein Herz die gleiche Leidenschaft wie ehemals fühlte, und begrüßte dann seine Mutter, die ihn mit offenen Armen empfing. Hof und Stadt theilten die Freude über seine Wiederkunft; schon früh

zeigte sich, daß rauhe Gewaltsamkeit, die den Einzelnen schreckt und trifft, der Menge durch besonderen Reiz leicht versöhnt wird, den Kraft und Geist in jener Verbindung entwickeln. Leopold war den Seinigen allen furchtbar, sein Zorn hatte weder in seinem Gemüth noch in der äußeren Umgebung eine Schranke, der tobenden Willkür des Jünglings, der schon Landesfürst war, mußte sich alles beugen; aber seine Natürlichkeit erweckte hinwieder Zutrauen, seine seltsame Eigenart Wohlgefallen, sein unbezwinglicher Muth Bewunderung. Mit Vorliebe und Zuneigung sah jeder Dessauer in ihm den künftigen Kriegshelden, dem anzugehören ein Stolz sein durfte, und durch alle Schrecken und Leiden, welche die Folgezeit zu tragen gab, erhielt sich mit dieser Stimmung zwischen ihm und seinen Unterthanen fortwährend eine Art guten Verhältnisses. Leopold hatte sich auf seinen Reisen entwickelt, aber nicht verändert; seine Neigungen und Leidenschaften waren stärker, sein Willen unbiegsamer geworden. So erschien auch seine Liebe zur Fösin, weit entfernt durch die Trennung geschwächt zu sein, nach der Wiederkehr nur feuriger und entschlossener, sein Vorsatz sie zu heirathen mehr als je befestigt. Seine Mutter befand sich in großen Sorgen, wie diese Mißheirath noch abzuwenden wäre. Ein schreckliches Ereigniß mußte sie bald belehren, daß jede Hoffnung dieser Art aufzugeben sei. Durch Absicht oder Zufall erweckt, machte Eifersucht ihm die Treue der Geliebten verdächtig; ein junger Arzt, Verwandter der Fösin, war von weiten Reisen zurückgekehrt, und bezeigte der schönen Base harmlose Aufmerksamkeit. Schon mochte Leopold, von böslichen Einflüsterungen aufgereizt, einem heftigen Ausbruche gegen den Nebenbuhler nahe sein, als er zufällig vorübergehend den jungen Mann mit der Fösin in traulicher Stellung am Fenster stehen sah; dieser Anblick, wahrscheinlich mit Absicht ihm bereitet, setzte sein ganzes Blut in Flammen, mit grimmiger Wuth stürzte er in das Haus, drang auf den jungen Mann mit gezogenem Degen ein, erreichte den Fliehenden in einem entlegenen Gemach, und stach ihn nieder. Dieser gräßliche Mord verbreitete Furcht und Entsetzen um ihn her, niemand wagte gegen ihn aufzutreten, man scheute angstvoll diesen Zorn zu

reizen. Auf seine Liebesneigung selbst hatte der Vorgang keinen Einfluß; sie blieb unverändert dieselbe, und der Geliebten rechnete er nicht an, was er bald nachher auch in Bezug auf das unglückliche Opfer seiner Rache als Irrthum erkennen mochte. Den Leichenstein des Ermordeten fand man in später Zeit unvermuthet wieder auf, als ein Kirchhof in Dessau zu einem Turnplatz umgeschaffen wurde, eine lateinische Inschrift gab den Vorgang offen an, der nach mehr als hundert Jahren noch solchen Schauder erregte, daß man den Stein sogleich wieder in die Erde tief versenkte.

Die Leidenschaft zum Kriegsdienste war die einzige, welche mit jener beunruhigenden Liebe noch in Kampf zu stellen blieb, und alles wurde veranstaltet, damit Leopold's Abreise zum Heere beschleunigt würde. Der Krieg, welcher gegen Ludwig den Vierzehnten fortwährte, rief ihn nach den Niederlanden, wo mit andern brandenburgischen Truppen auch sein Regiment bei dem Heere des Königs Wilhelm von Großbritannien eingetheilt war. Es bedurfte für ihn keiner dringenden Aufforderung; seine Feldrüstung war durch die mütterliche Fürsorge schon längst bereit, und im Frühjahr 1695, nachdem er zuvörderst in Berlin Rücksprache genommen, eilte er über Halberstadt und Wesel nach Mastricht, wo das zweite Bataillon seines Regiments mit einigen andern in holländischem Solde stand, ließ dasselbe einige Tage exerziren, und begab sich dann nach Lüttich, wo 6 brandenburgische Bataillons, und darunter das erste seines Regiments, unter dem Befehle des Generals von Arnim vereinigt waren. Leopold schrieb noch in späteren Jahren von diesem Eintreffen bei dem Heere: „Es kann es wohl kein Mensch begreifen, als der von Jugend auf so viel Lust zu dienen in sein wallendes Herze hat, wie ich beständig in das meinige befand, daß ich mir so vergnüget sahe, als ich es mir tausend- und tausendmal gewünschet hatte, das Glück zu erleben, was ich anjetzo völlig besaß." Im Juni kam endlich die noch tausendmal erwünschtere Zeit herbei, daß der Feldzug wirklich eröffnet wurde. Die brandenburgischen Truppen rückten vereint mit einigen holländischen unter dem Befehle des holländischen Generals von Attalone über die Sambre gegen Namur vor, um diese Festung,

welche der Marschall von Boufflers mit 16,000 Mann vertheidigte, zwischen der Sambre und Maas einzuschließen. Da die holländischen Truppen Brigadiers hatten, eine Mittelstufe zwischen Oberst und Generalmajor, so wurde, um jede Rangschwierigkeit im Dienste zu beseitigen, auch Leopold als ältester brandenburgischer Oberst mit dieser Würde bekleidet. Das gesammte Belagerungsheer aber befehligte der König Wilhelm selbst, die Angriffe leitete späterhin der berühmte holländische Generallieutenant Coehorn. Leopold that hier in seinem achtzehnten Jahre die ersten Kriegsdienste; bei einem Ausfall aus der Festung bestand er das erste starke Kanonenfeuer. Sein Eifer war unermüdet, eine Nacht um die andere hatte er den Dienst in den Laufgräben, und während andere Offiziere, welche nur die vierte oder fünfte Nacht dazu gebraucht wurden, über die harte Anstrengung klagten, konnte ihm die seinige noch nicht genügen. Nachdem schon die Uebergabe der Stadt erfolgt, rückte zum Entsatze des Schlosses der Marschall von Villeroi mit 100,000 Mann herbei, der König Wilhelm zog mit der Hauptstärke der Truppen, bei welcher Leopold's Brigade sich befand, ihm entgegen, und hemmte dessen weitere Unternehmung, während der Kurfürst von Baiern den Angriff gegen das Schloß von Namur lebhaft fortsetzte. Mit der endlichen Uebergabe des Schlosses endigte auch der Feldzug, und die Truppen vertheilten sich in ihre Winterquartiere. Leopold begab sich nach dem Haag, wo der König von Großbritannien und der Kurfürst von Brandenburg verweilten, und ging sodann, als jene heimreisten, auch seinerseits nach Dessau zurück. Aber schon im Anfange des folgenden Jahres 1696 eilte er wieder nach Namur, da die Franzosen Miene machten, diesen Platz anzugreifen, welches jedoch wegen der Bereitschaft der verbündeten Truppen unterblieb. Leopold wurde im März wegen seines Wohlverhaltens zum Generalmajor ernannt, fand aber in diesem wie in dem folgenden Feldzuge, da von beiden Seiten nichts Bedeutendes unternommen wurde, wenig Anlaß sich hervorzuthun. Indeß versäumte er keine Gelegenheit sich zu unterrichten; begierig sah und hörte er auf die Anführer, welche für die tüchtigsten erkannt wurden ritt überall bei den Futterungen mit, die

von drei zu drei Tagen sich wiederholten, und lernte so nach und nach fast alle Offiziere und ihr Gutes und ihre Fehler kennen, welches ihm in der Folge gut zu Statten kam. Er führte häufig solche Reiterstreifzüge, und jedesmal mit glücklichstem Erfolg, so daß unter seiner Anführung nie ein Pferd in Feindeshände fiel. Den Winter hindurch befand er sich meist in Loo und im Haag bei dem Könige und dem Kurfürsten, die ihm besonders wohlwollten. Im März 1697 erhielt er das Johanniterkreuz.

Der Friede von Ryßwyck wurde am 30. Oktober 1697 unterzeichnet, und sämmtliche Truppen kehrten aus dem Felde heim. Leopold's Regiment erhielt seine Quartiere in Halberstadt angewiesen. Am Hofe zu Berlin ging unterdessen eine große Veränderung vor; der Oberpräsident von Dankelmann, erster Minister des Kurfürsten, und der Feldmarschall Graf von Flemming fielen in Ungnade, und statt ihrer trat der Feldmarschall von Barfus an die Spitze der Staatsgeschäfte. Er veranlaßte den Kurfürsten, der seine Geldmittel durch den Krieg erschöpft hatte, und für anderweitigen Aufwand großer Summen bedürftig war, die Truppenzahl um zwei Drittheile zu vermindern; er wurde beschuldigt, die Ausführung dieser Maßregel nur nach persönlicher Gunst eingerichtet zu haben; auch Leopold, dem der Feldmarschall nicht gewogen war, sah sein schönes Regiment von zehn Kompanieen auf vier vermindert, deren jede 300 Mann behielt. Bevor jedoch die Abdankung der sechs Kompanieen vollendet war, erhielt Leopold in Halberstadt unvermuthet Befehl zu einer besondern Unternehmung. Der Kurfürst hatte von dem Hause Kursachsen für 300,000 Thaler die Erbvoigtei und Schutzgerechtigkeit von Quedlinburg erkauft; allein die Stadt, von Sachsen-Gotha unterstützt, wollte die Uebertragung nicht anerkennen, und keine brandenburgische Truppen einlassen. Die Bürger, eine Ueberrumpelung fürchtend, hielten starke Wache an den Thoren, und hofften auf die Ankunft gothaischer Hülfstruppen. Diesen zuvorzukommen, und die Stadt mit 3 Kompanieen zu besetzen, wurde Leopold beauftragt. Er ritt zuerst mit seinem Major hin, um alle Zugänge zu besichtigen. Zwei Tage darauf zog er Abends mit 240 Mann in aller Stille

von Halberstadt aus, und war mit Anbruch des Tages vor Quedlinburg, wo niemand in diesem Augenblick an einen Ueberfall dachte. Einige Bürger am Thore bekamen von den Soldaten Rippenstöße, wurden entwaffnet, und hierauf alle Thore besetzt; mit den übrigen Truppen rückte Leopold gradesweges auf den Markt, und ließ plötzlich durch alle Tamboure die Reveille schlagen, da denn die Bürger, nach seiner eignen Erzählung, durch den Lärm der Trommeln erwachten, und alsdann sahen, wie gut sie ihre Stadt verwahrt hatten. So erzählt Leopold selber den Hergang, welchen jedoch Friedrich Cramer in seiner Geschichte von Quedlinburg ganz anders berichtet; indessen haben wir hier den Worten unsres Helden wohl den Vorzug geben müssen.

Die Feldzüge und Reisen hatten Leopold's Regierungsantritt verzögert, ihm ging das Kriegswesen allen andern Dingen vor, und so verstrich fast ein Jahr, eh er in seiner Eigenschaft als Landesfürst förmlich auftrat. Freilich that und befahl er ohnehin schon, was ihm beliebte, und der unbedingte Gehorsam, den seine schrankenlose Gewalt fand, schien nicht erst einer ausdrücklichen Formel zu bedürfen. Die Fürstin-Mutter traf jedoch alsbald nach geschlossenem Frieden alle Anstalten, um dem Sohne die Regierung zu übergeben, und am 13. Mai 1698 geschah unter großen Feierlichkeiten die Erbhuldigung von Stadt und Land. Nur der Krieg hatte bisher seine Leidenschaft zur Fösin eine Zeitlang überdeckt, aber nicht schwächen gekonnt; in aller Stärke entschiedenen Wollens trat sein früherer Entschluß neuerdings hervor, und trotz der Einrede seiner Mutter und ohne sich um die Mißbilligung anderer Höfe zu kümmern, machte er im September des genannten Jahres die Geliebte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Diese Ehe war durchaus glücklich; die zärtlichste und treuste Zuneigung verband beide Gatten bis zum Ende des Lebens, und was im Beginn als rücksichtslose Gewaltsamkeit vorübergehenden Eigenwillens erscheinen konnte, bewährte sich als dauernder Ausdruck innerster Angemessenheit und Herzensbefriedigung. Nach dreien Jahren, als Leopold aus dieser Ehe schon zwei Söhne hatte, brachte er es dahin, daß dieselben durch Kaiserliche Urkunde vom

29. Dezember 1701 für vollkommen ebenbürtig und erbfolgefähig erklärt, die Mutter selbst aber mit den ehrenvollsten Ausdrücken zur Reichsfürstin von Anhalt erhoben wurde. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans schrieb indeß noch am 29. April 1702 an die Raugräfin Luise über diese Angelegenheit: „Daß der Fürst von Anhalt seine Apothekerstochter vor eine Fürstin gern wolle passiren machen, kann ich wohl glauben, aber seindt wohl andre Fürsten närrisch genug, die Sache passiren zu lassen, und eine solche Kreatur vor eine Fürstin zu erkennen, das wäre ja gar zu abgeschmackt."

Von 1697 bis 1699 war Leopold abwechselnd in Dessau und bei seinem Bataillon in Halberstadt. Sogleich in den ersten Jahren seiner Regierung wandte er die thätigste Sorgfalt auf die Verwaltung und Bewirthschaftung seines Landes, und begann die Reihe von Verbesserungen, Ankäufen, Bauten, die von da sein ganzes Leben hindurch fortdauerte. Seinem Scharfsinn entgingen die Vortheile nicht, welche sich zur Steigerung der Fürstlichen Einkünfte darboten, und sein durchgreifender Wille eignete sich dieselben durch alle Mittel an. Sein Hauptaugenmerk blieben jedoch die Kriegessachen. Tief geschmerzt hatte ihn die Verringerung seines Regiments; er benutzte daher die Gnade und das Ansehen, in welchen er bei dem Kurfürsten stand, um angelegentlichst und dringendst die Herstellung der ursprünglichen Kompanieenzahl zu erbitten. Wirklich erlangte er im März 1699 von dem Kurfürsten die Erlaubniß, die 6 eingegangenen Kompanieen seines Regiments wieder zu errichten. Sein Regiment zählte demnach wieder zwei Bataillons, worüber seine Freude fast eben so groß war, als die erste bei seiner Ankunft beim Heere. Sie wurde noch dadurch erhöht, daß ihm alle Offiziere, die er vorgeschlagen, bewilligt wurden. Er war zur Vermählung seiner jüngsten Schwester, die des Markgrafen Philipp von Brandenburg Braut war, nach Berlin gekommen; aber nun, erzählt er, ließ er Hochzeit Hochzeit sein, und eilte, sobald er nur aus der Kriegskanzlei seine Werbegelder und Patente erhalten, über Dessau nach Halberstadt, und betrieb seine Werbungen mit solchem Eifer und Erfolg, daß die neuen Kompanieen schon im Anfange des Juli als vollzählig von

dem General von Börstel zu Kalbe gemustert werden konnten. Die Abrichtung und Uebung dieser Truppen nahm seinen ganzen Eifer in Anspruch; sie mußten unablässig ausrücken, exerziren, lagern. Den Dienst, die Handgriffe, die Zucht wußte er durch zahlreiche Anordnungen zu vervollkommnen. Er fing an, den Gleichschritt bei den Truppen einzuführen, der in dem neueren Kriegswesen vorher nur in einzelnen Beispielen, und gleichsam als unerhörte Sache, vorgekommen war. Da die hölzernen Ladstöcke leicht zerbrachen, so führte er nun bei dem ganzen Regiment eiserne ein, die er bei seinen Grenadieren schon seit einem Jahr erprobt hatte, und legte dadurch den Grund zu einer Fertigkeit im Schießen, die man früher bei keiner Truppe gekannt hatte. In den größten und kleinsten Dingen wurde gleicherweise die strengste Ordnung und Pünktlichkeit gehandhabt; Waffen und Kleidung mußten genau der Vorschrift entsprechen, die ganze Haltung übereinstimmend sein. Dieses Soldatenwesen war Leopold's Lust und Leben. Ihm war Bedürfniß, sich im Kreise dieser, theils überkommenen, theils selbsterklügelten und bis zum äußersten getriebenen Formen zu bewegen; ihnen unterwarf er willig den sonst unbeugsamen Sinn. Und so konnte die kriegerische Leidenschaft, welche den Dienstberuf in Schlacht und Gefahr zum wahren Heldenthum steigerte, auch in dem kleinlichsten Alltäglichen, das jene Farbe trug, mit starrer Beharrlichkeit sich gefallen!

Im Jahre 1700 wurde Leopold's Regiment, gleich einigen andern, befehligt, nach Lenzen gegen die mecklenburgische Gränze vorzurücken. Er selbst wünschte lebhaft, den Zug mitzumachen, und bemühte sich eifrigst, die Sache durchzusetzen; allein er hatte die Kränkung, durch den Feldmarschall von Barfus, der ihm stets feindlich war, ausgeschlossen zu bleiben. Er brachte daher den größten Theil dieses Jahres, da in seiner Nähe keine Truppen waren, die ihn beschäftigen konnten, verdrießlich in Dessau hin. Dagegen hatte er die Freude, in demselben Jahre von dem Kurfürsten zum Gouverneur von Magdeburg ernannt zu werden, wodurch seine Wirksamkeit bedeutend erweitert wurde. Auch ließ er sich durch vorübergehende Mißhelligkeiten in der einmal erwählten Bahn nicht

irre machen, sondern schloß sich dem Hofe von Berlin und dem brandenburgischen Kriegswesen immer fester an. Nachdem der Kurfürst Friedrich der Dritte den 18. Januar 1701 zu Königsberg in Preußen sich die Königliche Krone aufgesetzt, begab sich Leopold im März nach Potsdam, um den als Friedrich der Erste zurückkehrenden König in der neuen Würde zu begrüßen. Er wußte sich demselben, bei aller entgegengesetzten Sinnesart, immer werther und beliebter zu machen. Die Prachtliebe des Königs erstreckte sich auch auf den Kriegesstaat, und eine geübte und zahlreiche Heeresmacht sollte den Glanz des Königthums tragen helfen. Leopold konnte daher ungehindert mit allen Kräften sich dieser Richtung hingeben.

Die Gelegenheit, den Ernst der Waffen im Felde zu zeigen, blieb nicht lange aus. Der Streit um die spanische Erbfolge zwischen Frankreich und Oesterreich führte schon im Jahre 1701 zu kriegerischer Aussicht. Der König von Preußen, mit Oesterreich, Großbritannien und Holland eng verbunden, beeiferte sich, den Kaiserlichen Waffen für den bevorstehenden Krieg die kräftigste Unterstützung zu gewähren. Der Generallieutenant von Heyden erhielt am Niederrhein den Oberbefehl über eine ansehnliche Truppenmacht; schon waren 12 Schwadronen Reiterei nach Wesel abgegangen; Leopold wurde beauftragt, 12 Bataillons Fußvolk dahin zu führen, mit welchen er gegen Ende des Mai daselbst eintraf. Indeß unterblieb noch der Ausbruch der Feindseligkeiten, und den ganzen Sommer verbrachte Leopold in Wesel und Duisburg unter steten Zurüstungen und Waffenübungen. Er reiste dann im Herbste nach dem Haag, dem Könige Wilhelm aufzuwarten, der ihn sehr auszeichnete und viel vom Kriege mit ihm sprach, aber schon krank und schwach dem Ende seiner Laufbahn zueilte; als dieser nach England abgereist war, kehrte auch Leopold zum Winter nach Dessau zurück. Im April des Jahres 1702 begab er sich wieder an den Rhein, wo nach dem Tode des Königs Wilhelm der Herzog von Marlborough den Oberbefehl der verbündeten Heere führte. Die Feindseligkeiten fingen sogleich an. Der Kurfürst von Köln hatte sich mit Ludwig dem Vierzehnten verbündet, und in seine Festungen Bonn, Kaiserswerth und Rheinberg französisch

Besatzungen aufgenommen. Diese zu vertreiben stießen die preußischen und holländischen Kriegsvölker unter Anführung des holländischen Feldmarschalls Fürsten von Nassau-Saarbrück zusammen, und rückten zuerst vor Kaiserswerth. Fast zwei Monate, vom 16. April bis zum 15. Juni dauerte die Belagerung. Die Preußen, welche unter dem General von Heyden den einen der beiden Angriffe zu führen hatten, zeichneten sich durch Eifer und Tapferkeit ganz besonders aus. Leopold eröffnete zuerst die Laufgräben, und war als Generalmajor einen Tag um den andern im Dienst. Er trotzte mit rüstiger Ausdauer jeder Beschwerde und Gefahr. Unermüdet und unverdrossen schien er nur immer mehr Dienst und Arbeit zu begehren, als die Gelegenheit darbot. Seine Wachsamkeit und Entschlossenheit waren nicht in Säumniß zu bringen. Die Franzosen machten in der Nacht vom 20. April einen heftigen Ausfall nach der Seite des holländischen Angriffs, und drangen bis in die Laufgräben vor, die sie schon einzuebnen anfingen, als Leopold an der Spitze von vier preußischen Grenadierkompanieen unvermuthet erschien, und in raschem Anfall den Feind aufrollte und in die Festung zurückwarf. Diese Kriegsthat wurde allgemein mit hohem Ruhme gepriesen, und der König erließ darüber aus Wesel an ihn ein sehr gnädiges Belobungsschreiben. Vier Tage darauf, bei Erstürmung der Rheininsel, war Leopold der erste, der das Ufer bestieg, und den ganzen Tag, so lange der hartnäckige Kampf anhielt, gab er den Seinen das Beispiel ausdauernden Heldenmuths. Am 4. Mai eroberte Leopold mit den preußischen Grenadieren eine Schanze auf dem Kuhberge, die von den Franzosen nicht wieder genommen werden konnte. Als endlich am 9. Juni der bedeckte Weg gestürmt wurde, befehligte er den linken Flügel des preußischen Angriffs; dreimal wiederholten die Verbündeten den Sturm, und verloren durch das heftige Feuer der französischen Grenadiere und durch das Auffliegen dreier Minen binnen zwei Stunden über 3000 Mann, doch blieben sie zuletzt Sieger. In der Mitte des Juni erfolgte die Uebergabe der Festung, deren Werke dann geschleift wurden. Die Preußen gingen hierauf bei Düsseldorf über den Rhein, und rückten

gegen Venloo. Im Vorbeizuge wurde das Schloß Kempen angegriffen; ein Major mit 300 Mann sollte dasselbe einnehmen, wurde jedoch von der kleinen französischen Besatzung mit heftigem Feuer begrüßt. Kaum aber hatte Leopold bei dem Fußvolk, das er führte, den Geschützdonner vernommen, so sprengte er eilends dahin, trat an die Spitze des Angriffs, erzwang die augenblickliche Uebergabe, und ritt dann ruhig zu seiner Truppe zurück. Im September wurde Venloo belagert; der Füst von Nassau befehligte die verbündeten Truppen, Coehorn leitete den Angriff. Leopold eröffnete zuerst unterhalb der Stadt an der Maas die Laufgräben, wurde aber auf dieser Seite von den Holländern abgelöst, und mit dem Angriff des Forts Sankt-Michael beauftragt. Nachdem hier die Arbeiten gehörig vorgerückt waren, mußte der General Lord Cuts mit den Engländern von der Nordseite, Leopold mit den Preußen von der Südseite den bedeckten Weg stürmen. Ermuthigt von ihrem Anführer drangen die preußischen Grenadiere zuerst in die Werke ein, und da der Angriff der Engländer nicht minder gelang, so war das Fort schnell erobert. Einen Grenadiersergeanten, der sich besonders hervorgethan, machte Leopold am folgenden Tage zum Fähnrich in seinem Regiment. Venloo selbst ging wenige Tage darauf am 22. September durch Vergleich über. Der Fürst von Nassau ließ nun die Belagerung der beiden Festen Roermonde und Stephanswerth zugleich unternehmen. Leopold eröffnete unter dem preußischen Generallieutenant Grafen von Lottum die Laufgräben von Roermonde am 2. Oktober, ritt aber Abends, als er von der Arbeit kam, voll Ungeduld auch nach Stephanswerth, um dort die Anstalten des holländischen Generallieutenants von Fagel zu besichtigen, und von sich rühmen zu können, an Einem Tage zwei Belagerungen gesehen zu haben. Stephanswerth ergab sich nach geringem Widerstande noch am nämlichen Tage, Roermonde aber erst am 6. Oktober, nachdem Leopold, der an diesem Tage wieder in seiner Reihe den Befehl führte, die Stadt auf das heftigste beschossen hatte. Die Preußen, welche nach dem Abgange des Generals von Heyden von dem Markgrafen Albrecht, Bruder des Königs, befehligt wurden, versuchten noch einen

Angriff auf die Festung Rheinberg, der aber fruchtlos ablief, und bezogen dann zu Ende des Oktobers die Winterquartiere. Leopold begab sich nach Dessau, und darauf nach Berlin, wo er am 18. Januar 1703 dem Krönungs- und Ordensfeste beiwohnte, und bei dieser Gelegenheit mit feierlichster Einführung zum Ritter des schwarzen Adlerordens erhoben wurde, der erste, dem seit der im Jahre 1701 geschehenen Stiftung diese Ehre zu Theil wurde. Die Versetzung des alten Feldmarschalls von Barfus in den Ruhestand, welche noch im Jahre 1702 erfolgte, befreite das Dienstverhältniß Leopold's von einem Gegner, dessen Uebergewicht ihn zuweilen empfindlich berührt hatte.

Der Feldzug des Jahres 1703 wurde von den Preußen mit der Berennung von Geldern eröffnet. Leopold langte am 24. April bei dem Heere an, und befehligte unter dem General Grafen Lottum einen Theil der Einschließungstruppen. Da jedoch unterdessen der Herzog von Marlborough mit der Hauptmacht die Festung Bonn belagerte, und alles zu einem Sturm anordnete, so war Leopold nicht zurückzuhalten, sondern eilte voll Kampfbegier in Marlborough's Lager, um ein so großes Unternehmen mitzumachen. Allein der General Coehorn hatte aus einer Batterie von 216 Stücken Geschütz ein so wirksames Feuer auf die Stadt gerichtet, — die Mauern längs der Rheinseite waren fast glatt weggeschossen — daß die Besatzung den Sturm nicht abwartete, sondern am 14. Mai, den Tag nach Leopold's Eintreffen, den Platz durch Vergleich übergab. Unzufrieden kehrte Leopold in das Lager vor Geldern zurück. Hier empfing er im Juli die Ernennung zum Generallieutenant und eine neue Bestimmung. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, 6000 Mann preußischer Fußvölker vom Niederrhein an die obere Donau zu dem Heere des Prinzen Ludwig von Baden zu führen, welches gegen die vereinigte Macht der Franzosen und Baiern dort nicht stark genug war. Leopold brach sogleich von Geldern auf, und langte nach einem Marsch von vier Wochen durch die Rheinlande und Franken im Lager des Prinzen bei Hohnsheim an, wo er schon zwei preußische Reiterregimenter vorfand, die gleichfalls unter seinen Befehl gestellt waren. Der Prinz

von Baden, durch diese und andre Hülfstruppen ansehnlich verstärkt, theilte darauf sein Heer, ging mit der Hauptstärke über die Donau, und wendete sich nach Augsburg, dem Kurfürsten von Baiern entgegen, der mit seinen Truppen aus Tyrol hervorkam, und sich mit dem französischen Heere des Marschalls von Villars vereinigte. Die übrigen Truppen, bei welchen die Preußen unter Leopold, die Sachsen unter dem General von Schulenburg, und noch andre Reichsvölker, rückten 18,000 Mann stark unter dem Kaiserlichen Feldmarschall Grafen von Styrum nach Donauwerth, um die Franzosen, welche zwischen Laningen und Dillingen in verschanztem Lager standen, zu beobachten. Nach einigen Wochen unthätiger Lagerung erhielt Styrum vom Prinzen von Baden den Befehl, zwischen Höchstädt und Donauwerth über die Donau zu gehen, um den Feind auf diese Seite abzulenken. Allein der Kurfürst von Baiern und Villars, von dem Vorhaben frühzeitig unterrichtet, brachen vereinigt auf, zogen mit 30,000 Mann in Eilmärschen gegen die Donau, gingen in der Nacht des 20. Septembers bei Donauwerth über, und griffen in erster Frühe den Grafen Styrum bei Höchstädt von allen Seiten an. Der Kaiserliche Feldherr, der Uebermacht weichend, entschloß sich zum Rückzuge nach Nördlingen. Allein zu gleicher Zeit rückten auch aus dem verschanzten Lager von Laningen die Franzosen ihm in den Rücken, und das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden. Leopold hatte mit seinen Truppen zuerst den im Rücken andringenden Feind zu bestehen; zuerst warfen einige Schwadronen sich der französischen Reiterei entgegen, und trieben sie in einen Morast, wo sie großen Verlust erlitt; hierauf ging Leopold an der Spitze einiger Bataillons mit geschultertem Gewehr auf das französische Fußvolk los, das aber den in solch entschlossener Haltung heranstürmenden Angriff nicht abwartete, sondern die Flucht nahm, und bis in die Nähe von Nördlingen verfolgt wurde. Leopold mußte indeß mit seinen Bataillons schleunigst zurückkehren, um nun auch dem von vorn angreifenden Feinde die Stirn zu bieten. Kaum war die Schlachtordnung gebildet, so entwickelte sich plötzlich die ganze Uebermacht der feindlichen Reiterei; sie stürzte zuerst auf das

baireuthische Kürassierregiment, das augenblicklich die Flucht ergriff, und noch andre fränkische und schwäbische Reiter mit fortriß, warf dann 11 preußische Schwadronen über den Haufen, welche, durch jene Flucht allzusehr bloßgegeben, vergebens einigen Widerstand versuchten, und wurde nur durch ein Bataillon Grenadiere, die Leopold mit kluger Voraussicht in die Flanke gestellt hatte, auch in das Fußvolk einzudringen verhindert. Die sämmtlichen Truppen waren in eiligem Rückzuge, die Preußen allein bestanden noch den Kampf. Umringt von der ganzen feindlichen Reiterei und gedrängt von dem stets zahlreicher nachrückenden Fußvolk, unter fortwährenden Angriffen und starker Beschießung aus dem Feldgeschütz, zog Leopold mit 3 Regimentern, in geschlossenem Viereck mit vorgetragenen spanischen Reitern, in bester Ordnung fechtend über die Ebene dem Nördlinger Walde zu. Anderthalb Stunden dauerte dieser Zug; Leopold hieß die Truppen bis zu zehnmal Halt machen, und die Stirne wieder gegen den Feind wenden; wie auf dem Uebungsplatze geschah jede Bewegung mit strengster Genauigkeit, und die feste, kraftvolle Haltung dieses Fußvolks ließ den Feind nicht wagen, mit ihm handgemein zu werden. Zuletzt blieb Leopold mit 3 Grenadierkompanieen wohl 3 bis 400 Schritt vor dem Walde allein stehen; die feindliche Reiterei, zum Einhauen in das kleine Häuflein angetrieben, kam mit großem Geschrei und in scharfem Trabe gegen den rechten Flügel heran; die Grenadiere, der Noth des Augenblicks gehorchend, machten sich fertig zum Anschlag; doch Leopold, der dazu keinen Befehl gegeben, verbrauchte selbst diese äußerste Gefahr kaltblütig zur Lehre des Gehorsams, mit starker Stimme hieß er den Hahn wieder in Ruhe setzen und das Gewehr schultern; es geschah auf der Stelle; die feindliche Reiterei aber stutzte vor der wunderbaren Haltung dieser Grenadiere, denen das Feuer nicht abzulocken war, und wagte nicht sie anzugreifen. Darauf erst ließ Leopold rechtsum machen, und gewann Schritt vor Schritt unversehrt den Wald. Bei Nördlingen sammelte Styrum seine geschlagenen Truppen, die nicht weiter verfolgt wurden; er hatte alles Geschütz, Gepäck und 4000 Mann verloren, und die übrigen nur durch die Tapferkeit Leopold's

und seiner Preußen, so wie durch die gute Haltung Schulenburg's, der mit den Sachsen auf der Seite von Dillingen stand, von dem Untergange gerettet. Leopold verlor sein ganzes Feldgeräthe; sein glänzender Rückzug aber wurde überall nach Verdienst anerkannt und gepriesen, und Styrum selbst gab davon den ruhmvollsten Bericht. Der Heldenmuth des Fußvolks bestärkte an diesem Tage das Vertrauen und die Vorliebe, welche Leopold für diese Waffe schon hegte, so wie im Gegentheil die Reiterei ihm von dieser Zeit her immer weniger galt. Nach diesem unglücklichen Treffen, welches im folgenden Jahre, am nämlichen Orte, durch einen der größten Siege sollte wettgemacht werden, blieben die Truppen zwischen Ulm und Nördlingen bis zum Dezember im Feldlager stehen, da sie dann endlich die Winterquartiere bezogen; die Preußen die ihrigen in der Oberpfalz. Wegen dieser Verspätung konnte Leopold erst im Januar 1704 in Dessau eintreffen.

Für den Feldzug von 1704 verstärkte der König von Preußen seine Hülfstruppen bei dem Reichsheere bis auf 12,000 Mann, die dem Oberbefehle Leopold's anvertraut blieben. Sie stießen im Anfange des Mai bei Rothweil am Neckar zu dem Heere des Prinzen von Baden. Während auf dieser Seite durch unerklärbar scheinende Zögerungen und Versäumnisse, über welche Leopold mit allen einsichtsvollen Kriegsmännern bittre Klage führte, die kostbarste Zeit unthätig verloren wurde, benutzte der Kurfürst von Baiern dieselbe seinerseits, um sich mit den französischen Truppen, die ihm aus dem Elsaß zurückten, zu vereinigen. Er kam dabei so nah an dem Kaiserlichen Heere vorüber, daß er mit seinem Geschütz dessen linken Flügel zu beschießen anfing; Leopold erwiederte das Feuer, und warf noch zu rechter Zeit zwei preußische Bataillons in eine zwischenliegende Schlucht, um den weiteren Angriff abzuhalten. Auch der Prinz Eugen von Savoyen hatte nunmehr bei dem Heere sich eingefunden, und der Herzog von Marlborough aus den Niederlanden eine große Truppenmacht nach Schwaben geführt. Während letzterer mit dem Prinzen von Baden vereint sich nach der obern Donau gegen den Kurfürsten von Baiern und den

Marschall von Marsin wandte, und beide in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwerth am 2. Juli auf's Haupt schlug, beobachtete der Prinz Eugen mit dem Theile des Heeres, bei welchem sich die Preußen befanden, am Oberrhein die Bewegungen des Marschalls von Tallard. Im Lager bei Durlach empfing Leopold seine unter dem 27. Juni ausgefertigte Ernennung zum General von der Infanterie, worüber die preußischen Truppen laut ihre Freude bezeigten. Indeß vermochte Eugen nicht zu hindern, daß Tallard mit ansehnlicher Macht durch den Schwarzwald in Schwaben eindrang, und sich am 7. August mit dem Kurfürsten von Baiern und Marschall von Marsin an der Donau vereinigte. Eugen dagegen, der ihm gefolgt war, traf gleiche Vereinigung mit dem Herzoge von Marlborough. Diese beiderseits vereinigten Streitkräfte standen am 11. August auf dem linken Ufer der Donau unfern Höchstädt einander gegenüber. Der Prinz von Baden, der immer schwierig und hemmend die Rathschläge der Mitfeldherrn störte, war mit der Belagerung von Ingolstadt beschäftigt, die man ihm absichtlich zugespielt hatte, ihn überredend, eine Belagerung zu führen sei ehrenvoller, als sie nur zu decken. Eugen und Marlborough, in allem bestens einverstanden, hatten daher nunmehr freie Hand. In dem Kriegsrathe jedoch, als Marlborough eine Schlacht wollte, und Leopold und die meisten Generale ihm beistimmten, widersprach Eugen mit vielen Bedenklichkeiten, so daß jener heftig wurde, und endlich mißvergnügt aus dem Rathe schied. Sogleich aber folgte ihm ein Bote mit einem Zettel von Eugen, der darin schrieb, er habe nur zum Scheine widersprochen, damit der Feind, der durch Verräther die Beschlüsse zu erfahren pflegte, desto sicherer getäuscht würde, er stimme in allen Stücken der Meinung Marlborough's bei, und ganz nach dessen gemachten Vorschlägen solle die Schlacht geliefert werden. Am 13. August mit Tagesanbruch rückten die Truppen 50,000 Mann stark zum Angriff. Marlborough, mit seinem Heere an die Donau gelehnt, bildete den linken Flügel der Schlachtordnung, Eugen den rechten, der sich weit in die Ebene bis zu einem Wald erstreckte; das Fußvolk dieses rechten Flügels, aus 11 preußischen und 7 dänischen

Bataillons bestehend, wurde von Leopold befehligt. Der Feind, über 60,000 Mann stark, stellte sich eiligst zum Kampfe, rechts zunächst der Donau der Marschall von Tallard, der die Dörfer Blindheim und Oberklau mit seinem besten Fußvolk stark besetzte, links der Kurfürst von Baiern und Marschall von Marsin, von dem Dorfe Lützingen gedeckt. Zwischen den beiderseitigen Schlachtordnungen zogen sich mehrere Bäche hin; der Uebergang dieser Gewässer und andre Schwierigkeiten des Erdreichs verzögerten das Anrücken, und erst gegen 1 Uhr Mittags wurde das Gefecht allgemein. Anfangs gewann der Kurfürst von Baiern dem Prinzen Eugen gegenüber einigen Vortheil; die Kaiserlichen Generale, welche die Reiterei befehligten, führten dieselbe schlecht, und ließen durch ihre Flucht die Seite der Preußen entblößt, mehrere Bataillone wurden gesprengt, eines zusammengehauen, die ganze Linie gebrochen; der Feind eroberte eine Fahne, und schwenkte sie mit Siegesruf hoch empor; da ergriff Leopold selbst eine Fahne und hieß die Preußen ihm folgen, eine Stückkugel riß ihn mit dem Pferde zu Boden, er aber raffte sich schnell wieder auf, und führte mit erneutem Zuruf seine Truppen stürmend vor, warf den Feind und eroberte die verlorene Fahne wieder. Der Kampf erneute sich hier mit erbitterter Wuth; die Baiern und Franzosen an Reiterei überlegen, waren es auch an Fußvolk, sie hatten 30 Bataillons gegen 18 und wollten nicht weichen. Vergebens hatte Eugen mit der wieder gesammelten Reiterei neue Angriffe versucht, unwillig verließ er jene und ausrufend, er wolle nun mit tapfern Kriegern fechten, gesellte er sich dem preußischen Fußvolk, mit welchem Leopold jetzt nicht nur die feindliche Reiterei zurückschlug, sondern, selbst zum Angriff übergehend, unter den Augen Eugen's den ganzen linken Flügel des Feindes, trotz der hartnäckigsten Gegenwehr, durch ein fortgesetzes unwiderstehliches Feuer zusammenwarf und nachdrücklich verfolgte. Inzwischen hatte Marlborough auf dem linken Flügel nach blutigem Kampfe ebenfalls den Sieg entschieden, und in dem Dorfe Blindheim, welches Lord Cuts mit den Engländern unter mörderischem Feuer gestürmt, einen Theil des feindlichen Heeres gefangen genommen, nicht weniger als 27

Bataillons und 4 Dragonerregimenter streckten daselbst das Gewehr. Der Feind verlor in dieser Schlacht gegen 40,000 Mann und darunter 12,000 Todte, ferner 141 Stück Geschütz, 144 Fahnen und Standarten, 17 Paar Pauken, eine ungeheure Menge Fuhrwerk, wobei auch 34 Kutschen mit französischen Damen, und vielfache andre Beute. Der Marschall von Tallard selbst befand sich unter den Gefangenen. Seit der Schlacht von Pavia war den Franzosen keine solche Niederlage geworden. Die Verbündeten hatten den Sieg auch ihrerseits durch großen Verlust erkauft, über 5000 ihrer Todten lagen auf dem Schlachtfelde, die Verwundeten ungerechnet. Eugen schrieb an den König von Preußen das herrlichste Lob seiner Truppen und ihres Anführers, und erklärte, daß man diesem die Erlangung des vortrefflichen Sieges zu seinem unsterblichen Nachruhme größtentheils zu verdanken habe.

Die Franzosen wichen aus ganz Oberdeutschland, verfolgt von den siegreichen Heeren Eugen's und Marlborough's, die bei Philippsburg über den Rhein gingen, und am 12. September vor Landau zogen. Die Belagerung dieser Feste wurde beschlossen, obgleich Marlborough darauf bestand, man müsse mit aller Macht rasch in Frankreich vordringen. Die Hauptmacht stellte sich demnach, um den Marschall von Villeroi hinter dem Queich zu beobachten, bei Kronweißenburg auf, während der Prinz von Baden mit 15,000 Mann die Belagerung betrieb. Dieser begehrte zu seinen andern Truppen auch preußische, und besonders preußische Ingenieure, welches Ansuchen Leopold durch ein eigenes Schreiben in Berlin so wirksam vermittelte, daß einige Bataillons unter dem Generalmajor von Stille, einem der tapfersten Anführer, den er ungemein hochhielt, zu den Belagerungstruppen abgegeben wurden. Leopold selbst aber benutzte diesen Umstand, weil ohnehin das Hauptheer unthätig in seiner Stellung blieb, um persönlich meist bei der Belagerung zu sein, wo er auf's neue, ohne eigentlich einen Befehl zu führen, die glänzendsten Proben der Einsicht und Herzhaftigkeit ablegte, so daß der römische König Joseph, der sich im Lager aufhielt, ihm dafür die ausgezeichnetste Gewogenheit zuwandte. Bei Erstürmung

des bedeckten Weges aber, am 22. November, machte er an der Spitze der Preußen, dem Anscheine nach eigenmächtig, aber insgeheim von Eugen gebilligt, einen besondern Angriff mit solchem Feuer und Nachdruck, daß der französische Befehlshaber, der schon die Anstalten zum Hauptsturme sah, auf dieser Seite, wo Leopold die Preußen führte, als Zeichen der Uebergabe die weiße Fahne aufstecken ließ. Die sämmtlichen Generale beglückwünschten ihn, wegen dieser ungemeinen Auszeichnung, die ihm aber auch viel Neid und Eifersucht und sogar den Vorwurf erweckte, daß seine Kampfbegier nicht zu ersättigen sei. Die Eroberung von Landau beschloß diesen siegreichen Feldzug, in welchem Leopold mit den Preußen im Felde gegen 90 Märsche gemacht hatte. Die Truppen nahmen Winterquartiere in der baierischen Grafschaft Cham, und Leopold traf im Januar des Jahres 1705 in Dessau ein.

Der Herzog von Savoyen war dem Glücke des Kriegs auf die Seite des Kaisers gefolgt; die Rache Ludwig's des Vierzehnten säumte nicht, ihn dafür zu bestrafen; ansehnliche Verstärkungen gaben der französischen Heeresmacht in Italien bald wieder die Oberhand. Der Kaiserliche Feldherr Graf Guido von Starhemberg wurde bis an die Etsch zurückgedrängt, und mit Ausnahme von Turin, wo sich eine Kaiserliche Besatzung tapfer vertheidigte, war ganz Piemont in der Gewalt der Franzosen. Zur Herstellung der zerrütteten Angelegenheiten wurde der Prinz Eugen mit starker Truppenmacht nach Italien bestimmt. Der Herzog von Marlborough reiste nach Berlin, wo auch Leopold im Februar eintraf, und bewog den König durch sein kluges Benehmen, zu dem bevorstehenden Feldzuge eine beträchtliche Schaar unter Leopold's Oberbefehl den Fahnen Eugen's folgen zu lassen. Demnach im April 1705 brachen 8000 Mann der schönsten preußischen Truppen nach Italien auf, und im Mai traf Leopold sie zu Verona, wo sich das Heer Eugen's bald zusammenfand. Nach Mailand und Piemont vorzudringen war beschlossen; aber die Ausführung unterlag großen Schwierigkeiten, eine Menge Flüsse waren im Angesichte eines zahlreichen Feindes zu überschreiten. Gleich zuerst den bedenklichen Uebergang über den Mincio mochte Eugen, obgleich Leopold sich inständigst mit

seinen Truppen zum kühnen Versuche darbot, nicht wagen, sondern schiffte über den Gardasee, und eilte hierauf gegen den Oglio vor. Er täuschte den Feind, der seinen Bewegungen mit überlegener Macht aufmerksam begegnete, durch verstellte Märsche, gewann einen Vorsprung, und bewerkstelligte am 28. Juni den Uebergang. Leopold drang einer der Ersten über ein sehr mangelhaftes Brückenwerk auf das jenseitige Ufer des Oglio, nicht ohne große Gefahr, da einige seiner Begleiter in den Fluß stürzten und rettungslos vor seinen Augen ertrinken mußten. Kaum war das Heer eiligst übergesetzt und in Schlachtordnung gestellt, so erschien der Feind, vermied aber diesmal ein Treffen. Nach kleineren glücklichen Gefechten und mancherlei Märschen dachte Eugen nun auch den Uebergang der Adda zu gewinnen. Er zog den Fluß hinab, als wollte er bei Pizzighetone übergehen, ließ dann bei Paradiso eine Brücke schlagen, und alles zum Uebergang in Bereitschaft setzen. Leopold hatte sich die Vorhut und erste Leitung erbeten, und betrieb die Brückenarbeit mit solch schonungslosem Eifer, daß sie zwar endlich zu Stande kam, er selbst aber der Anstrengung fast erlag. Die Sonnenhitze war unerträglich, selbst die Nacht wurde nicht kühl und die einzige Zuflucht war ein Baum, in dessen Schatten er auf Augenblicke von der brennenden Gluth sich zu erholen suchte. Schon war eine Brücke am 15. August fertig und eine zweite angefangen, als Eugen, der den Uebergang durch herzugeeilte französische Truppen bestritten und überhaupt wegen des reißenden Stromes bedenklich fand, plötzlich seinen Entschluß änderte. Dem General von Stille, der mit den Grenadieren und einigen andern Truppen bei der Brücke zurückbleiben mußte, gab er Befehl, die Arbeiten zum Scheine noch fortzusetzen, um den feindlichen Feldherrn, Herzog von Vendome, mit seinen Streitkräften jenseits festzuhalten, in der Nacht aber die Brücken wieder abzuwerfen, und dem übrigen Heere schleunigst nachzufolgen. Mit diesem eilte er selbst aufwärts gegen Treviglio und Cassano, wo der Großprior von Vendome, Bruder des Herzogs, mit einem Theile des französischen Heers diesseits der Adda sich vortheilhaft gestellt hatte, hinter sich den Fluß mit einer auf beiden Seiten

durch Verschanzungen gedeckten Schiffbrücke, vor sich einen tiefen, schnellfließenden Kanal, Ritorto genannt, mit vielen Nebenkanälen. Eugen hoffte den Großprior von dem Herzoge getrennt zu überfallen, und den vereinzelten Heerestheil mit zusammengenommener Kraft zu schlagen. Er rückte die ganze Nacht vom 15. auf den 16. August bis zum folgenden Mittag unaufhaltsam fort, und so wie er anlangte, griff er alsbald die Franzosen in ihrer Stellung an. Allein mit gleicher Schnelligkeit und auf kürzerem Wege war auch der Herzog von Vendome, sobald er den Uebergang bei Paradiso aufgegeben sah, mit allen Truppen herbeigeeilt, und Eugen hatte unvermuthet die ganze französische Macht vereinigt vor sich. Indeß war das Gefecht schon eingeleitet. Zuerst griff der rechte Flügel der Kaiserlichen den feindlichen linken an, und stürmte die steinerne Brücke, welche auf dieser Seite als die einzige über den Kanal führte. Hier entspann sich ein wüthender Kampf, unter schrecklichem Verlust wankte der Vortheil her und hin. Der General Graf von Leiningen und der junge Prinz Joseph von Lothringen wurden an der Spitze der Grenadiere getödtet; Eugen selbst führte die Truppen in das dichteste Feuer, und wurde durch zwei Kugeln am Halse und über dem Knie verwundet, der Herzog von Vendome auf der Gegenseite erhielt ebenfalls einen Schuß. Den linken Flügel der Kaiserlichen befehligte Leopold; von tobendem Ungestüm fortgerissen warf er sich in die Fluthen des Kanals, durch den allein zu dem Feinde zu kommen war, ganze Bataillons folgten seinem Beispiel, und wateten bis an den Hals im Wasser, bemüht das jenseitige Ufer zu ersteigen; das Feuer der Franzosen aber, welche dicht am Ufer standen, traf so mörderisch in diese Schaaren, daß in kurzer Zeit das Wasser des Ritorto von ihrem Blute buchstäblich gefärbt und von ihren Leichnamen erfüllt wurde. Indeß drangen die Preußen unter ihrem ergrimmten Anführer unwiderstehlich vor, erklommen das Ufer, stellten sich geordnet auf, vertrieben den Feind, und setzten glücklich durch einen zweiten Arm des Kanals, so daß die Franzosen schon in Unordnung zu weichen anfingen, und einige ihrer Bataillons, die abgeschnitten schienen, sich gefangen geben wollten; allein die Angreifenden

hatten noch einen dritten und tieferen Arm des Kanals vor sich, und schon war ihr Pulver theils verschossen, theils durch die Nässe unbrauchbar geworden, neuer Vorrath aber nicht sogleich über das zwiefache Wasser herbeizuschaffen; indem ihr Feuer einen Augenblick schwieg, begann mit neuer Heftigkeit das feindliche; aus Cassano, vom jenseitigen Ufer der Adda, und aus dem diesseitigen Brückenkopfe, schlug das französische Geschütz verheerend ein, und zugleich in äußerster Nähe, bloß durch das schmale Wasser des Kanals getrennt, wirkte das schrecklichste Gewehrfeuer. Unter diesen Umständen befahl Eugen den Angriff nicht weiter zu führen, übergab, seiner Wunden wegen, den Oberbefehl an Leopold, und zog sich aus dem schon aufgegebenen Kampfe zurück. Aber noch bis zum Abend wichen die Truppen nicht von der Stelle, und brachen erst mit der Nacht wider Willen und in bester Ordnung das Gefecht ab. Beide Theile eigneten sich die Siegesehre dieser blutigen Schlacht zu, in welcher der Verlust auf beiden Seiten ungefähr gleich war. Auf dem Wahlplatze wurden 7000 Todte gezählt, die Ertrunkenen ungerechnet. Wegen des unerträglichen Gestanks der Leichname verließen beide Heere die Gegend des Schlachtfeldes; die Kaiserlichen zogen nach Treviglio, die Franzosen nach Rivalta, wo sie einander auf's neue schlagfertig gegenüber standen. Leopold hatte mit wüthender Tapferkeit gefochten und inmitten des schrecklichsten Kugelregens stets die Truppen ermuntert. Der Verlust der Preußen war ungeheuer; Leopold suchte ihn anfangs in Berlin zu verhehlen, und da er ihn endlich dennoch in ganzem Umfang eingestehen mußte, so erhielt er vom Könige darüber einen Verweis, daß er das Leben der ihm anvertrauten Truppen so schonungslos vergeudet. Dagegen empfing er vom Kaiser Joseph dem Ersten ein Dank- und Belobungsschreiben wegen der von ihm und von allen Offizieren und Gemeinen bewiesenen außerordentlichen Tapferkeit. Ein lebendiges Andenken erhielt sich für Leopold und seine Preußen von dieser Schlacht bei Cassano in einem Kriegsmarsche, den die Landeseinwohner dem heldenmüthigen Feldherrn und seinen tapferen Schaaren zur Siegesfeier widmeten; bei einer Parade, wo dieser Marsch zuerst

gespielt wurde, gefiel er dem Fürsten und den Truppen so sehr, daß er von der Zeit an zum Lieblingsmarsch erhoben, und ihm mancherlei Wortfolge, wie Soldatenlaune sie eingab, angepaßt wurde: dies ist der Ursprung des nachher so berühmt gewordenen Dessauer Marsches, der fast ein Jahrhundert hindurch den Siegesschritt der Preußen begleitet hat. Den von Eugen ihm übertragenen Oberbefehl konnte Leopold selbst nicht lange führen; bald nach der Schlacht überfiel ihn ein hitziges Fieber als Folge der außerordentlichen Anstrengungen, die er zuerst bei dem Brückenbau und dann in der Schlacht bestanden, wo die gewaltigste Sonnenhitze die Kämpfenden fast verzehrte. Er mußte nach Brescia gebracht werden, wo die Fürstin seine Gemahlin, welche, wie schon früher, ihm in die Nähe des Kriegsschauplatzes nachgereist und jetzt von Trient herbeigeeilt war, ihn empfing, und durch ihre Gegenwart und treue Pflege die Hülfe der Aerzte so wirksam unterstützte, daß er nach drei Wochen bereits wieder hergestellt im Lager von Treviglio erscheinen konnte. Der Feldzug, welcher den anfänglichen Zweck nicht erreicht, aber doch den Vortheil gewährt hatte, daß der Feind die Belagerung von Turin aufschieben gemußt, bot keine wichtigen Ereignisse mehr dar. Die Truppen nahmen im Dezember Winterquartiere im Venetianischen, und Leopold ging nach Dessau zurück.

Seine Thätigkeit war auch außer dem Kriegsfelde unermüdet rege. Den Winter hindurch war er fast immer unterwegs, bald in Berlin, bald in Magdeburg, wo er für die Festungswerke, und zugleich für die gute Polizei, und selbst für die Verschönerung der Stadt wirksame Anordnungen traf, am häufigsten aber auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, und in seinen weitläuftigen Forsten nach Wunsche dargeboten fand. Dabei ließ er jedoch die Sorge für sein Land keinen Augenblick außer Acht. Unaufhörlich vermehrte und verbesserte er seinen Grundbesitz, legte neue Dörfer und Vorwerke an, und führte die genauste Aufsicht über alle Verwaltungszweige. Die Rechenkunst hielt er, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, so gut für eine Machtkunst, wie die der Waffen. In allen diesen Anstalten und Geschäften unterstützte ihn die Fürstin mit geschicktem Eifer; die Verwaltung des Landes

wurde leicht zu einer Sorge des Haushalts, und theils die Nothwendigkeit anhaltender Aufsicht, theils die Vermehrung der Kinder, mit denen ihre Ehe gesegnet wurde, machten ihre Gegenwart daheim bald unerläßlich. Sie blieb daher von den folgenden Feldzügen Leopold's, mit dem sie bisher manech Beschwerde und selbst Gefahr starkmüthig getheilt hatte, um jener Pflichten willen zurück. Leopold selbst aber gedachte nur um so eifriger der neuen Kriegsrüstungen. Er wandte in Berlin alle Bemühung an, um für den erlittenen Truppenverlust den schleunigsten Ersatz auszuwirken; die preußischen Streitkräfte in Italien bedurften einer völligen Wiederherstellung, wenn sie in dem bevorstehenden Feldzuge nicht als ein unbedeutender Haufen erscheinen sollten, dessen Anführung sich für Leopold kaum noch geziemt hätte. Der Eindruck der Aufopferung bei Cassano war jedoch für seinen Zweck sehr hinderlich, und noch schwieriger wurde die Sache, als gegen Ende des April 1706, während Leopold's Anwesenheit in Berlin, die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Montechiaro oder Calcinato einging, wo der Kaiserliche General Graf von Reventlow am 19. April, wenige Stunden vor Eugen's Ankunft bei dem Heere, von dem Herzoge von Vendome überfallen und geschlagen, und dabei abermals einige preußische Bataillons fast ganz vernichtet worden waren. Es wurde zweifelhaft, ob der König, außer der Hülfsmacht, die schon in Deutschland an der Seite der Kaiserlichen focht, eine solche auch ferner in Italien noch halten sollte. Doch siegte zuletzt Leopold's Einfluß am Hofe zu Berlin über alle widrigen Umstände und bedenklichen Meinungen, und die neue Truppensendung, für welche er jede Förderung in's Werk zu setzen gewußt, wurde seinem Verlangen gewährt.

Nach allen getroffenen Vorkehrungen eilte Leopold, zu dem bereits unglücklich eröffneten Feldzuge des Jahres 1706 in Italien sich persönlich einzufinden. Eugen hatte die Kaiserlichen Truppen bei Verona wieder gesammelt, mußte jedoch, bis die aus Deutschland erwarteten Verstärkungen eintrafen, geraume Zeit unthätig bleiben. Die Franzosen indeß betrieben eifrigst die im vorigen Jahre versäumte Belagerung von Turin, wo der Herzog von Savoyen, während er selbst sich

dem Heere Eugen's zuwandte, den Kaiserlichen Feldmarschall Grafen von Daun mit einer tapferen Besatzung zurückgelassen hatte. Gründe der Staatsklugheit wie der Kriegsführung geboten, diese schon hartbedrängte Hauptstadt des Herzogs nicht fallen zu lassen, und Eugen beschloß daher nach Piemont vorzudringen. Leopold erhielt den Auftrag, oberhalb Verona bei Rueta nova über die Etsch eine Brücke zu schlagen, welches er trotz aller Schwierigkeiten im Anfange des Juli glücklich bewerkstelligte. Eugen ging mit der Hauptstärke auf das rechte Ufer, während Leopold auf dem linken oberhalb bei Sankt-Michael mit 10,000 Mann noch sollte stehen bleiben; dieser aber ließ bei dem Oberfeldherrn anhalten, im Fall es gegen den Feind ginge, möchte er ihn und die preußischen Truppen nicht vergessen, sondern ihnen Theil an den Ereignissen gönnen, welches Eugen sehr freundlich aufnahm, und ihn auch alsbald am 16. Juli in starken Märschen nachfolgen ließ. Das Kaiserliche Heer ging nunmehr über den Kanal Bianco, über den Fluß Tartaro, und am 18. Juli bei Policella über den Po, dann über den Panaro, die Secchia, und am 1. August über den Kanal Ledo. Während Eugen auf dem rechten Ufer des Po solchergestalt immer aufwärts vorrückte, begleitete seinen Marsch auf dem linken Ufer in gleicher Richtung aufwärts das französische Heer unter dem Herzog von Orleans und dem Marschall von Marsin, welche den Herzog von Vendome im Oberbefehl abgelöst hatten. Unter den größten Anstrengungen, bei verderblichster Sonnenhitze, in welcher die Gewässer faul und stinkend wurden, und die nebeldünstende Luft sich mit unendlichem Erdstaub erfüllte, unter vielfachen Hindernissen und großem Zeitverlust, welchen der Angriff mehrerer Plätze und die erforderliche Vorsicht der Bewegungen verursachte, gelangte Eugen im Verlaufe des August über die Flüsse Lenza und Tanaro, und nach ungeheuern Drangsalen endlich nach Asti, worauf er sich am 1. September mit den Truppen des Herzogs von Savoyen bei Villa-Bellon vereinigte, am 4. September bei Carignano wieder auf das linke Ufer des Po übersetzte, und bis in die Nähe von Turin vorrückte. Der Herzog von Orleans hatte sich ebendaselbst mit dem Belagerungsheere des

Herzogs von Feuillade vereinigt, und in die weitläuftigen starken Verschanzungen, welche die Belagerung gegen das Entsatzheer deckten, zurückgezogen. Die französische Macht war beinah dreimal so stark, als die Kaiserliche, der Marschall von Marsin hinderte aber den Herzog von Orleans, seinen Vortheil im freien Felde zu benutzen. In dem Kriegsrathe, welchen Eugen nach Besichtigung der feindlichen Werke hielt, widerriethen viele Generale den Angriff gegen eine so überlegene und wohlgestellte Macht, und der Herzog von Savoyen selbst hielt unter diesen Umständen die Befreiung seiner Hauptstadt für unmöglich; doch Eugen war anderer Meinung, und Leopold, der bei dieser Gelegenheit gegen den Herzog von Savoyen einen Widerwillen faßte und bei seiner Gemüthsart nicht zurückhalten konnte, stimmte nachdrucksvoll jedem kühnen Vorhaben bei. Die Kaiserlichen lagerten am 5. September am Flusse Doire, und überfielen einen Zug von 2000 Maulthieren, die von Susa her zum französischen Lager gingen; Leopold verfolgte mit preußischen Grenadieren und Dragonern die Flüchtigen nach dem Schlosse Pianesse, welches, so ungestümen Angriffs nicht gewärtig, sich ergab, als schon die Preußen durch Keller und unterirdische Gänge siegend eindrangen. Am folgenden Tage ging das Heer mit klingendem Spiel über die Doire, und nahm den Verschanzungen des Feindes gegenüber eine Stellung, deren rechter Flügel sich vorwärts von Pianesse an die Doire, der linke vorwärts der Veneria an die Stura lehnte. Auf dem äußersten linken Flügel standen unter Leopold's Anführung die Preußen. Am 7. September frühmorgens rückte das ganze Heer in bewunderter Ordnung zum Angriff. Der Herzog von Savoyen sprengte zu den Preußen heran, fragte, wer hier den Befehl führe, und als Leopold ihm geantwortet und sich selbst genannt, zeigte er diesem einige Landhäuser, aus welchen die Franzosen gleich zu vertreiben seien. Leopold erwiederte kalt, heut Abend würde er sie ihm alle gefangen zeigen, und verfolgte seinen Weg, ohne sich um die Landhäuser und den Herzog, der durch diesen Auftritt ihm nicht angenehmer wurde, zu bekümmern. Unter dem heftigsten Kanonenfeuer des Feindes bewerkstelligte das Heer seinen Aufmarsch, der beinah zwei

Stunden Zeit erforderte. Leopold eröffnete mit den Preußen den Angriff; entschlossen rückten sie gegen eine Batterie von 40 Kanonen vor, die vielfachen Tod in ihre Reihen warf; am Fuße der Verschanzung aber, wo ein kreuzendes Feuer sie traf, mußten sie anhalten, und hier begann nunmehr ein fürchterliches Gewehrfeuer. Geraume Zeit trugen die Preußen allein die ganze Last des Gefechts, weil die übrigen Truppen wegen Ungleichheit des Bodens erst später in die Schlachtlinie gelangten. Lange stand der Kampf hier unentschieden. Die Preußen geriethen endlich durch das feindliche Feuer in Verwirrung, und fingen an zu weichen, augenblicklich aber stellte Leopold die Ordnung her, und mit Eugen vereint, der zu dem linken Flügel herübergeeilt, setzte er sich an die Spitze der Grenadiere, führte sie mit scharfgeschultertem Gewehr dem tobenden Geschütz- und Gewehrfeuer wieder entgegen und bis auf zehn Schritt an die Verschanzung heran, und gab dann erst Befehl zum Feuern und Anstürmen. Unter einem Hagel von Kugeln und Granaten wurde der Graben überschritten und der Wall erstiegen. Leopold kämpfte zu Fuß, da sein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen worden. Inmitten des stärksten Feuers, da die Franzosen eben zu wanken anfingen, trat er, von der Kriegsarbeit ganz erschöpft, an einen Hauptmann heran, der seine Kompanie führte, und fragte ihn gelassen, ob er an ihm eine Wunde sehe? Auf die Verneinung fragte er ihn weiter, ob er was zu trinken habe? Eine Flasche Branntewein war zur Hand. Leopold that einen tüchtigen Schluck, ein Grenadier reichte ihm aus dem Tornister ein Stück Kommißbrot dazu, und dies in die eine, den Degen in die andre Hand nehmend wandte er sich wieder gegen den Feind, indem er gleichgültig so hin sagte, er hielte dafür, es sei nun vorbei, und nichts mehr zu besorgen, obgleich das Feuer auf allen Seiten noch in ganzer Furchtbarkeit wüthete, und die französische Reiterei die eingedrungenen Preußen wieder zurückzutreiben suchte. Doch sie hielten Stand, und nach und nach drangen auch die übrigen Heerestheile in die Verschanzung ein, die Besatzung von Turin machte gleichzeitig einen Ausfall, und der Anblick dreier preußischen Grenadiere, die längs der Doire, wo die Ver-

schanzung endete, in den Rücken des Feindes geschlichen waren, erregte plötzlich in dessen Reihen ein panisches Schrecken, die Franzosen wandten sich allgemein zur Flucht, und schnell entschied sich ihre völligste Niederlage. Auf jeder Seite wurden in dieser Schlacht gegen 3000 Todte gezählt, die Franzosen verloren überdies 7000 Gefangene, unter welchen der tödtlichverwundete Marschall von Marsin, 220 Stücke Geschütz, 40 Fahnen und Standarten und 3 Paar Pauken, nebst unendlichen Kriegsvorräthen und Gepäck. Der Herzog von Savoyen zog am nämlichen Tage unter festlichem Empfang in seine befreite Hauptstadt ein. Da er aber die verwundeten Preußen nicht dort aufnehmen wollte, so wurde Leopold's Grimm auf's neue rege, und auch als endlich die Aufnahme denn doch erfolgte, wollte er selbst nicht in die Stadt kommen, sondern blieb grollend auf dem Schlosse des alten Thiergartens. Sein unbezwinglicher Muth, die Tapferkeit der Preußen, ihr Antheil an dem Siege, wurden von dem ganzen Heere ruhmvoll anerkannt. Der Kaiser Joseph der Erste erließ an ihn abermals ein prächtiges Belohnungsschreiben. Das Heer theilte sich hierauf am 13. September nach verschiedenen Richtungen, um den Feind aus Piemont und Mailand völlig zu vertreiben. Leopold war mit seinen Preußen am 20. September bei der Eroberung von Novara, am 26. bei der Besitznahme von Mailand. Hierauf wandte er sich gegen Pizzighetone, eroberte am 6. Oktober an der Spitze von 800 Preußen mit stürmender Hand das jenseits der Adda gelegene Fort Ghera, und zwang am 23. durch Erstürmung des bedeckten Wegs die Festung selbst zur Uebergabe. Der Feldzug wurde hiermit glorreich geendet. Die Truppen zogen in die Winterquartiere, Leopold aber reiste über Mailand und Graubündten nach Hause, und langte am 15. November glücklich bei den Seinigen an. Der Ruf seiner neuen Thaten war ihm nach Dessau und Berlin glänzend vorangeeilt; doch wurde hier bei aller ehrenvollsten Anerkennung, die man der Tapferkeit nicht versagen konnte, der abermalige große Truppenverlust bedenklichst angemerkt.

Leopold ging im Frühjahr 1707 selbst nach Berlin, um die schlimmen Eindrücke, welche gegen ihn Statt fanden, zu

zerstören. Der Hof König Friedrich's des Ersten war damals, heißt es in Friedrich's des Großen Denkwürdigkeiten, von Ränken und Umtrieben angefüllt; die einflußreichen Günstlinge waren geringes Geistes, ihre Kunstgriffe plump, ihr Treiben ungeschickt, sie haßten sich untereinander, und suchten sich wechselsweise zu verdrängen; wenn sie mit einander übereinstimmten, so war es nur aus gleicher Begierde, sich auf Kosten ihres Herrn zu bereichern. Unter diesen Leuten hatte Leopold entschiedene Gegner; sie beneideten seinen Kriegsruhm, sie fürchteten sein Ansehen. Laut wurde gesagt, er kämpfe mehr als ein Oesterreicher, denn als ein Preuße, und verschwende die Kräfte des Staats für fremden Dank. Neue Verstärkungen abzusenden, hieß es, sei nicht rathsam in einer Zeit, da die Unruhen des nordischen Krieges in der Nähe drohten. In der That waren die Schweden unter Karl dem Zwölften in Sachsen eingerückt, und es entstanden wegen ihrer ferneren Absichten in Deutschland große Besorgnisse. Indeß durfte man sich darüber bald beruhigen, da Karl keine Neigung zeigte, die Zahl seiner Gegner noch durch den König von Preußen zu vermehren. Leopold jedoch, ungeachtet seines rauhen Ungestüms nicht ohne listige Verschlagenheit, wußte den Ränken seiner Feinde durch andre zu begegnen, für seine Meinung den Kronprinzen zu gewinnen, und zuletzt bei dem Könige selbst durchzudringen. Der König erklärte, seine Zufriedenheit über den von Leopold im Felde geführten Oberbefehl sei so groß, als sie nur sein könne, und des Fürsten große Feldherrngaben und Kriegseinsichten seien ihm wohlerkannt und geschätzt. Die Auswechselung der bei Calcinato in Gefangenschaft gerathenen Preußen wurde angeordnet, neue Mannschaft zum Ersatz der vor Turin gefallenen und sonst abgegangenen bewilligt. Durch alle diese Umstände jedoch sah Leopold seine Abreise nach Italien bis zum Ende des Juni verzögert, und traf erst am 14. Juli zu Nizza bei dem Heere ein, welches eben im Begriff war über den Var zu setzen, und in die Provence einzudringen. Diese kühne Unternehmung konnte für Ludwig den Vierzehnten höchst gefährlich werden, wenn Eugen dieselbe mit gesammter Macht hätte ausführen dürfen; allein der Hof von Wien wünschte vor allem andern

sich des Königreichs Neapel zu versichern, und deßhalb hatte der Feldmarschall Graf von Daun mit einem ansehnlichen Theil des Heeres, worunter auch einige preußische Bataillons, dahin aufbrechen müssen. Eugen langte zwar mit 32,000 Mann am 26. Juli vor Toulon an, und begann sogleich mit kräftigsten Anstalten die Belagerungswerke, allein die Franzosen unter dem Marschall von Tesse standen auf den nahen Bergen unangreifbar in einem verschanzten Lager, behielten rückwärts nach Westen alle Verbindungen offen, und zogen von daher täglich Verstärkungen an sich. Leopold inzwischen führte auf dem linken Flügel, zunächst am Meere, den Angriff gegen die Forts Saint-Louis und Saint-Marguerite, und brachte mit größter Anstrengung und Tapferkeit unter dem stärksten feindlichen Feuer die Batterieen zu Stande. Am 15. August machten die Franzosen einen Ausfall, der auf dem rechten Flügel des Kaiserlichen Heeres einigen Erfolg hatte, auf dem linken aber von Leopold hauptsächlich durch 3 preußische Bataillons, welche er mit kluger Voraussicht aufgestellt, tapfer zurückgewiesen wurde. Die Forts Saint-Marguerite und Saint-Louis, unter Mitwirkung der englischen Flotte heftig beschossen, wurden einige Tage nachher erobert, und später in die Luft gesprengt; Toulon selbst erlitt eine furchtbare Beschießung; allein während die Stadt in vollen Flammen stand, trat Eugen am 22. August in aller Stille den Rückzug an, welchen in der That das starke Herannahen französischer Truppen aus dem Innern und vom Rheine her, so wie der allgemeine Aufstand des Landvolks in der Provence dem Kaiserlichen Heere ohne Aufschub anbefahlen. Am 31. August ging alles wieder über den Var zurück, und die ganze Unternehmung blieb ein fehlgeschlagener Versuch. Um nicht den Feldzug mit diesem großen Mißlingen, welches viele nachtheilige Reden verursachte, zu beendigen, beschloß Eugen einen Angriff gegen Susa zu unternehmen. Leopold erhielt den Befehl über die Vortruppen, rückte am 18. September in die Nähe von Susa, bemächtigte sich des hohen Gebirges, und schlug den Feind überall aus seinen in der Umgegend angelegten Schanzen in die Festung zurück, die hierauf völlig eingeengt, und trotz aller Hindernisse, welche die Aufpflanzung

des schweren Geschützes in dem steinigen Gebirgsboden fand, so wirksam beschossen wurde, daß am 22. September die Uebergabe erfolgte, ehe der Marschall von Tesse zum Entsatz herankommen konnte. Hierauf begab sich Leopold mit allen Generalen zu dem Kriegsrathe, welchen der Herzog von Savoyen nach Turin wegen der Anordnung des künftigen Feldzugs berufen hatte. Hier brach endlich der alte Zwiespalt in volle Flammen aus. Leopold begehrte kraftvolle, entschlossene Fortsetzung des Krieges, der Herzog bezeigte dazu keine Lust, sondern verhielt sich bei allen Vorschlägen nur immer bedenklich und schwierig, so daß gegen seine Lauheit kein Eifer Bestand finden konnte. Unverhohlen wurde gesagt, es sei ihm kein rechter Ernst mit dem Kriege gegen Frankreich, er habe von Ludwig dem Vierzehnten eine große Summe Geldes empfangen, und dafür auch schon die Unternehmung gegen Toulon vereitelt, die ohne seine Zögerungen früher in's Werk gerichtet, und dann zuverlässig würde gelungen sein. Nach manchen bitteren und heftigen Gegenreden trennte sich die Versammlung in höchstem Unfrieden. Der Herzog hatte allerdings der Staatsklugheit gemäß erachtet, zwischen Oesterreich und Frankreich niemals unbedingt, sondern nur mit großem Vorbehalt die Rolle von Freund und Feind zu spielen; er mußte fürchten, wenn die Kaiserlichen Waffen durch irgend ein Ereigniß nach Deutschland gerufen würden, der ganzen Macht und Rache Ludwig's des Vierzehnten, wie schon früher, allein gegenüber zu bleiben. Er wunderte sich, daß Leopold, der freilich im Kriege keine Rücksicht eigener Erhaltung kannte, ihm sein Benehmen zur Schuld auslegen wollte. Mit vornehmer Mäßigung, welche die Gegenstände des Danks wie der Empfindlichkeit nur verringert im Bewußtsein trägt, äußerte er später folgendes Urtheil über ihn: „Der Fürst von Anhalt hat zu viel Feuer, wenn er aber zu reiferem Alter gelangen sollte, wird er gewiß ein großer General werden, und ist er mit allen Gaben eines wackern Offiziers versehen, hat auch eines und das andere dazu beigetragen, mir die Krone zu erhalten." Leopold faßte den festen Vorsatz, nicht wieder nach Italien zurückzukehren, zumal wenn Eugen nach Deutschland gehen, und dadurch dem Herzoge

von Savoyen der Oberbefehl zu Theil werden sollte. Er führte die Truppen in die Winterquartiere, kam den 17. November nach Dessau, und ging darauf nach Berlin, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Der König sowohl als der Kronprinz hielten beiderseits ihn bestens in ihren Gnaden. In beider Gegenwart musterte Leopold im Januar 1708 zu Saarmund die für Italien angeworbenen Ersatztruppen, zu deren Abholung eine starke Mannschaft von dort gekommen war, ließ sie alle Waffenübungen und Kriegsbewegungen durchmachen, und überreichte bei dieser Gelegenheit dem Könige feierlich die in den vorigen Feldzügen eroberten Fahnen, Standarten, Trommeln und andere Siegeszeichen.

Durch Umstände, deren Beseitigung nicht zu bewirken war, sah Leopold den Feldzug des Jahres 1708 seiner Theilnahme verschlossen. Die Befehlführung der preußischen Truppen in Italien lehnte er ab, um nicht unter dem Herzoge von Savoyen zu dienen, sie wurde dem Generallieutenant von Arnim übertragen; in den Niederlanden aber bei dem Kaiserlichen Heere, dessen Führung jetzt Eugen übernahm, befehligte schon der General Graf von Lottum die preußischen Hülfstruppen mit Ruhm und Erfolg. Voll Mißvergnügen kehrte Leopold nach Dessau zurück, und suchte sich durch andere Thätigkeit zu zerstreuen. Außer dem Kriegswesen, mit dem er unter allen Umständen sich zu schaffen machte, nahmen besonders die Vergnügungen der Jagd, und dann auch der Ernst seiner landesfürstlichen Anordnungen seine Thätigkeit in Anspruch. Sein unruhiger Geist bedurfte steter Bewegung, sein kraftvoller Sinn starker Reize. Viele gemeinnützige Anstalten und Arbeiten setzte er durchgreifend in's Werk, die trefflichen Elbdämme, welche schon das Jahr vorher begonnen waren, die vielfachen Bauten zu Dessau, die neuen Anlagen aller Art, wurden eifrigst gefördert. Die kraftvolle Hand aber, welche den Unterthanen in so vielem Betrachte schützend und wohlthätig erschien, mußte dem Einzelnen oft auch durch die Schwere ihres Drucks kund werden. Sein Wollen war jedesmal vollständig und unbedingt; so weit Gewalt reichte, gab es für ihn nicht leicht ein Hinderniß; die Verhältnisse und Gerechtsamen Andrer mußten sich seinem Gutdünken unter-

ordnen. In diese Zeit fällt auch schon der Anfang seines Verfahrens gegen die adeligen Gutsbesitzer in seinem Lande. Er war auf den Gedanken gerathen, er müsse der Alleinbesitzer aller in seinem Fürstenthume gelegenen Rittergüter und andern einträglichen Grundstücke sein, und suchte daher die ansässigen Edelleute nach und nach zu verdrängen; wer sein Eigenthum nicht abtreten, oder die dargebotene Summe, deren Betrag jedoch dem Werthe der Gegenstände in meist billiger Schätzung noch ziemlich entsprach, nicht annehmen wollte, der wurde von unsäglichen Bedrückungen und Quälereien heimgesucht, für die zuletzt kein anderes Mittel war, als in den Verkauf zu willigen. Oft kam der Einwilligung die gewaltsame Austreibung noch zuvor; die bitterste Beschwerde, die Anrufung fremden Schutzes, die förmliche Klage bei dem Reichskammergericht, alles blieb in dieser Sache fruchtlos. Mit unnachlassender Hartnäckigkeit strebte Leopold durch viele nachfolgende Jahre unbekümmert seinem Zwecke nach, bis er denselben zuletzt vollständig erreicht hatte. Auch von seinen Stammverwandten, von Preußen, von dem Domkapitel zu Magdeburg, erkaufte und ertauschte er möglichst vortheilhaft den ihm gelegenen Besitz, Lehne, Zinsen, oder löste die fremden Rechte und Ansprüche ab. Bei der großen Ordnung und Sorgfalt in seinen Angelegenheiten hatte er stets das erforderliche baare Geld bereit, und konnte jede günstige Veranlassung zu dessen zeitgemäßem Gebrauche sogleich ergreifen. Die Abgaben und Steuern seiner Unterthanen erhöhte er jedoch nicht; vielmehr verordnete er in dem erwähnten Jahre 1708 eine mäßigere Gerichtstaxe, und trug überall Sorge, den Zustand des Volkes zu verbessern. Diese Angelegenheiten indeß beschäftigten ihn nur untermischt mit vielen andern. Er war häufig in Berlin und in Magdeburg, wo die Verhältnisse des Dienstes seine Gegenwart erforderten. Am 30. April hatte er mit Eugen, der aus dem Haag über Hannover nach Wien zurückkehrte, bei Aschersleben eine Zusammenkunft, und reiste darauf mit ihm nach Leipzig, um den König August von Polen, welchen der im September 1707 erfolgte Abzug der Schweden endlich wieder aufathmen ließ, zu besuchen. Bald nachher besuchte ihn selbst in Dessau der König von

Preußen mit ansehnlichem Gefolge, und wohnte vielen herrlichen Lustbarkeiten bei, welche dem hohen Gaste zu Ehren veranstaltet wurden. Leopold soll den Betreibungen nicht fremd geblieben sein, durch welche damals der König bewogen wurde, sich zum drittenmal, mit einer Prinzessin von Mecklenburg, zu vermählen, welches auch bald nachher geschah, aber nicht eben glücklich ausfiel. Er war schlau und geschickt genug, um bei diesem zarten Gegenstande auch des Kronprinzen Gewogenheit sorgsam festzuhalten, und in dessen Gunst sogar noch höher zu steigen. Konnte in solchen Fällen seine kriegerische Derbheit staatskluger Feinheit weichen, so gab sie dagegen bei anderem Anlaß auch dem Ergusse herzlicher Empfindung Raum; als seine Mutter im Anfange des November auf dem Schlosse Oranienbaum gefährlich erkrankte, eilte er bekümmert herbei, und blieb voll zärtlicher Sorgfalt bis zum Augenblicke des Hinscheidens tröstend an ihrer Seite.

Im folgenden Jahre 1709 begab sich Leopold zuvörderst nach Berlin, dann auf einen Monat zu seiner Schwester, der Markgräfin von Brandenburg, nach Schwedt. Inzwischen traf der Kronprinz von Preußen, dem das Leben am Hofe mißfiel, mit Leopold die Verabredung, den bevorstehenden Feldzug in den Niederlanden als Freiwillige mitzumachen. Leopold sandte in dieser Angelegenheit seinen vertrauten Hofrath von Raumer nach Wien, mit geheimen Aufträgen an den Prinzen Eugen, dessen Einwirkung hiebei sehr zu wünschen war. Er mochte sich schmeicheln, durch des Prinzen Verwendung vielleicht doch noch den Oberbefehl in den Niederlanden über die preußischen Truppen zu erlangen; allein diese Hoffnung wurde getäuscht; der Graf von Lottum behielt diesmal noch die Befehlshaberschaft. Durch mancherlei Umstände verzögerte sich die Ankunft bei dem Heere bis in den Juli, da eben die Belagerung von Tournay vor sich ging. Leopold befand sich hier mit dem Kronprinzen in der täglichen Gesellschaft Eugen's und Marlborough's, um welche auch die andern ausgezeichneten Feldherrn der verbündeten Heeresmacht stets versammelt waren. Der König von Polen und viele andere regierende Fürsten fanden sich gleichfalls ein. Für

Leopold bedurfte es nicht erst des Sporns, vor solchen Zuschauern sich hervorzuthun. Stets überall zugegen, wo Gefahr und Arbeit am größten war, hielt er sich doch vorzugsweise zu den preußischen Truppen, bezog mit ihnen die Laufgräben, munterte sie bei ihren Beschwerden auf, und befeuerte ihren Muth zu neuer Anstrengung. Nachdem die Festung am 3. September zur Uebergabe gebracht worden, rückten Eugen und Marlborough mit vereinter Macht gegen das französische Heer unter den Marschällen von Boufflers und von Villars, um demselben eine Schlacht zu liefern. Eugen, dessen vertraute Zuneigung für Leopold eine solche Gelegenheit gern benutzen wollte, hatte ihm den Befehl derjenigen preußischen Truppen zugedacht, die sich gesondert bei dem Hauptheere befanden, während die übrigen unter ihrem Oberbefehlshaber noch bei Dornick standen; allein am Abend vor der Schlacht traf dieser mit 15 Bataillons von dorther ein, und Leopold hatte den Verdruß, wieder zurücktreten zu müssen. Es erfolgte darauf die große Schlacht von Malplaquet, eine der blutigsten, die je gefochten worden; es blieben auf jeder Seite 20,000 Mann. Die Tapferkeit der Preußen hatte auch hier wieder den größten Antheil an dem Siege; der General Graf Finck von Finckenstein erstürmte zuerst die feindliche Verschanzung. Leopold hielt sich an der Seite Eugen's, und theilte mit ihm in dieser furchtbaren Schlacht wenigstens Eifer und Gefahr. Der Feldzug wurde mit der Uebergabe von Mons, nach einer dreiwöchentlichen Belagerung, am 20. Oktober beendigt. Im November befand sich Leopold bereits wieder in Berlin, und ging darauf nach Dessau.

Unerträglich war ihm der Gedanke, noch fernerhin bloß als Freiwilliger in's Feld mitzugehen, er der schon große Befehlsmacht geführt, und den Beruf zu solcher in diesem letzten Feldzuge wieder so lebendig hatte fühlen müssen! Seine offenbaren und geheimen Bemühungen gingen alle dahin, wieder den Oberbefehl zu erhalten. Wirklich erlangte sein geschicktes Betreiben, unterstützt von Eugen's dringender Empfehlung, daß der König bei einem dreitägigen Besuche, den er im Anfange des Jahres 1710 in Dessau machte, vorläufig erklärte, Leopold solle an des Grafen von Lottum

Statt die Truppen in den Niederlanden befehligen. Den noch unsicheren Entschluß zu befestigen, ging Leopold im März selbst wieder an den Hof, wo ihm noch manche Schwierigkeit entgegenstand, bis Eugen durch seinen persönlichen Besuch in Berlin die Sache zur völligen Entscheidung brachte. Eugen nahm sein Absteigequartier bei Leopold im Fürstenhause auf dem Werder; nach viertägigem Aufenthalte setzte er am 5. April die Reise nach den Niederlanden fort, wohin ihm den Tag darauf Leopold folgte. Dieser befehligte hier jetzt 19 Bataillons und 42 Schwadronen preußischer Truppen, welche in englischem und holländischem Solde standen. Er rückte sogleich zur Belagerung von Douay, und führte unter Eugen den einen der beiden Angriffe, welche am 5. Mai gegen die Festung eröffnet wurden; den andern leitete unter Marlborough der Fürst von Nassau-Diez. Der französische General Graf Albergotti befehligte die 10,000 Mann starke Besatzung. Die Vertheidigung war hartnäckig; die Belagerten machten glückliche Ausfälle, ließen Minen springen, und hielten auf alle Weise die Angriffsarbeiten auf. Eines Tages, da Leopold zwischen den Sandsäcken hervor nach den Werken schaute, schlug eine Gewehrkugel neben ihm in die Faschinen ein, und verwundete ihn durch einen losgesprengten Splitter über dem rechten Auge. Doch ihn kümmerte die Wunde wenig; mit unermüdbarem Eifer betrieb er die Fortsetzung des Angriffs. Durch Anzündung einer französischen Mine am 10. Juni, flog ein feindlicher Soldat unbeschädigt zu den Belagerern herüber, welche durch ihn die wichtige Kundschaft von dem inneren Zustande der Festung erhielten. Die Preußen erstürmten endlich am 24. Juni zwei Halbmonde, deren einen sie nach zweistündigem Gefecht behaupteten; und schon trafen sie die Anstalten zu einem Hauptsturme, als die Franzosen auf der Seite von Leopold's Angriff die weiße Fahne aufsteckten, worauf am 27. Juni die Uebergabe erfolgte. Von den Generalen von Schulenburg und von Fagel wurde sodann die Festung Bethune belagert, und als diese eingenommen war, schritt man zur gleichzeitigen Belagerung von Saint-Venant und Aire; jene wurde dem Fürsten von Nassau übertragen, bei dieser führte Leopold den Ober-

befehl. Am 12. September eröffnete er die Laufgräben. Der französische Marquis von Guebriant, an der Spitze von 8000 Mann, hielt sich äußerst tapfer, und zog die Belagerung sehr in die Länge. Leopold hatte hier Gelegenheit, seine hartnäckige Geduld und unverdrossene Ausdauer zu bewähren. Regenwasser füllte die Eingrabungen, Ausfälle zerstörten die Arbeiten, an der Tapferkeit der Belagerten scheiterten wiederholte Stürme. Eugen und Marlborough wollten die Belagerung schon aufheben lassen, aber Leopold war nicht so leicht zu erschüttern; bald war er trotz aller Hindernisse im Stande die Stadt aus 100 Feuerschlünden zu beschießen, erstürmte dann, den Verlust seiner besten Grenadiere nicht achtend, den bedeckten Weg, und erzwang am 8. November die völlige Uebergabe. Mit dieser glänzenden Waffenthat beschloß Leopold den Feldzug, die Preußen nahmen Winterquartiere in den Niederlanden, und er selbst kam den 21. Dezember nach Dessau zurück.

Im Anfange des Jahres 1711 verfügte sich Leopold zu wiederholtenmalen nach Berlin, um die nöthigen Anstalten für den bevorstehenden Feldzug zu verabreden. Auch führte er den Generalmajor von Stille, den er wegen der in Italien bewiesenen Tapferkeit ganz besonders hochhielt, als seinen Unterbefehlshaber in Magdeburg ein, und ordnete daselbst vielfache Verbesserung und Vermehrung der Festungswerke an. Darauf begab er sich nach den Niederlanden, und traf am 23. April in Gent ein, von wo er den Herzog von Marlborough nach Dornick zum Sammelplatze des Heeres begleitete. Hier sollten indeß die Verhältnisse bald eine sehr veränderte Gestalt empfangen. Der Kaiser Joseph der Erste war am 17. April, erst 33 Jahr alt, gestorben, und sein Bruder, der Erzherzog Karl, welcher bisher die spanische Krone angesprochen, gewann dadurch eine neue Stellung und Aussicht. Eugen wurde nunmehr dem Kriegsschauplatze größtentheils entzogen; er hatte wichtige Unterhandlungen zu leiten, und als Reichsfeldmarschall an der Spitze eines Heeres von 45,000 Mann, das bei Speier aufgestellt wurde, in Frankfurt am Main die Kaiserwahl zu decken, welche ein französisches Heer durch feindlichen Einbruch zu stören drohte. Marlborough führte

zwar den Oberbefehl in den Niederlanden fort, aber auch ihn hemmten die veränderten Ansichten seines Hofes. Die Zeit verging daher fast ganz in Unthätigkeit. Leopold hatte sein Quartier bei Anchin in der Abtei zu den vier Thürmen, wo er am 23. Mai Eugen's Besuch empfing. Am 5. Juli erkrankte er plötzlich, und bekam ein heftiges Fieber; er wurde nach Bethune gebracht, durch Marlborough's Leibarzt aber bald wieder so weit hergestellt, daß er am 4. August den geschickten Kriegsbewegungen beiwohnen konnte, durch welche Marlborough den Marschall von Villars aus den für unüberwindlich gehaltenen Linien von Arras ohne Schwertstreich vertrieb. Außer der Belagerung von Bouchain, dessen Uebergabe am 12. Oktober erfolgte, wurde indeß nichts Bedeutendes mehr ausgeführt, und nachdem die Truppen ihre Winterquartiere bezogen, kehrte Leopold in die Heimath zurück.

Mannigfache Angelegenheiten riefen ihn wie gewöhnlich nach Berlin. Er wohnte den großen Festlichkeiten bei, welche wegen der am 24. Januar erfolgten glücklichen Entbindung der Kronprinzessin Statt fanden, und vertrat bei der Taufe des Prinzen — als König später Friedrich der Große genannt — die Stelle der abwesenden hohen Pathen. Im April, nachdem er eben vom Fieber erstanden, begab er sich abermals nach Berlin, wo die politischen Verhältnisse wichtige Berathungen forderten. Durch den Tod Kaiser Joseph's des Ersten und die Erwählung Kaiser Karl's des Sechsten hatte der Krieg um die spanische Erbfolge ein durchaus verändertes Ansehen erhalten. Großbritannien trennte sich mehr und mehr von den Verbündeten, und die Auflösung aller bisherigen Verhältnisse drohte dem Frieden ungünstig voranzueilen. Für Preußen war die Lage der Dinge äußerst schwierig, die preußischen Truppen in den Niederlanden sollten theils von England, theils von Holland besoldet werden, allein die Zahlungen stockten, und blieben von Seiten Hollands bald völlig aus. Der König wollte schon seine Truppen von dem Heere zurückziehen, doch wußte der Erbprinz von Hessen-Kassel, der als holländischer General deßhalb nach Berlin kam, und durch Leopold's eifrige Vorstellungen wirksam unterstützt wurde, diesen Schlag noch abzuwenden, und Leopold

reiste im Mai nach den Niederlanden, um den bisher geführten Oberbefehl für den neuen Feldzug wieder anzutreten. Statt Marlborough's, der in Ungnade gefallen und wegen seiner Kriegsverwaltung in Untersuchung gekommen war, befehligte hier neben Eugen jetzt der Herzog von Ormond, auf dessen Mitwirkung gegen den Feind die übrigen Verbündeten nur wenig zählen konnten. Gleichwohl ließ Eugen in diesen mißlichen Umständen, die durch Unthätigkeit nur verschlimmert werden mußten, am 8. Juni die Belagerung von le Quesnoy durch den General von Fagel unternehmen; Leopold erbat sich zwar die Führung derselben, allein Eugen erwiederte, in dieser schwierigen Zeit wünsche er einen solch erprobten Gefährten und Freund nicht von seiner Seite zu lassen, auch müsse er Bedenken tragen, zu dieser Unternehmung die in englischem Solde stehenden preußischen Truppen zu verwenden und dadurch einen Widerspruch des englischen Feldherrn unzeitig aufzuregen. In der That, noch vor Ablauf jener Belagerung, ließ der Herzog von Ormond, den nahen Abschluß des Friedens zwischen England und Frankreich voraussehend, an Leopold die Aufforderung ergehen, mit den preußischen Truppen sich von Eugen's Heer zu trennen, und gegen die Franzosen alle Feindseligkeiten einzustellen. Leopold antwortete, ihm sei von seinem Könige befohlen, in Gemeinschaft der anderen Verbündeten gegen die Franzosen Krieg zu führen; dieser Krieg daure unter Eugen's Leitung fort, und jener Befehl sei nicht zurückgenommen, ihm könne daher das Abtreten der Engländer nicht zur Richtschnur dienen, übrigens aber wolle er von Berlin nähere Verhaltungsbefehle einholen. Bevor diese eintreffen konnten, wiederholte Ormond jene Aufforderung als Befehl an alle deutsche von England besoldeten Truppen. Eugen berief deßhalb einen großen Kriegsrath, in welchem Leopold zuerst auftrat, und mit kurzen Worten seine obige Meinung aussprach, welcher die meisten andern Befehlshaber sodann beistimmten. Lord Raby, damals englischer Gesandter im Haag, der früher in gleicher Eigenschaft am Hofe zu Berlin mit Leopold bekannt geworden, schrieb ihm einen weitläuftigen Brief, um eine Aenderung seines Sinnes zu bewirken, allein dieser antwortete kurz, er

könne nichts thun, als das empfangene Schreiben seinem Hof einschicken, und dessen Befehle abwarten. Mit dem Herzoge von Ormond, der seinen Gehorsam ertrotzen wollte, wechselte er heftige Worte, und stand nur um so fester auf Eugen's Seite. Leopold erhielt am 7. Juli die Königliche Billigung seines bisherigen Benehmens, und den Befehl, in Eugen's Heere den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Der Kaiser Karl der Sechste belobte höchlich die standhafte Anhänglichkeit, welche Leopold für ihn bewiesen, und schenkte ihm dafür seine dankbarste Gewogenheit.

Eugen indeß, damit es nicht scheine, als sei durch die Trennung der Engländer von der verbündeten Sache auch den Kaiserlichen Waffen ein Stillstand auferlegt, schritt sogleich zur Belagerung von Landrecies; während er selbst mit der Hauptmacht sich in Verfassung setzte den Marschall von Villars abzuhalten, rückte Leopold mit 36 Bataillons und 40 Schwadronen zum Angriff gegen die Festung an. Schon war das Werk durch Leopold's eifrigsten Betrieb in bestem Fortgang, als am 24. Juli Villars unvermuthet bei Denain dem General Grafen von Albemarle eine Niederlage beibrachte, deren Folgen nicht nachtheiliger sein konnten. Eugen wollte zwar anfangs die Belagerung von Landrecies fortgesetzt wissen, ertheilte aber nach wenig Tagen den Befehl sie aufzuheben, und zog mit allen Truppen über die Schelde in eine feste Stellung bei Maubeuge. Er durfte der Uebermacht des Feindes keine Schlacht bieten, und mußte es geschehen lassen, daß Villars die Festungen Douay, le Quesnoy und Bouchain wiedereroberte. Zu Ende des Oktobers gingen die Truppen beiderseits in die Winterquartiere. Leopold aber hatte noch eine besondere Unternehmung auszuführen.

Schon lange befand sich der König von Preußen in Streit mit der Republik Holland wegen der oranischen Erbschaft. Ihm war das Fürstenthum Mörs als rechtmäßiges Eigenthum zugesprochen, gleichwohl weigerten sich die Generalstaaten, welche die Rechte des Hauses Nassau dabei zu vertreten vorgaben, ihre Truppen herauszuziehen. Der König wurde zuletzt über diese Vorenthaltung unwillig, und schon im September empfing Leopold geheimen Befehl, sich bei

Ausgang des Feldzugs der Stadt und Citadelle von Mörs durch Ueberrumpelung zu bemächtigen; die Art und Weise blieb völlig seinem Gutdünken überlassen. Leopold, dessen entschlossene Kraft sich leicht mit schlauer Vorsicht verband, zog fürerst von der Oertlichkeit gute Kundschaft ein, und war dann bald mit seinem Anschlage fertig. Auf dem Marsche von Aachen nach Geldern, gelangte er mit einigen preußischen Truppen am 6. November ohne verdächtigen Anschein nach Ordingen, in der Nähe von Mörs. Sogleich ließ er alle Wege sperren, damit seine Ankunft geheim bliebe, und zog dann um Mitternacht mit Grenadieren und Reitern, welchen einige Wagen mit Nachen folgten, bis vor die Citadelle von Mörs. Unentdeckt gelangten sie an den Wassergraben, einige Offiziere und Soldaten schwammen an einer schon vorher bestimmten Stelle durch, legten schnell auf den mitgebrachten Nachen eine Laufbrücke, und der Wall wurde erstiegen, ohne daß die Schildwachen, von dem Lärm zweier benachbarten Mühlen betäubt, ein Geräusch vernehmen konnten. Die Wache wurde nun überfallen, der holländische Befehlshaber in seinem Zimmer entwaffnet; und nach kurzem Widerstande die ganze Besatzung aufgehoben; die Stadt folgte dem Schicksale der Citadelle. Die Einwohner mußten am dritten Tage dem Könige schwören, unter oftmaliger Abfeuerung des vorgefundenen Geschützes, wozu das Pulver ohne Umstände von den holländischen Vorräthen genommen wurde. Die Sache machte im Haag entsetzlichen Lärm, man schrie und drohte; indeß die Preußen blieben im Besitz, und wurden durch späteren Vergleich darin bestätigt. Leopold reiste am 11. November nach Dessau, und traf noch vor Ende des Monats in Berlin ein. Der König war mit seiner Befehlführung völlig zufrieden, und der Kronprinz schätzte ihn so hoch, und legte insbesondere solchen Werth auf sein Benehmen bei der Trennung der Heere, daß er bei dem Könige für ihn die höchste Kriegswürde zu erbitten wagte. Schon am 2. Dezember erhielt Leopold seine Ernennung zum Feldmarschall und wirklichen Geheimen Kriegsrath. Der Herzog Friedrich Ludwig von Holstein-Beck, seit dem Jahre 1697 General der Reiterei, beschwerte sich bei dem Könige, daß der Fürst

von Anhalt-Dessau, welcher erst 1704 General der Infanterie geworden, vor ihm die Feldmarschallswürde erlangt habe. Der König aber beruhigte ihn durch folgende, in Betreff Leopold's bemerkenswerthe Antwort: „Hochgeborner Fürst, freundlich lieber Vetter und Gevatter! Ich habe Euer Liebden freundvetterliches Schreiben vom 9. dieses erhalten und daraus ersehen, was Sie wegen des Avancements des Fürsten von Anhalt-Dessau erinnern und vorstellen. Euer Liebden werden von selbst hochvernünftig ermessen, daß, da hocherwähnter Fürst bei gegenwärtigem Kriege fast alle Jahre das Kommando bei meinen Truppen versehen, durch die dem Publiko und mir geleistete konsiderablen Dienste die Ehre meiner Waffen um ein Merkliches vermehrt, und von dem Seinigen ein vieles dabei zugesetzet, auch anderer Puissancen Generals, die mit ihm in diesem Kriege gedient, zu höheren Chargen gezogen worden, ich mich nicht wohl entbrechen können ihm gleichwohl auch einige Kennzeichen meiner vor ihm habenden Estime und Erkenntlichkeit widerfahren zu lassen, sonderlich da er mir mit naher Blutsfreundschaft angehörig und sein Haus jedesmal ein besonderes Attachement an das meinige gehabt hat. Und gleichwie ich im Uebrigen von Euer Liebden mir bishero erwiesenen Diensten ebenfalls ganz satisfait und vergnügt bin, auch daß Sie ferner damit kontinuiren werden keinen Zweifel trage; so wird es mir auch an keinen Gelegenheiten mangeln, Euer Liebden und Dero Fürstliche Familie ebenfalls, bei sich begebenden Fällen, angenehme Affektion und Faveur zu erweisen, allermaßen ich es denn auch nicht daran ermangeln lassen, sondern beständig sein und bleiben werde Euer Liebden freundwilliger Vetter und Gevatter Friederich. Köln an der Spree, den 4. Dezember 1712." Im nächsten Jahre, am 26. März, wurde auch der Herzog von Holstein-Beck zum Feldmarschall befördert. —

Während dieses Aufenthalts in Berlin wurde Leopold auch dem Zar Peter von Rußland persönlich bekannt, der von Dresden gekommen war, um sich mit dem Könige über die Mittel zur Beendigung des nordischen Krieges zu besprechen. Der wilde Heldengeist des Zars wurde durch Leopold's verwandte Eigenschaften angezogen, er liebte sehr ihn um sich

4*

zu haben, und bewunderte den vollkommenen Kriegsmann, der in dieser seltnen Zusammenstellung sogar eines Vorzugs an Bildung nicht zu ermangeln schien. Bei einem späteren Besuche, welchen der Zar Peter im September des Jahres 1717 in Berlin machte, bewährte er die gleiche Zuneigung für Leopold, den er fast nicht von sich lassen wollte, und durch alle Folgezeit hoch in Ehren hielt.

König Friedrich der Erste starb am 25. Februar 1713 und sein Sohn Friedrich Wilhelm der Erste folgte ihm auf dem Thron. Für Hof und Staat brachte dieses Ereigniß große Veränderungen; einfachste Sparsamkeit trat an die Stelle verschwenderischer Pracht. Der neue König, einzig dem Kriegswesen ergeben, nahm dieses zur Richtschnur aller Anordnungen; Preußen wurde durch und durch ein Kriegsstaat, wobei, wie zu geschehen pflegt, die Mittel selbst endlich Zweck wurden. Die vollkommenste Uebereinstimmung der Ansichten und Neigungen verband hierin den König mit seinem Feldmarschall, dessen Rath und Eifer den entschiedenen Sinn Friedrich Wilhelm's nur noch mehr bestärken mußte. Leopold war in den Kriegssachen gewissermaßen der Lehrmeister des Königs; während der letzten Feldzüge hatte die gepflogene Gemeinschaft ein Vertrauen zwischen beiden erzeugt, das bei dem Könige bis zur Ehrfurcht stieg; er selbst war Zeuge von Leopold's ruhmvollen Thaten, von seiner glänzenden Tapferkeit gewesen; er hegte die größte Meinung von dessen kriegerischen Verdiensten, und war stets bereit dessen höherer Einsicht die eigene unterzuordnen, ja er hätte sich wegen Dienstfehler als General, wird versichert, willig von ihm auf die Wache setzen lassen, wenn dieser Obermeister aller Weihen des Kriegsdienstes ein solch erbauliches Beispiel nöthig erachtet hätte. Bei dieser Stimmung des Königs, welche in ihm, ungeachtet mancher schon frühen Zweifel gegen Leopold's Gemüths- und Denkart, im Wesentlichen doch stets die Oberhand behielt, mußte dieser alsbald den Gipfel der Gunst und des Einflusses erreichen. Er wurde der Mittelpunkt aller Berathungen und Entscheidungen, die Seele des ganzen Kriegswesens, und nur in dessen Formen schien der ganze Staat sich selbst erkennen und darstellen zu wollen. Was nicht

Soldat war, wurde geringgeschätzt, und bestand gleichsam nur nebenher, soviel es jener Stand erlaubte, dessen rauhe Härte und unerbittliche Gewalt in alle Lebensverhältnisse herrschend eindringen durfte. In der Umgebung des Königs theilte solche Gunst und solchen Einfluß nur der General von Grumbkow, nachheriger Feldmarschall, ein Mann von vielem Verstande und lebhaftem Geiste, von satyrischer Laune im Umgang, von großem Scharfsinn und, wie sogar seine Feinde zugestanden, von größter Gewandtheit in Geschäften; aber zugleich von geringer Denkart, und in Hinsicht des Muthes von keinem besonderen Rufe, welchen Mangel er jedoch ziemlich geschickt zu verdecken wußte. Da er nun keineswegs als Feldherr auftreten konnte, so mochte ihn Leopold kaum als einen Nebenbuhler ansehen, ließ indeß übrigens ein gutes Vernehmen mit ihm sich gern gefallen, und benutzte dasselbe nach Gelegenheit. Er brachte jetzt die meiste Zeit in Berlin oder sonst in Gesellschaft des Königs zu, der ihn fast nicht von seiner Seite ließ. Von Halle aus ging der König, nachdem er die aus Italien zurückkehrenden Truppen in Augenschein genommen, mit Leopold nach Dessau, wo er sogleich die Fürstin besuchte, sich lange mit ihr unterhielt, und sie dann zur Tafel führte. Er wiederholte noch in demselben Jahre seinen Besuch und vergnügte sich, wie das erstemal, mit Jagd und Kriegssachen. Dessau hatte schon ganz ein preußisches Ansehen, zwei neue Schwadronen preußischer Gendarmen befanden sich dort, nach dem Wunsche des Fürsten, um unter seinen Augen im Dienst und in den Waffen geübt zu werden, deßgleichen eine Kadettenschule, für welche er selbst die Zöglinge mit Sorgfalt aussuchte. Wie der König von Preußen war auch der Kaiser Karl der Sechste beeifert, Leopold durch besondere Auszeichnung zu ehren; er legte ihm und seinen Nachkommen durch einen Gunstbrief vom 21. August 1713 den Titel und das hohe Fürstenwort Durchlauchtig bei, da bisher die Kaiserlichen Kanzleien ihm nur das Wort Hochgeboren zu geben pflegten.

Der Frieden wurde im Süden von Europa für Preußen schon am 11. April 1713 zu Utrecht, für Kaiser und Reich im folgenden Jahre am 7. März zu Rastatt völlig hergestellt.

Im Norden hingegen fügten sich zu derselben Zeit für Preußen neue Kriegsverwickelungen. Noch dauerte der Krieg zwischen Karl dem Zwölften und den gegen ihn verbündeten Mächten; Friedrich Wilhelm der Erste sah seine Staaten von fremden Heeren umgeben, die zum Theil durch sein Gebiet zogen, und jeden Augenblick dasselbe zum Schauplatze kriegerischer Vorfälle machen konnten. Um den nordischen Krieg aus Deutschland entfernt zu halten, und den König von Preußen, der seine Truppen in Italien und in den Niederlanden für die Sache des Kaisers fechten ließ, in seinen eigenen Staaten sicherzustellen, hatten Kaiser und Reich, durch eine schon am 31. März des Jahres 1710 unter Vermittelung der Seemächte im Haag geschlossene Uebereinkunft mit dem schwedischen Senate, die Neutralität der deutschen Besitzungen Schwedens festgesetzt, und keinerlei Feindseligkeit sollte auf dieser Seite geduldet werden. Nichts konnte für die Schweden erwünschter sein, als dieser Vertrag, der ihnen Länder schützte, welche sie gegen die Macht der Russen, Dänen und Sachsen zu vertheidigen außer Stande waren. Gleichwohl verwarf aus den Fernen der Türkei, wohin sein Unglück bei Pultawa ihn verschlagen hatte, Karl der Zwölfte mit verderblichem Eigensinn die gemachten Bedingungen, und die Waffen der Verbündeten wandten sich demnach alsobald gegen Pommern. Ein russisches Heer unter dem Fürsten Menschikoff, verstärkt mit sächsischen Truppen, rückte vor Stettin um diese Festung zu belagern. In dieser Bedrängniß sandten der schwedische Statthalter in Bremen und Verden, Graf von Welling, und der Herzog Administrator von Holstein-Gottorp den Freiherrn von Görz an den König von Preußen, um denselben, damit die Feindseligkeiten unterblieben, zur Beschlagnahme von Stettin und Wismar zu vermögen; man setzte mit Grund voraus, die Russen und Sachsen würden dieser Anordnung nicht entgegen sein. Allein der schwedische Befehlshaber in Stettin, General Meyerfeld, war nicht zu bewegen, ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs eine so wichtige Festung fremden Händen anzuvertrauen. Von Seiten der Russen und Sachsen wurde demnach eifrig zur Belagerung geschritten, zu welcher auch der König von Preußen und Leopold sich als Zuschauer

einfanden; nach einer heftigen Beschießung erfolgte die Uebergabe. Die Sache wegen der Beschlagnahme wurde nun auf's neue verhandelt; der König von Preußen sollte den abziehenden Verbündeten 400,000 Thaler Belagerungskosten auszahlen, und dafür gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Holstein die Festung besetzt halten bis zum Frieden, da denn dieselbe, gegen Erstattung der ausgelegten Summe, dem Könige von Schweden möchte zurückgegeben werden. Der sächsische Hof unterstützte den Vorschlag mit allem Eifer, von der geheimen Befürchtung ausgehend, daß die Russen, einmal im Besitze von Stettin, sich an der Oder für immer festsetzen könnten. Bei den Unterhandlungen, welche zu Schwedt in Anwesenheit des Königs lebhaft gepflogen wurden, waren der Fürst von Menschikoff, der holsteinische Gesandte von Bassewitz und der sächsische General Graf von Flemming besonders thätig. Noch war der König unentschieden, er sah voraus, daß Karl der Zwölfte seine Zustimmung hartnäckig versagen würde, und ein Krieg mit Schweden zuletzt die Folge sein könnte; da wandte sich der Graf von Flemming an Grumbkow und Leopold, und zeigte, neben andern Vorstellungen, dem letzteren, der von Ehrgeiz und Thatendurst glühte, im Hintergrunde den Oberbefehl im Kriege, falls die Sachen späterhin zum Bruche führen würden. Leopold widerstand dieser Aussicht nicht, und nur desto eifriger betrieb er, was die Staatsklugheit Preußens ohnehin gebieterisch zu fordern schien. Am 6. Oktober kam die Uebereinkunft zu Stande, vermöge welcher Rußland und Sachsen die bestimmte Summe erhielten, und ihre Truppen zurückzogen, dagegen zwei Bataillons Schweden, welche deßhalb eigends in holsteinische Dienste traten, gemeinschaftlich mit der gleichen Zahl preußischer Truppen Stettin besetzten. Außerdem erhielten mehrere Plätze in Pommern preußische Besatzung. Friedrich Wilhelm zeigte selbst dem Könige von Schweden das Geschehene nebst dessen Beweggründen und Absichten an, in welchen die sichere Verwahrung der schwedischen Länder insbesondere zu gelten hatte, und versprach deren zuverlässige Rückgabe gegen die Erstattung jener im Verhältniß geringen Geldsummen. Allein Karl der Zwölfte verwarf die ganze Sache, erklärte sich zu keinerlei

Erstattung verpflichtet, und kündigte seine nahe Rückkehr an. Friedrich Wilhelm glaubte unter diesen Umständen in Stettin sich eine Schutzwehr und eine Bürgschaft seiner vertragmäßigen Ansprüche sichern zu müssen. Die holsteinischen Truppen waren noch immer als schwedische zu betrachten, und mit den Bürgern vereint den preußischen weit überlegen. Es wurde dringend nothwendig, diesem Uebelstand abzuhelfen. Der General von Borck, Befehlshaber der preußischen Truppen, erhielt dieserhalb die nöthige Weisung, vermehrte unvermerkt seine Mannschaft, und überraschte und entwaffnete im günstigen Augenblicke die holsteinischen Truppen, so daß die Preußen im alleinigen Besitze der Festung blieben. Der König, noch immer voll Schonung, ließ die Bürger gemeinschaftlich ihm selbst und dem Könige von Schweden Treue schwören, und erklärte, sogleich wieder die holsteinische Besatzung aufnehmen zu wollen, sobald Karl der Zwölfte der früheren Uebereinkunft beizutreten verspräche.

Im folgenden Jahre 1714 sah Leopold abermals den König zum Besuch in Dessau, wobei eine Woche hindurch Truppenübungen und Jagd genugsamen Wechsel der Unterhaltung gaben. Er begleitete sodann den König auf dessen Reise nach Kleve und später nach Preußen, woselbst am 11. September die feierliche Huldigung geschah. Bald aber zogen die nordischen Angelegenheiten wieder die volle Aufmerksamkeit auf die Seite von Pommern. Am 22. November war Karl der Zwölfte aus der Türkei auf großen Umwegen unvermuthet in Stralsund angelangt, und sogleich empfing durch seine Anwesenheit die schwedische Sache neues Leben. Er zeigte unverhohlen, daß er die getroffenen Uebereinkünfte als ungültig und nichtbestehend ansehe, und gab den freundschaftlichen Erklärungen, welche Friedrich Wilhelm durch den General von Schlippenbach deßfalls an ihn gelangen ließ, nur störrische, trotzige Erwiederung, welche an seiner feindseligen Absicht nicht zweifeln ließ. Er forderte die unbedingte Rückgabe von Stettin, und als diese preußischer Seits mit Darlegung der triftigsten Gründe verweigert wurde, begann er im April 1715 die preußischen Truppen aus Anklam, Wolgast, Greifswalde und andern Orten, die sie vermöge

der Beschlagnahme besetzt hielten, mit gewaffneter Hand zu vertreiben; auf der Insel Uesedom nahm er 500 Preußen gefangen. Der Krieg war hiedurch erklärt, und Friedrich Wilhelm genöthigt ihn aufzunehmen. Ein engeres Bündniß vereinigte im Februar 1715 die Höfe von Berlin, Kopenhagen, Dresden und Hannover, und von allen Seiten bereitete man sich zum Feldzuge. Eifrigst betrieben Leopold und der Graf von Flemming den völligen Bruch, und Karl's des Zwölften unversöhnliche Hartnäckigkeit war ihnen dabei nur allzu sehr behülflich. Im Anfange des Mai versammelte Friedrich Wilhelm im Lager zwischen Stettin und Schwedt 25,000 Preußen und 8000 Sachsen, und übergab, wenn gleich selbst anwesend, Leopold den Oberbefehl. Am 18. Mai besichtigte dieser, an der Spitze von 200 Reitern vorauseilend, die Verschanzungen, welche der König von Schweden bei Anklam und besonders vor Stralsund hatte errichten lassen. Am Ende des Juni setzten sich die verbündeten Truppen insgesammt in Bewegung, und rückten den 12. Juli vor Stralsund. Drei Tage darauf kam auch der König von Dänemark mit seinen Truppen hier an. Beide Könige überließen Leopold die oberste Leitung ihrer vereinten Macht, die nun aus 74 Bataillons und 118 Schwadronen, im Ganzen etwa 36,000 Mann, bestand; unter ihm wurden die Sachsen von dem General Grafen von Wackerbarth, die Dänen von dem General von Scholten befehligt. Doch wie bedeutend auch diese Macht erscheinen konnte, die Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatte, waren nicht geringer. Karl der Zwölfte an der Spitze von 9000 Mann war noch stets ein furchtbarer Gegner, seine Stellung in und bei Stralsund äußerst vortheilhaft. Leopold, einem solchen Feldherrn gegenübergestellt, glaubte mit größter Vorsicht verfahren zu müssen. Zuerst wollte er sich in der Umgegend sicherstellen. Der General von Arnim mußte mit 2000 Mann Wolgast einnehmen, die Insel Uesedom und Wollin besetzen, und die Schanzen von Swinemünde und Peenamünde erobern, letztere am 21. August mit Sturm, wobei die kleine schwedische Besatzung unter ihrem heldenmüthigen Anführer Kuse größtentheils den Tod fand. Nachdem hierauf im September das

preußische Belagerungsgeschütz aus Stettin vor Stralsund angekommen, wurde dem Grafen von Wackerbarth im Oktober die Eröffnung des Angriffs übertragen. Die Verschanzungen außerhalb der Festung, unangreifbar zwischen See und Morast gelegen, fielen durch einen unvermutheten Zufall in die Hände der Verbündeten. Ein preußischer Offizier, Friedrich der Große nennt ihn Gaudi, bei andern Schriftstellern heißt er Generaladjutant von Köppen, hatte Kunde von einer seichten Stelle des Meerufers, wo er in früherer Zeit oft gebadet; er untersuchte bei Nacht die Stelle auf's neu, und fand festen Grund, der Westwind trieb die Meeresfluthen ab. Er theilte seine Entdeckung dem Könige mit, und sein Anschlag erhielt Beifall. Mit ausgewählten 1800 Mann durchwatete der Oberstlieutenant von Köppen in der Nacht zum 5. November bis an den halben Leib das seichte Meer, gelangte unentdeckt an den Verschanzungswall, erstieg ihn, während die Schweden durch einen falschen Angriff nach der entgegengesetzten Seite abgelenkt wurden, fast ohne Widerstand, eilte den übrigen Angriffstruppen den Zugang zu öffnen, und war in kürzester Zeit Meister der Verschanzungen, deren gesammte Besatzung, aus drei schwedischen Regimentern bestehend, niedergemacht oder gefangen wurde.

Nach diesem glücklichen Erfolge machte Leopold ernstliche Anstalten zur Eroberung der Insel Rügen, ohne deren Besitz die Belagerung von Stralsund nicht zweckmäßig zu fördern war. Zu Ludwigsburg bei Greifswalde wurden mit großer Mühe gegen 400 Fahrzeuge zusammengebracht, und auf diesen ging eine aus Preußen, Dänen und Sachsen gemischte Truppenmacht von 18,000 Mann, worunter 2000 Reiter, am 15. November unter Segel. Nach Leopold befehligten die preußischen Generale Graf von Dönhof und Freiherr von Derfflinger, der dänische General von Dewitz und der sächsische von Wilkens. Alle Anstalten waren mit genauer Vorsicht getroffen. Die Fahrzeuge mußten in See streng dieselbe Ordnung behalten, welche den Truppen nach der Landung bestimmt war. Schon einige Zeit vorher hatte Leopold durch einen Tagesbefehl den unter ihm stehenden Generalen und Offizieren jede nöthige Vorschrift ertheilt, und darin

zuletzt gesagt: „Die Bravur wird nicht zu kommandiren sein, weil es lauter ehrliche brave Leute, von denen man nichts anders, nächst göttlicher Hülfe und Beistand, zu vermuthen hat, insbesondere wenn diese ihnen vorgeschriebene Disposition in allen Stücken observirt wird. An keine Retraite wird nicht zu gedenken sein, und dieses muß man insonderheit den Gemeinen wohl imprimiren.“ Von dänischen Kriegsschiffen geleitet nahm das Geschwader seinen Lauf gegen Stresow unfern Putbus, und hier, wo es am wenigsten erwartet wurde, fand noch denselben Abend an bequemer Stelle die Landung Statt. Leopold wußte seinen Gegner zu würdigen, und verschmähte keine Vorsicht gegen ihn. Er stellte die gelandeten Truppen in drei Treffen, die beiden vorderen Fußvolk, das dritte Reiterei, außerdem noch 6 Schwadronen Reiter zur rechten Seite als besonderen Rückhalt. Diese Aufstellung ließ er nicht allein mit spanischen Reitern umgeben, sondern auch durch Wall und Graben sogleich verschanzen, womit die Truppen bei größter Anstrengung doch erst um Mitternacht fertig wurden. Die meisten Generale fanden diese ermüdende Arbeit unnöthig, sie hielten ihre Uebermacht vor jedem Angriffe sicher, den König von Schweden überdies in Stralsund genug beschäftigt. Sie sollten alsbald erfahren, wie richtig Leopold seine Maßregeln genommen. Karl der Zwölfte war bereits auf Rügen; begleitet von einer großen Schaar der tapfersten Offiziere, setzte er sich an die Spitze von 4000 Mann, welche drei Stunden von dem Landungsplatze in Verschanzung standen, brach in der Nacht auf, und rückte unverzüglich gegen die verbündeten Truppen an, ohne nur nach der Zahl der gelandeten zu fragen. Um 4 Uhr in der Nacht hörten die preußischen Schildwachen das Annahen des Feindes, und schlugen Lärm, in einem Augenblicke war das ganze Lager unter Waffen. Die Schweden stürmten rasch an, als sie aber den Graben und Wall gewahrten, hielten sie inne. Der König sah mit verzweiflungsvollem Staunen die Verschanzung, welche Leopold's Klugheit und Kraft gleichsam aus der Erde hervorgezaubert. „Ist es möglich! rief er aus, das hatt' ich nicht erwartet!“ Er ließ seine Truppen auf 100 Schritt zurückweichen, aber nur um sie zu neuem Angriffe zu befeuern.

Wüthend stürmt er wieder vor, hilft mit eigener Hand die spanischen Reiter wegreißen, Erde, Baumäste und Leichen müssen durch den Graben eine Brücke bilden, zu Fuß mit dem Degen in der Faust dringt er hinüber, seine Tapfersten hinter ihm, und schon kämpft er auf dem erstiegenen Walle. Einige dänische Bataillons gerathen in Unordnung und geben die Verschanzung Preis; das preußische Fußvolk aber steht in fester Haltung, giebt ein wirksames Gewehrfeuer, und stößt mit Spontons und Bajonetten die Anstürmenden in den Graben zurück. Leopold, das Fußvolk ermuthigend, läßt zugleich das Feuer des Geschützes in den Feind schmettern, und den rechtsgestellten Theil der Reiterei aus der Verschanzung vordringen, um in die linke Flanke der Schweden einzuhauen. Karl der Zwölfte wird verwundet und von den Seinigen fortgerissen, nach einem viertelstündigen Gefechte weichen die Schweden überall. Leopold verfolgt sie in's Freie nun auch mit dem Fußvolk, und ahndet nicht, daß Karl selbst in diesem Augenblicke vor ihm flieht. Bald aber wird der Kampf mit Wuth erneuert, Karl will nicht weiter weichen, und geräth in Gefahr getödtet oder gefangen zu werden, seine Getreuen, die Generale von Grothusen, von Bassewitz, von Daldorf und der Oberst von Düring fallen, er selbst, nachdem er eine zweite Wunde erhalten, wird mit Mühe von dem Grafen Poniatowski gerettet und nach der alten Fehrschanze und von da nach Stralsund zurückgebracht. Auf dem Wahlplatze lagen 400 Schweden todt, und 200 verwundet. Die Verbündeten rückten darauf vor die alte Fehrschanze, welche sich am 17. November mit allen Truppen, Geschütz und Vorräthen ergab. Die Könige von Preußen und von Dänemark waren inzwischen auch nach Rügen übergesetzt. Friedrich Wilhelm errichtete aus den Kriegsgefangenen ein neues Regiment, welches er dem Prinzen Leopold Maximilian von Dessau, zweiten Sohne Leopolds, verlieh; ein Theil der Mannschaft bestand aus Franzosen, die bei Höchstädt als Gefangene in sächsische Dienste, bei Fraustadt in schwedische übergegangen waren, und nunmehr dem vierten Herrn folgend, in preußische traten. Die Eroberung von Rügen war nun vollendet, und die ganze Macht der Sieger wandte

sich mit verdoppelter Anstrengung auf Stralsund zurück. Vom 22. November wurde die Festung täglich schärfer angegriffen. Leopold errang mit stürmender Gewalt und großer Aufopferung von Menschen am 8. Dezember den bedeckten Weg, und am 17. das Hornwerk, welches Karl der Zwölfte in Person an der Spitze seiner tapfersten Truppen als gemeiner Soldat fechtend wiederzunehmen versuchte, Leopold aber, wiewohl mit großem Verlust an Leuten, hartnäckig behauptete. Auf's äußerste gebracht, ohne Hoffnung eines Entsatzes, und in Gefahr gefangen zu werden, wenn er den Hauptsturm erwartete, ließ Karl sich endlich bewegen, die Festung zu verlassen. Er entkam den 19. Dezember auf einem kleinen Fahrzeuge im Angesichte der dänischen Flotte nicht ungefährdet doch glücklich nach Schweden. Am 22. ergab sich Stralsund den Verbündeten, am 26. ritten die beiden Könige, von Leopold und allen Generalen begleitet, unter dreimaliger Abfeuerung alles Geschützes, in die eroberte Stadt. Dieser gegen Karl den Zwölften glücklich geführte Feldzug brachte den Kriegsruhm Leopold's auf den höchsten Gipfel. Trotz der Uebermacht der Verbündeten war die Unternehmung gegen Rügen und Stralsund so bedenklich erschienen, daß der Graf von Croissy, französischer Gesandter im Hauptquartiere Karl's, sie für unausführbar erklären durfte, und an den preußischen Staatsminister von Ilgen, eine Vermittelung des Friedens versuchend, schreiben konnte, man möchte doch von dem Angriff abstehen, denn er betheure mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der sein Urtheil nicht leichtsinnig bloßstellen wolle, daß der König von Schweden in seiner Stellung unbezwinglich sei. Leopold hatte nicht an der Aufrichtigkeit dieser Meinung gezweifelt, aber nur um so mehr Entschluß und Kraft daran gesetzt, sie durch die That umzustoßen. Das auf Rügen und in Stralsund eroberte Geschütz wurde zum Theil an den Zar Peter von Rußland, zum Theil an die Republik Venedig verkauft. Von seinem Antheil an der übrigen beträchtlichen Beute schenkte Leopold zwei große Spiegel mit Rahmen von getriebener Silberarbeit der Königin von Preußen, welche fast diese ganze Zeit bei dem Könige im Feldlager zubrachte. In dem Frieden, der

späterhin nach Karl's des Zwölften Tode zu Stande kam, behielt Preußen den Besitz von Stettin und Vorpommern bis an die Peene, und von Wollin und Uesedom.

Mit dieser ruhmvollen Eroberung schließt sich der erste Zeitraum von Leopold's Kriegsthaten und Feldherrnverrichtungen ab; er selbst war jetzt 40 Jahr alt, auf dem Gipfel des Ruhmes, voll Kraft und Begierde sich neue und immer größere Heldenbahn zu gewinnen; doch eine lange Reihe von Friedensjahren verschloß diese Richtung, und drängte seine Thätigkeit und seinen Ehrgeiz in minder günstige Wege zurück. Auch auf diesen zeigte er zwar den eisernen Willen und die entschlossene Kraft, die er im Kriegsfelde bewiesen, aber ohne dabei stets gleichen Erfolgs und gleichen Ruhmes theilhaft zu werden. Wir wollen zunächst sein Verhältniß im preußischen Staate näher in Betracht nehmen. Seine Unabhängigkeit als selbstständiger Landesfürst, seine Verwandtschaft mit dem Königlichen Hause, seine Stellung und fortgesetzte Thätigkeit im Heere, sein kriegerischer Ruhm und persönliches Uebergewicht, verbunden mit der Gunst und dem Vertrauen des Königs, mußten sein Ansehen am Hofe über jede Nebenbuhlerschaft emporheben, ihm in allen Staatsangelegenheiten die einflußreichste Wirksamkeit verleihen. Der König hatte ihn als Freund und Rathgeber in engster Vertraulichkeit fast immer zur Seite; in den berühmten Tabackskollegien war Leopold, wiewohl er selbst nie rauchte, eines der bedeutendsten Häupter, an Ansehen zunächst dem Könige; ihre Neigungen stimmten wie ihre Ansichten meist überein; in Soldatenwesen und Jagd fanden sie gemeinsame Beschäftigung. So konnte Leopold ungehemmt seinen Ehrgeiz in diesem weiteröffneten Spielraume verfolgen, der kaum in den höchsten Personen und Verhältnissen wieder einige Schranken fand. Ihm durfte das Vorbild des Prinzen Eugen, der in Wien der Leitung des ganzen österreichischen Staates vorstand, in Berlin sogar übertreffbar scheinen. Wenn Eugen zu solchem Berufe mit eigentlicher Staatskunde und gebildeter Geschicklichkeit reicher ausgestattet war, so besaß Leopold dafür in seinen persönlichen Verhältnissen ungleich größere Möglichkeiten. Der Kronprinz von Preußen war ungemein schwächlich von Körper,

und versprach kein langes Leben. Nach ihm war Friedrich Markgraf von Schwedt, Leopold's Neffe, muthmaßlicher Thronerbe. Den König bei solcher Aussicht beruhigter festzuhalten, bot Leopold alles auf, die Sachen dahin zu lenken, daß die Prinzessin Friederike Wilhelmine, Tochter des Königs, dem Markgrafen vermählt würde. Hierin war ihm jedoch die Königin entgegen, welche für ihre Kinder ganz andere Verbindungen beabsichtigte. Bei der Stellung der Gemüthsarten und Neigungen im Innern dieser Familienverhältnisse waren Zwistigkeiten und Feindschaften unvermeidlich. Die Königin wußte, daß Leopold ihre eigene Verheirathung mit dem Könige mißbilligt, und an ihre Stelle lieber seine Nichte, die Prinzessin von Oranien, zu bringen gewünscht hatte. Er selbst und Grumbkow, dem sie noch weniger Gutes zutraute, erschienen ihr als Feinde, deren Einflusse sie stets entgegenzuwirken habe; die Folge war, daß beide sich nun auch desto mehr gegen den Einfluß der Königin vereinten, und sie konnten, leichter als diese, Gelegenheit und Mittel finden, welche solchem Zweck entsprachen. Unter andern gewannen sie das Fräulein Leti, Tochter des bekannten italiänischen Schriftstellers, welche als Unterhofmeisterin die Aufsicht über die jungen Prinzessinnen hatte, und gelangten dadurch zum Besitz aller kleinen Verhältnisse und Vorgänge des inneren Familienlebens, die sich bei dem Könige wirksam benutzen ließen. Ränke und Partheiungen theilten nun den ganzen Kreis des Hofes; die Verbundenen wurden immer mächtiger, und schienen eines fast ausschließlichen Ansehens gewiß. Doch hatte dasselbe fortwährend immer neue Kämpfe zu bestehen. Der Finanzminister von Creutz, früherhin Auditeur bei dem Regimente des Kronprinzen, dann Kabinetssekretair und geadelt, und bei dem Könige sehr in Gunst, wagte den Versuch, jene Beiden zu überklimmen. Er war mit einer Hofdame der Königin in vertraulichen Verhältnissen; Fräulein von Wakenitz war bildschön, aber unter dem sittsamsten Anschein höchst leichtsinnig in ihrem Wandel. Der herrschsüchtige Minister faßte den Gedanken, die Gunst des Königs auf sie zu lenken, und dann vermittelst ihrer den ersten Staatseinfluß zu haben. An der strengen Denkart des Königs aber mußte der niedere

Plan scheitern, und Fräulein von Wakenitz wurde das Opfer davon. Denn kaum hatten Leopold und Grumbkow die Gefahr, welche ihnen drohen sollte, wahrgenommen, so wußten sie ihr nachdrücklich zu begegnen, sie enthüllten dem Könige alles, was ihnen von der Aufführung des Fräuleins bekannt war, und brachten es dahin, daß ihre Entfernung vom Hofe verfügt wurde, die endlich auch sehr hart und gewaltsam erfolgte, weil das Fräulein, anstatt bescheiden nachzugeben, sich der heftigsten Aufwallung gegen die Königin, welche gleichwohl sie zu vertheidigen bemüht gewesen, und dem übermüthigsten Trotze gegen den König selbst so rücksichtslos überließ, daß auch der Minister von Creutz, der anfangs dem Sturm entgegenzukämpfen dachte, die verzweifelte Sache aufgeben mußte. Die Königin aber empfand es sehr übel, daß man ihre Hofdame, der sie äußerst gewogen war und keinerlei Schuld beimaß, so arglistig von ihr zu entfernen vermocht, und haßte nur um so mehr diejenigen, welche sie für die Anstifter der Sache hielt. Neuen Streit veranlaßte die Wahl der Personen, welche den jungen Kronprinzen umgeben sollten, der im Jahre 1718 den Händen der Frauen entnommen wurde. Die Königin setzte diesmal durch, daß der Generallieutenant Graf von Fink die Oberstelle erhielt; die zweite Stelle aber wurde dem Oberstlieutenant von Kalkstein ertheilt, welchen Leopold vorgeschlagen hatte, und der durch Strenge und Genauigkeit im Kriegsdienste dem Könige schon genug empfohlen war.

In diesem Ringen nach Einfluß und Vortheil haben Leopold und Grumbkow sicher nicht die Gränze beobachtet, welche darin — der strengen Sittlichkeit hier zu geschweigen — auch bloß die Ehrbarkeit nachsichtiger Weltmeinung noch immer vorschreibt; eine strafende Nothwendigkeit reißt in trüben Partheiverwickelungen die Personen oft weit über das Ziel hinaus, bei welchem sie stehen zu bleiben gemeint, und schon deßhalb dürfte Leopold hier großer Ueberschreitungen nicht freizusprechen sein. Inzwischen erhellt aus aller sorgsamsten Prüfung hinwieder auch mit aller Gewißheit, daß jene Ueberschreitungen niemals zu der Höhe verbrecherischer Anschläge gestiegen sind, deren eine auf uns gekommene üble

Nachrede gedenkt. Die Prinzessin Friederike Wilhelmine, nachmalige Markgräfin von Baireuth, damals selbst Gegenstand der ehrgeizigen Plane Leopold's, und gleich der Königin demselben feindlich abgewandt, geht so weit, in ihren Denkschriften Leopold und Grumbkow geradezu anzuklagen, sie hätten den Markgrafen von Schwedt, welcher unterdeß, um jeden Verdacht entfernt zu halten, auf einer Reise in Italien begriffen war, gewaltsam auf den Thron fördern, und sich dadurch der ganzen Regierung bemächtigen wollen. Diese Prinzessin, deren Urtheil auch sonst immer gern die schlimmere Seite faßt, und geringe Prüfung bei großer Härte zeigt, hat aus den dunkeln Lästerungen des Hofgeredes sogar die ungeheure Beschuldigung aufbewahrt, Leopold und Grumbkow hätten zu jenem Zweck einen Anschlag gegen das Leben des Königs und des Kronprinzen völlig bereit gehabt, der an einem bestimmten Tage in einer Bude auf dem Neumarkt, wo deutsche Schauspieler und Gaukler ihre Künste regelmäßig vor dem Hofe sehen ließen, zur Ausführung kommen sollte. Durch den sächsischen Gesandten Grafen von Manteuffel, Lopold's und Grumbkow's Vertrauten, soll die Frau von Blaspiel, Hofdame der Königin und insgeheim Geliebte des Grafen Manteuffel, eine junge schöne Frau, deren Gefühl und Einbildungskraft sich leicht entzündete, die Sache erfahren, der Königin entdeckt, und im letzten Augenblicke durch diese vereitelt haben. Das in allen seinen Umständen höchst unwahrscheinliche Mährchen fand bei dem Könige selbst keinen Glauben, allein die Vorstellungen, welche dasselbe in ihm weckte, machten ihn gleichwohl mißtrauischer gegen seine Umgebung, und zugänglicher für die Einflüsterungen, welche bald nachher seinen Sinn mit dem verwirrendsten Blendwerke befangen sollten. Die ganze politische Stellung der damaligen Zeit war gespannt; Verschwörungen und Missethaten gingen in die Berechnungen der Staatsklugheit ein; die meisten Höfe litten an der schrecklichsten Verderbniß, und rohe Sitten und gewaltthätige Leidenschaften, durch Kriegsunruhen und rauhes Soldatenwesen genährt, wurden von oberflächlicher, erborgter Bildung kaum verhüllt. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch die unhaltbarsten Gerüchte Verbreitung, und

in dem Dunkel, worin ihre Mittheilung umhüllt blieb, am wenigsten Widerspruch finden konnten! Auch Friedrich der Große, wiewohl bei diesem Ereignisse selbst ohne Verdacht, scheint in seinem allgemeinen Urtheile über Leopold manches anzudeuten, was wohl den jugendlichen Eindrücken jener früh-vernommenen Beschuldigungen angehören möchte.

Wie sehr Leopold und Grumbkow in der Gunst des Königs durch geheime Anklagen und nachtheilige Gerüchte, so wie durch die rastlose Gegenwirkung der Königin gesunken waren, zeigte sich auffallend bei Gelegenheit einer Krankheit, welche den König im Anfange des Jahres 1719 zu Brandenburg plötzlich befiel. Des Königs Regiment, sein Lieblingsregiment von großen Leuten, dem die Bürgerschaft von Berlin, auf ihre Gerechtsame sich berufend, die Einlagerung in ihre Häuser hartnäckig weigerte, hatte seinen Standort einstweilen in Brandenburg. Der König hatte sich, wie schon oftmals, dahin begeben, um den Waffenübungen seiner Riesen beizuwohnen. Nach wenigen Tagen aber befiel ihn eine so heftige Kolik, daß er sein Ende nahe glaubte. Sogleich ließ er von Berlin die Königin zu sich berufen, und als sie herbeigeeilt war, übergab er ihren Händen eine versiegelte Schrift, sein Testament enthaltend, durch welches er sie, wie er sagte, zur alleinigen Regentin des ganzen Staates ernannte; er verlangte jedoch in Betreff dieser Verfügung einstweilen das strengste Geheimniß, damit er in Ruhe sterben könnte, unbestürmt von den Bitten und Vorwürfen derjenigen, welche sich durch jene Anordnung zurückgesetzt glauben möchten. Inzwischen trafen auch Leopold und Grumbkow in Brandenburg ein, gleichfalls von dem Könige berufen, aber durch Zufall in ihrer Reise verspätet, so daß sie den König, dessen Zustand sich verschlimmert hatte, nicht sogleich sehen konnten. Sie mußten aber alsobald, aus mancherlei Anzeigen, die Vermuthung fassen, daß von einem Testamente die Rede sei, und boten sogleich alles auf, um den Inhalt zu erfahren, welchen sie, schon wegen des Geheimnisses, das ihnen daraus gemacht wurde, für ihre Erwartungen nicht günstig erachteten. Sie konnten sich deßfalls an niemand besser als an Frau von Blaspiel wenden, die einzige Dame, welche die Königin nach

Brandenburg mitgenommen hatte, weil sie nur dieser ganz vertraute. Leopold und Grumbkow machten ihr einen Besuch, und boten ihr, nach einigen Vorreden, gute Freundschaft und ein beträchtliches Geschenk an, wenn sie es im Allgemeinen mit ihnen halten, und für jetzt gleich bei der Königin dahin wirken wollte, daß diese den König ihnen geneigt erhielte. Frau von Blaspiel aber nahm den Antrag als eine Beleidigung auf, lehnte stolz jede Einmischung ab, und eilte die Königin von dem Vorgange zu benachrichtigen. Diese unterrichtete von allem sogleich den König, der eine hohe Meinung von Frau von Blaspiel faßte; eine solche Uneigennützigkeit hatte er bisher keiner Frau zugetraut, desto mißvergnügter war er dagegen mit Leopold's und Grumbkow's hinterlistigen Ränken, und als beide sich wieder einfanden, und vorgelassen zu werden wünschten, ersuchte er die Königin, sie draußen abzufertigen. Sie trat in das Vorzimmer, und sagte zu ihnen mit stolzer Kälte voll Hoheit und Würde, sie könnten den König nicht sprechen, er wolle niemanden sehen, als wer zu seiner Bedienung nöthig sei, ihre Anwesenheit in Brandenburg sei unter diesen Umständen ohne Nutzen, sie würden gut thun nach Berlin umzukehren, damit sie, wenn Gottes Rathschluß über des Königs Leben verfügen sollte, dort alles in guter Ordnung erhielten, der König sei übrigens nicht ohne Hoffnung, sie selbst trage Sorge, daß ihm jede Hülfe und Pflege zu Theil werde, und wenn er genese, könnten sie darauf rechnen, die ersten zu sein, die er zu sich berufen würde. Leopold wollte das Wort nehmen, die Königin aber unterbrach ihn, sie sei in diesem Augenblicke zu sehr niedergeschlagen, als daß sie ihn weiter anhören könnte, sie wünsche beiden eine glückliche Reise, und hoffe sie bei günstigerem Anlasse bald wiederzusehen. Nach diesen Worten trat sie in das Zimmer des Königs zurück, und ließ die Beiden verwundert stehen, die nicht wußten, was sie von dieser Wendung denken sollten. Indeß beschlossen sie, die Entscheidung der Krankheit des Königs in Brandenburg abzuwarten. Schon in der Nacht aber wurde der Zustand so schlimm, daß die Aerzte keine Rettung mehr sahen; da wagte Holzendorf, Regimentsarzt von des Königs Regiment, dem schon auf-

gegebenen Kranken mit Zustimmung der Königin noch ein Brechmittel zu reichen, welches so glücklich wirkte, daß der König alsbald Erleichterung fühlte, und darauf in wenigen Tagen völlig hergestellt war. In der Freude der Genesung, und gerührt durch die Zeichen wahrer Anhänglichkeit, welche Leopold und Grumbkow ihm hiebei äußerten, nahm der König beide wieder für den Augenblick zu Gnaden auf. Indessen dauerte die eigentliche Spaltung fort, und die Königin, im Bewußtsein der ihr ausschließlich zugedachten Regentschaft, glaubte sich berechtigt, ihre Gegner fortan mit größter Geringschätzung zu behandeln. Diese suchten nur um so eifriger das Geheimniß zu entdecken, durch welches eine so auffallende Veränderung bewirkt worden. Wirklich gelang ihnen, und durch dieselbe Frau von Blaspiel, welche der Bestechung so trotzig widerstanden, den Inhalt des Testaments zu erfahren; sie vertraute denselben ihrem Geliebten, dem sächsischen Gesandten Manteuffel, der sogleich seine beiden Freunde davon in Kenntniß setzte. Sie hatten nicht gezweifelt, daß, wenn auch sie selbst bei der Regentschaft übergangen sein sollten, doch unfehlbar der Markgraf von Schwedt mit der Königin gleichen Theil daran haben würde, und durch ihn glaubten sie auch ihre nachherige Zuziehung doch immer gewiß. Die Ausschließung des Markgrafen aber, für den in solchem Falle sogar die Reichsgesetze sprachen, erregte ihren vollen Grimm und Zorn. Sie beschlossen, den Einfluß der Königin auf jede Weise zu schwächen, und zuvörderst die Frau von Blaspiel zu entfernen, deren Feindschaft ihrer Absicht, den König zur Umänderung seines Testaments zu bewegen, besonders nachtheilig schien. Die Gelegenheit zur Rache ergab sich bald genug. Bevor wir aber den Verfolg dieser Dinge mittheilen, müssen wir auf eine andere Reihe von Verwickelungen zurückgehen, welche schon geraume Zeit in diese Verhältnisse mitwirkend eingriff, und deren bisher nur darum keine Erwähnung geschehen, um dieses Zwischenspiel eigener Art, zu besserem Verständniß, gleich in seinem ganzen Zusammenhange vorzutragen.

Das Mißtrauen des Königs gegen seine Umgebungen wurde durch besondere Mittheilungen genährt, deren Ursprung

geraume Zeit vor aller Welt verborgen blieb. Die vielfachen Arglisten, Ränke und Anstiftungen, welche als Mittel der Staatsklugheit an den meisten Höfen damals gehegt und gehandhabt wurden, bildeten eine Verwirrung dunkler Gewebe, deren Fäden zuletzt den Urhebern selbst unerkennbar wurden. In diesem Zustande durfte ein untergeordnetes Werkzeug, von überlegenem Talent für diese bedenklichste Richtung beseelt, sich leicht der dargebotenen Beziehungen bemächtigen, und dieselben zum eigenen Vortheile weiterspinnen, bis endlich aus höchster Steigerung das unheilvolle Beginnen in sein eigenes Verderben zurückstürzen mußte. Der Fürst von Siebenbürgen, Franz Rakoczy, dessen Familie fast ein Jahrhundert hindurch in Ungarn die größten Bewegungen hervorgebracht und in der europäischen Staatswelt durch Bündnisse und Unterhandlungen eine mächtige Rolle gespielt hatte, war endlich durch das Uebergewicht der Kaiserlichen Waffen aus dem Felde geschlagen, und von dem Schauplatze der früheren Thaten vertrieben worden. Er lebte in Chaillot bei Paris voll unruhiger Thätigkeit, und blieb sowohl hier, wo Ludwig der Vierzehnte ihn beschützte, als späterhin zu Konstantinopel, wo der Großherr seinen Planen Gehör schenkte, ein bleibendes Schreckbild für den Kaiserlichen Hof, dessen Macht in Ungarn noch lange Zeit nur unvollkommen befestigt war. Bei der Beschränkung jedoch, welche Rakoczy mehr und mehr in seinen Hülfsmitteln empfand, konnte er das Schicksal einer Menge von Dienern und Anhängern, die ihm gefolgt waren, nicht mehr mit dem seinigen verknüpft erhalten, er mußte sie den Umständen überlassen, und hatte dagegen nichts einzuwenden, wenn sie, an seinem Glücke verzweifelnd, und von seinem Unglücke nicht einmal aufgenommen, jeder so gut er konnte, nach Gelegenheit und Kräften mit der herrschenden Macht in Ungarn sich auszusöhnen und in die neuen Verhältnisse zu fügen suchten. Ein ungarischer Edelmann, genannt Johann Michael von Clement, protestantischen Glaubens, geboren zu Neusohl den 7. Juni 1689 — sein Vater war Richter der Grafschaft Neusohl, Martin von Clement — der schon seit dem Jahre 1708 von Rakoczy zu diplomatischen Sendungen nach England und Frankreich gebraucht

worden war, hatte zuletzt als dessen Beauftragter den Friedensverhandlungen von Utrecht unter dem Namen eines Freiherrn von Rosenau beigewohnt, wo sein gefälliges Aeußere, sein Scharfsinn und seine Klugheit nicht unbeachtet geblieben waren; insbesondere hatte der preußische Gesandte Graf von Dönhof ihn gern bei sich gesehen und oft zur Tafel geladen. Nach dem Abschlusse des Friedens, durch welchen Rakoczy's letzte Hoffnungen und Aussichten vernichtet waren, fand sich Clement verlassen im Haag, und suchte Mittel zur Rückkehr in sein Vaterland, wo er noch einiges Vermögen anzusprechen hatte. Der österreichische Resident von Hohendorf lernte ihn kennen, und fand in ihm das ausgezeichnetste Talent für politische Geschäfte und Ränke; er war von guter Gestalt und feinem Betragen, sprach vollkommen gut lateinisch, ungarisch, deutsch und französisch, hatte Kenntniß der großen Welt, schnelle Fassungsgabe, und unter dem einnehmenden Schein harmloser Unbefangenheit die durchdringendste Schlauheit. Hohendorf machte ihm nach und nach die lockendsten Anerbietungen, gewann ihn bald, und sandte ihn im August des Jahres 1715 nach Wien an den Prinzen Eugen, mit der strengsten Weisung, dessen Zwecken und Vortheilen, so wie der Leitung des Sekretairs Langedel, welcher des Prinzen ganzes Vertrauen hatte, sich unbedingt hinzugeben. Besonders wurde ihm eingeschärft, dieser Verbindung ausschließlich anzugehören, und jede andere, die nicht zu meiden sein dürfte, jener völlig unterzuordnen, und sollte auch der Kaiser selbst dabei betheiligt werden. Eugen und sein Anhang hatten damals in Wien mit drei verschiedenen Partheien zu kämpfen; mit der spanischen, an deren Spitze der Marquis von Perlas und der Graf Cifuentes standen, und in welcher eine Frau von Pilati besonders thätig war; mit der Parthei des Grafen von Schönborn, welche für den Augenblick weniger in Betracht kam, und mit der des Fürsten von Liechtenstein, die nur eine persönliche Bedeutung hatte. Der Kaiser Karl der Sechste neigte sich auf die Seite der spanischen Parthei, und theilte deren Abneigung gegen Eugen, von dem es hieß, er sei am meisten schuld, daß der Kaiser sich nicht in Spanien habe behaupten können, indem jener, um nur selbst an der Spitze

großer Heere in Italien und Deutschland seinen Kriegsruhm zu vermehren, die Absendung der nöthigen Hülfsmacht nach Spanien stets verhindert habe. Unter solchen Umständen konnte Eugen das Ansehen seiner mächtigen Stellung im Staate nur vermittelst der Einwirkungen behaupten, welche die wechselnde Bewegung der auswärtigen Verhältnisse in seine Hände gab; das Gefühl seiner Unentbehrlichkeit wußte er auf diese Weise dem Hofe täglich zu erneuen. Nach dem Frieden mit Frankreich war in Wien besonders Preußen ein Gegenstand politischer Aufmerksamkeit geworden. Die Eroberung von Pommern, die enge Freundschaftsverbindung mit dem Zar von Rußland, die unablässige Vermehrung der stets gerüsteten Heeresmacht, alles dies erregte die Eifersucht des Kaiserlichen Hofes, man sah schon in dem Könige von Preußen einen neuen König von Schweden, durch Stärke und Nähe gefährlicher, als selbst Gustav Adolph es für Oesterreich gewesen. Eugen hatte schon längst das Anwachsen der preußischen Macht mit ungünstigem Auge beobachtet, er grollte überdies dem Könige, weil derselbe bei dem Frieden von Utrecht den eigenen Vortheil nicht fremder Absicht hatte unterordnen wollen. Den Gedanken einer von dorther drohenden Gefahr mußte Eugen um so lieber aufnehmen und bestärken, als ihm selbst nur neues Ansehen und größere Wichtigkeit dabei zu Theil wurde. Noch eindringlicher aber mußte jene Befürchtung erscheinen, wenn sie mit inneren Gefahren in Zusammenhang gebracht wurde. Eugen's dienende Vertraute, seinem Sinne voranseilend, seine Nachfrage als Aufforderung auslegend, und ihr eigenes Verdienst durch täuschende Vorspiegelung erhebend, wußten jenen Zusammenhang bald zu ordnen.

Als Clement in Wien eintraf, und sich zuerst bei dem Sekretair Langedel meldete, fand er das Gebäude, zu dessen weiterer Ausführung er gebraucht werden sollte, vollkommen aufgerichtet; Langedel prägte ihm seine Rolle ein, schrieb ihm seine Aeußerungen selbst gegen Eugen vor, mit dem ernstlichen Bedeuten, daß er dieselben auch in der Folge, obwohl sonst dem Prinzen rückhaltlos angehörend, genau nach vorher gepflogener Verabredung jedesmal zu bedingen hätte.

Clement wurde hierauf zu Eugen geführt, und mußte demselben von den angeblichen Betreibungen Rakoczy's in Ungarn und dessen Einverständnissen den verabredeten Bericht geben; Langedel hatte ihm eingeschärft, die Behauptung einfließen zu lassen, Rokoczy sei mit dem Hofe von Berlin schon ganz einig gewesen, und der Kronprinz von Preußen habe König von Ungarn werden sollen. Alle diese Angaben mußte Clement weiterhin durch andere betrügliche Mittheilungen und Denkschriften ausführlich erörtern und bestätigen. Eugen fand ihn nach wenigen Unterredungen so geschickt und brauchbar, so eingeweiht in geheime Verhältnisse, und so fähig deren neue zu knüpfen, daß er ihn auch bei dem Kaiser selbst einführte, um die von Langedel so trefflich eingelernte Rolle fortzusetzen. Clement's großes Talent, in die Lage seiner Gönner sich hineinzudenken, ihre geheimsten Absichten zu durchblicken, und ihren Zwecken alles Förderliche mit erfinderischer Thätigkeit unterzulegen, wurde lebhaft anerkannt, seine anspruchlose Hingebung und einnehmende Gefälligkeit erwarben die Zuneigung Eugen's, noch mehr aber Langedel's, der in ihm seinen angehörigsten Schützling zu befördern wünschte; wirklich ließ er demselben alsbald, zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste, die Stelle eines Residenten von Brabant im Haag mit 12,000 Gulden Gehalt zusagen. Clement hätte sich glücklich geschätzt, aus den angezettelten Ränken in eine solch annehmliche Stellung zu entrinnen, allein jene selbst hielten ihn nun fest, und er mußte sein Betreiben fortsetzen, das durch seine bloße Fortdauer auch nothwendig seiner Zerstörung entgegenging.

Die Stellung und Wirksamkeit indeß, welche Clement in Eugen's Umgebung besaß, konnte dessen Gegnern nicht lange verborgen bleiben. Sie bemühten sich um ihn auf mannigfache Weise; Frau von Pilati suchte ihn für die spanische Parthei zu gewinnen, der Jesuit Pater Tönnemann, Beichtvater des Kaisers, ihn zum katholischen Glauben zu bekehren, und ihn wenigstens von Eugen abzuziehen, den er wegen seiner Freidenkerei und wegen des Schutzes und Gnadengehaltes haßte, die er in Wien dem französischen Dichter Jean Baptiste Rousseau angedeihen ließ. Zwar schlugen

alle diese Versuche an Clement's vorsichtigem Benehmen fehl, allein dies konnte nicht verhüten, daß Eugen, welcher geheime Kunde von allem erhielt, schlimmen Verdacht gegen seine Treue faßte, und ihm Geschäfte und Vertrauen allmählig wieder entzog. In dieser Zeit gerade starb Langedel, als frühes Opfer einer verderbten Lebensart, und mit ihm verlor Clement alle Stütze. Als er die Kälte und das Mißtrauen Eugen's immer zunehmen sah, und zuletzt weder Zutritt noch Geld mehr erhielt, auch keine Hoffnung zur Wiedererlangung seines Besitzthums in Ungarn übrig blieb, fand er für sein längeres Verweilen in Wien nicht Mittel noch Sicherheit mehr. Er ging daher im Anfange des Jahres 1717 nach Lüttich, dann nach Brüssel, und endlich nach Frankfurt am Main; von allen diesen Orten schrieb er an Eugen die eifrigsten Briefe, doch alle seine Klagen und Betheurungen blieben fruchtlos. Ueberdrüssig des vergeblichen Harrens begab er sich darauf nach Dresden, wo sich ihm bei dem Feldmarschall Grafen von Flemming, erstem Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, neue Glückswege zu eröffnen schienen.

Flemming befand sich in Dresden in ähnlicher Lage wie Eugen in Wien, auch seine Allgewalt war dem Angriffe von Partheien bloßgestellt, denen zum Theil der König selbst beipflichtete, und sein Ansehen erhielt sich nur durch die Behandlung der auswärtigen Verhältnisse, deren geheimste Fäden in seiner Hand lagen. Ihm war Clement mit seinen Eröffnungen höchst willkommen; die genaue Kenntniß der geheimsten Dinge in Wien, die tiefe Vertrautheit mit allen Gängen der dortigen Ränke, mit allen Schwächen der Persönlichkeiten, wurde für Flemming äußerst wichtig. Clement knüpfte nun mit seinen Bekannten in Wien regelmäßige Verbindungen an; da alle Kanzleien, und selbst die Stellen des höchsten Vertrauens, mit käuflichen Leuten besetzt waren, so gewann er durch das Geld, welches Flemming reichlich dazu gab, leicht einige Briefsteller, die selbst aus Eugen's Kabinet, von allem, was dort vorging, genauen Bericht ertheilten. Diese geheimen Mittheilungen, welche Clement sodann für Flemming zurechtstellte, stimmten mit den gesandt-

schaftlichen Nachrichten trefflich überein, kamen ihnen nicht selten zuvor, und mußten oft erst den wahren Schlüssel derselben liefern. Flemming faßte von Clement's Einsicht und Verbindungen eine hohe Meinung; er sprach dem Könige von ihm, und ließ ihn bei diesem für einen geheimen Beauftragten gelten, welchen Eugen selbst an ihn abgeschickt habe, um ihres vertrauten Einverständnisses sicherer zu pflegen. In solchem Maße das Vertrauen Eugen's zu besitzen, wie die geheimen Nachrichten thatsächlich zu beweisen schienen, war für Flemming bei dem Könige von großem Gewicht, und sein Ansehen und Einfluß stellten sich dadurch in voller Stärke her. Indeß wünschte er, zur vollständigsten Beglaubigung, ein urschriftliches Aktenstück aus Eugen's Kanzlei und von dessen eigener Hand vorzuzeigen, und drang wiederholt in Clement, ihm dergleichen eines zu verschaffen. Dieses wollte jedoch nicht gelingen, und Clement, da jener nicht aufhörte, ihm deßhalb anzuliegen und ihn zu bedrängen, gerieth endlich auf den Gedanken, ein solches Aktenstück selbst zu verfertigen. So führte die Gelegenheit sein unglückliches Talent immer günstiger und lockender zur vollsten Entwickelung. In Eugen's Handschrift, deren Nachmachung ihm vollkommen gelang, schrieb er einen Aufsatz über die politische Stellung des Tages, und wußte darin mit größter Geschicklichkeit die ihm wohlbekannten Verhältnisse von Wien hervorzuwenden, und eben so durch die Richtung des Ganzen den Sinn zu treffen, der den geheimen Wünschen und Absichten Flemming's am meisten entsprechen konnte. Dieser, hocherfreut über das ersehnte Blatt, in dessen Aechtheit er keinen Zweifel setzte, machte davon bei dem Könige den erwünschtesten Gebrauch, und belohnte Clement durch ein Geschenk von 1000 Thalern. Er vertraute ihm nun einen großen Theil seiner geheimen Geschäfte, und eröffnete ihm die Aussicht auf eine vortheilhafte Dienstanstellung. Bevor aber diese sich ereignen konnte, forderte und erhielt Flemming ein zweites Aktenstück jener Art, und die theils wahren, theils vorgeblichen Wiener Einverständnisse reiften in dieser künstlichen Treibhitze schnell so weit, daß Flemming, um seinen Anschlägen den letzten Nachdruck zu geben, trotz aller Abmahnung Clement's, dessen

Arglist die nahe Entdeckung fürchtete, in seinem Eifer selbst nach Wien reiste, wohin er 75,000 Dukaten mitnahm. Nun sah Clement sein betrügliches Spiel kaum noch bis zu Flemming's Rückkehr haltbar, die er in Dresden abzuwarten nicht rathsam fand. Einen neuen Schauplatz seiner bereicherten Geschicklichkeit suchend, richtete er seine Blicke nach Berlin.

Verbindungen fanden sich daselbst für ihn leicht anzuknüpfen; Oertlichkeit und Verhältnisse waren ihm schon nicht fremd mehr. Durch seine Hände waren zum Theil die geheimen Mittheilungen gegangen, welche Flemming durch bestochene Personen dorther empfing; auch hatte dieser mit einem Schreiben an den Minister von Ilgen ihn selbst einmal nach Berlin gesandt. Seine genaue Kenntniß der Verhältnisse in Wien und Dresden konnten hier von großem Werthe sein; beide Höfe hatten gegen Preußen die entschiedenste Abneigung, nur war Flemming noch feindlicher als Eugen gesinnt, und die Aeußerungen Beider stimmten in mancher Hinsicht gleich verabredeten überein. Bei Gelegenheit eines Entwurfes zur Aufhebung Rakoczy's hatte Eugen Worte hingeworfen, die einen ähnlichen Anschlag auch nach anderer Seite wenigstens für wünschenswerth erklärten. In Flemming's Händen waren Plane der Umgegend von Berlin, des Königlichen Schlosses Wusterhausen, und oftmals wurde die Sorglosigkeit des Königs von Preußen besprochen, der am letzteren Orte, vier Meilen nur von der sächsischen Gränze, regelmäßig den Herbst jedes Jahres fast ohne Leibwachen zubrachte. Am Kaiserlichen Hofe war davon die Rede gewesen, den Markgrafen von Schwedt nach Wien zu ziehen, und ihn durch eine katholische Heirath in den dortigen Verhältnissen zu befestigen; in Dresden konnte solch ein Vorhaben nur eifrige Billigung finden. Eugen hatte den Vorschlag Clement's, einen geheimen Briefwechsel nach Berlin einzurichten, mit den Worten, er habe dort schon Freunde genug, mit Gleichgültigkeit abgelehnt, und hinwieder, bei aller Feindseligkeit gegen Preußen, immer Leopold's und Grumbkow's mit ausnehmendem Lobe gedacht, und sie als diejenigen Männer bezeichnet, auf welche er in Berlin völlig rechnen könne; daß auch Flemming zu jenen Beiden genaue Verhältnisse

gehabt, war aus vielen Zeichen zu entnehmen. Auf den Grund solcher Zusammenstellungen, in welchen vorübergehende Gedankenbilder und folgenlose Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke als entschiedenes Vorhaben und bestehendes Komplot erscheinen mußten, errichtete Clement einen so künstlichen Aufbau von Trug und Arglist, daß nur sein eigenes Bekenntniß in der Folge das täuschende Gemisch von Wahrheit und Lüge wieder zu sondern vermochte, und auch dies nicht so vollständig, daß nicht für immer einiger Zweifel bliebe, über das Mehr oder Minder der Wahrheit, welche zu dem ungeheuern Betruge mißbraucht worden.

Clement schrieb an den König von Preußen, er habe Dinge von größter Wichtigkeit zu eröffnen, allein das tiefste Geheimniß sei dabei unbedingt erforderlich; er bäte daher Seine Majestät um die Erlaubniß nach Berlin zu kommen, und um die schriftliche Zusicherung, daß seine Ankunft dort für jederman geheim bleiben, er selbst aber einzig mit dem Könige zu thun haben, und auch die Freiheit behalten sollte, jederzeit, sobald es ihm nöthig dünke, wieder abzureisen. Dieses Schreiben legte er in einen Brief an den Domprediger Jablonski ein, der zugleich Bischof der reformirten Kirche in Ungarn und Polen war, und schrieb diesem, durch seine ungarischen Landsleute habe er so viel Gutes von demselben vernommen, daß er ihm das beifolgende Schreiben zu vertrauen wage, welches unmittelbar in die Hände des Königs abzugeben sei, die schwerste Verantwortung aber für alles Unheil, welches entstehen könnte, wenn die Abgabe unterbliebe, würde auf den Säumigen fallen müssen. Jablonski wandte sich erschrocken um Rath und Hülfe an den Minister von Marschall, der es übernahm, dem Könige das Schreiben einzuhändigen. Der König fand die Sache beachtenswerth; Jablonski erhielt für Clement einen Paß nebst allen verlangten Zusicherungen, und zugleich den Auftrag, demselben entgegenzufahren, ihn bei Nacht in seinem Wagen heimlich in Berlin einzuführen, und einstweilen in seinem Hause streng verborgen zu halten. Auf diese Weise kam gegen Ende des Jahres 1717 Clement unentdeckt in Berlin an. Der König fuhr Tages darauf in einem offenen Wagen spaziren, begleitet

von dem Generalmajor von Forcade, Kommandanten von Berlin, und von zweien Pagen; nachdem er in der Neustadt unter den Linden umhergefahren, ließ er nach dem Weidendamm einlenken, stieg dort aus, hieß sein Gefolge ihn erwarten, und begab sich ganz allein zu Fuß nach einem nahegelegenen, später dem General von Linger gehörigen Garten, wohin Jablonski und Clement beschieden waren. Der König hieß Jablonski'n zurücktreten, damit Clement ohne Zeugen desto freier reden möchte. Dieser entdeckte hierauf dem Könige, die Höfe von Wien und Dresden hätten einen schrecklichen Anschlag gegen ihn im Sinne, es sei die Absicht, ihn auf der Jagd oder auf einer Reise aufzuheben, ihn selbst in sichrem Gewahrsam zurückzuhalten, den Kronprinzen aber katholisch erziehen zu lassen, und demnächst unter Vormundschaft des Kaisers auf den Thron zu setzen. Die vornehmsten Generale und Minister des Königs, fügte er hinzu, seien schon gewonnen, und zur Ausführung handle es sich nur noch um die Zustimmung der Seemächte, mit welchen deßhalb das Nöthige jetzt im Haag zu verhandeln er selbst beauftragt sei. Aus Abscheu vor solchem Verbrechen, dessen unglückliche Folgen nicht zu berechnen sein würden, aus Widerwillen gegen die römische Religion, die man auf solche Weise zu fördern denke, und aus wahrhafter Ehrerbietung für Seine Majestät, welche man so frevelhaft verrathen wolle, wünsche er eifrigst diesen Anschlag zu hintertreiben; in dieser Absicht mache er vorläufig die Entdeckung; wirksamer noch hoffe er dem Komplot im Haag selbst entgegenzuarbeiten, wohin der König ihm erlauben möchte seine Reise fortzusetzen, damit bei den Gegnern durch sein Ausbleiben keinerlei Verdacht entstünde; alles komme darauf an, daß niemand, wer es auch immer sein möge, dieses Geheimniß erführe noch ahnde. Er zog zur Beglaubigung seiner Angaben schriftliche Beweise hervor, angeblich eigenhändige Briefe Eugen's, des Grafen von Zinzendorf, Flemming's, und selbst preußischer hohen Staatsbeamten. Die eingetretene Dämmerung hinderte den König, diese Schriften sogleich durchzusehen, die übrigens am hellen Tageslichte jede Probe bestehen konnten. Clement aber bat den König, ihm sein Zutrauen zu schenken, und betheuerte

wiederholt seine redliche Absicht; er sprach mit dem Tone der unbefangensten Rechtschaffenheit, der eindringlichsten Ueberzeugung. Der König glaubte ihm, versprach ihm nochmals das tiefste Geheimniß, und bestellte ihn zum folgenden Abend wieder in denselben Garten. Jablonski führte darauf im Dunkel seinen Gast mit aller Vorsicht wieder nach Hause. Der König aber, als er zu seinem Wagen zurückgekehrt, erschien höchst ergriffen und bewegt, so daß Forcade sich das Herz nahm, ihn zu fragen, ob ihm etwas begegnet sei, worauf jedoch nur ein tiefer Seufzer antwortete. In der Nähe des Schlosses befahl der König zu halten, und verbot Allen, die mit ihm waren, auf das strengste und bei ihrem Leben, irgend jemanden ein Wort davon zu sagen, daß er sich von dem Wagen entfernt habe. Den übrigen Theil des Tages verbrachte er einsam in seinen Zimmern, so auch den folgenden Tag, und wollte niemand weder sehen noch sprechen, sogar die Königin nicht, bis gegen Abend zur festgesetzten Stunde er auf dieselbe geheime Weise wieder in jenen Garten sich begab. In den vorgelegten Schriften erkannte der König diesmal ohne Mühe die Hand Eugen's und Flemming's, die Aechtheit erschien unzweifelhaft, der Inhalt zeigte deutlich genug ihre verrätherische Absicht, und Leopold's und Grumbkow's geschah darin auf mehr als verdächtige Art Erwähnung. Dieser Umstand machte den König besonders traurig; so manches aber traf zusammen, ihre Schuld und überhaupt die ganze Sache in seiner Meinung glaubhaft darzustellen. Es war nicht vergessen, daß der König August schon früher einmal die Fürsten Jakob und Konstantin Sobieski auf der Jagd, wenige Meilen von Breslau, gewaltsam hatte entführen lassen. Der Kaiserliche Hof, der schon den Adel von Magdeburg, welcher in Wien durch Herrn von Alvensleben heftige Beschwerde über die Königlichen Lehnverordnungen geführt, nachdrücklich in Schutz genommen, that noch immer gehässige Schritte gegen Preußen, und Eugen's und Flemming's feindliche Gesinnung hatte sich in vielen kundgewordenen Aeußerungen nur allzudeutlich gezeigt. Leopold's freundschaftliche Verbindung aber mit dem ersteren war ganz unverhohlen; sie dauerte auch inmitten der politischen

Zwietracht beider Höfe fort, und eben erst hatte Leopold zwei seiner Söhne, Wilhelm Gustav und Leopold Maximilian, an den Kaiserlichen Feldherrn gesandt, um in Ungarn unter ihm den Türkenkrieg mitzumachen. Dies alles wirkte vereint auf den König, und ließ ihn dem Inhalte jener Schriften, der damit zusammenstimmte, um so leichter Glauben schenken. Clement spielte seine Rolle so gut, bewies solch aufrichtige Gesinnung für den König, zeigte sich ihm so wahrhaft ergeben, und dabei in den Sachen selbst so einsichtsvoll, rathkundig und geschickt, daß dieser ihn als einen Schutzgeist ansah, der ihm gesandt worden, und den er nicht genug hochhalten und belohnen könne.

Während diese geheimen Zusammenkünfte sich auf solche Weise von Zeit zu Zeit wiederholten, wußte Clement, ungeachtet seiner Verborgenheit in dem Hause Jablonski's, auch anderweitige Ränke in Berlin anzuknüpfen. Der sachsen-weimarische Resident Lehmann war ihm schon von Dresden her als Flemming's geheimes Werkzeug bekannt, durch ihn lernte er den Kriegssekretair Bube und den Freiherrn von Heidekamm, der von Finanzsachen genaue Kenntniß besaß, insgeheim kennen, und theils durch den Zwang der geknüpften alten Bande, theils durch neue versprechende Lockungen gewann er von ihnen die geheimsten Nachrichten und Schriften, deren Inhalt er darauf bei dem Könige geltend machen konnte; Briefe von Ministern und andern hohen Beamten dienten ihm zur Nachbildung der Hände, von welchen er Beweise der Theilnahme an dem ausgedachten Komplotte vorzeigen wollte. Der König faßte eine hohe Meinung von Clement's Einsichten und Fähigkeiten, bediente sich in vielen Dingen seines Raths, und wollte ihn für immer in Berlin bei sich behalten. Clement aber zeigte ein großes Verlangen nach Holland zu reisen, er stellte dem Könige vor, wenn er nicht bald im Haag erschiene, so würden die Höfe gegen ihn Verdacht schöpfen, den Faden der Verhandlungen ihm entziehen, und dadurch jedes Mittel nehmen, das drohende Unheil abzuwenden. Ungern willigte zuletzt der König in die Abreise; Clement mußte versprechen, sobald es die Geschäfte erlaubten, wiederzukehren, und empfing dagegen nebst vielen Geschenken

die größten Versicherungen unbegränzter Huld und Gnade; den Werth der Geschenke schien er nicht zu achten, eine Summe von 12,000 Thalern, die der König ihm noch aufdringen wollte, lehnte er sogar ab, und nahm davon endlich gezwungen nur so viel, als ihm zu den Kosten seiner Reise nöthig dünkte. Diese Uneigennützigkeit steigerte die Hochachtung und Zuneigung des Königs für den seltenen Mann, welchen das Geschick ihm zugeführt, auf den höchsten Grad. Auch legte Clement nochmals in Jablonski's Hände zur höchsten Zufriedenheit sein protestantisches Glaubensbekenntniß ab, erneuerte seine Verheißungen, und beschwor den König alles bisher Verhandelte als tiefstes Geheimniß zu bewahren, seinen nächsten Dienern, seiner Familie selbst sei nicht zu trauen.

Nach Clement's Abreise fiel der König in tiefe Traurigkeit, deren Ursache niemand ahndete. Die Vorstellung, daß eine solche Verrätherei bis in den Kreis seiner nächsten Vertrauten, wo nur Liebe und Dankbarkeit ihm begegnen sollte, habe dringen können, erfüllte ihn mit Bekümmerniß. Er entzog sich mehr und mehr dem gewohnten Umgang. Die Tabagie oder Tabacksgesellschaft setzte er zwar fort, aber nur mit ehrbaren Bürgern, die er aus der Stadt dazu laden ließ, denn alle Vornehmen seines Hofes waren ihm verdächtig. Zuletzt wollte er fast niemanden mehr sprechen, und sein Mißtrauen ging so weit, daß er Nachts neben seinem Kopfkissen immer zwei geladene Pistolen liegen hatte. Seinen schwarzen Gedanken hingegeben, erwartete er jeden Augenblick einen persönlichen Angriff. Der ganze Hof war bestürzt, und wußte diesen Gram und Argwohn nicht zu deuten. Leopold endlich, dem es zu Herzen ging, den König so leiden zu sehen, beschloß sein altes Zutrauen anzusprechen. Eines Tages, als der König sich in sein Gemach zurückzog, wohin ihm niemand folgen durfte, ging Leopold ihm nach; der König, sich plötzlich mit dem allein sehend, dem er das Schlimmste zutraute, griff schnell an den Degen, um auf alles gefaßt zu sein. Bei dieser Bewegung trat Leopold erschrocken zurück, riß seinen Degen von der Seite, und warf ihn weit von sich weg. „Ew. Majestät kostbares Leben, rief er aus, komm' ich nicht zu bedrohen, sondern um zu bitten, daß Sie es erhalten

wollen! Ich sehe, daß ein geheimer Gram Ew. Majestät seit einiger Zeit am Herzen nagt, und daß ich selbst mit andern Augen angesehen bin, als sonst. Woher dies? Ich fühle mich frei von Schuld. Haben Sie aber einen Verdacht gegen mich, so unterwerf' ich mich willig jeder Untersuchung! Ja ich entkleide mich meines Reichsfürstenstandes, und will bloß als Ihr Unterthan gerichtet werden. Habe ich mich gegen Ew. Majestät worin vergangen, so stehe hier mein Kopf dafür ein!" Der König wurde durch diese leidenschaftlich ausgesprochenen Worte heftig bewegt, seine alte Zuneigung für Leopold erwachte in voller Stärke, er fiel ihm um den Hals, sah ihn starr an, und fragte wehmüthig: „Sprecht Ihr denn wahr, und darf ich Euch noch trauen?" — Ja das dürfen Ew. Majestät, rief Leopold, indem er sich dem Könige zu Füßen warf, mein Leben hab' ich Ihrem Dienste gelobt, und all mein Blut will ich zum Zeugniß dafür hingeben! „Nun wohl, versetzte der König, ich will Euch trauen; hört mich an, und sagt dann selbst, ob mir nicht Ursache genug zum Verdacht gegeben war." — Hierauf erzählte der König den ganzen Hergang von Clement's Mittheilungen, den Inhalt der Briefe des Prinzen Eugen, durch welche Leopold der Theilnahme an strafbaren Einverständnissen beschuldigt worden. Dieser, ganz entrüstet, sprach heftig seinen Unwillen aus; nimmermehr habe Eugen, betheuerte er, dergleichen von ihm schreiben, noch jemals selbst die Hand zu einem so schändlichen Komplotte bieten können; Clement müsse der ausgemachteste Schurke und abgefeimteste Betrüger sein, daß er solche Dinge zu behaupten und falsche Zeugnisse dafür zu schmieden wage. Leopold erbot sich gegen den König, solange in Verhaft zu bleiben, bis der Elende, der ihn so schmachvoll angeklagt, ihm persönlich gegenüberstände; er war untröstlich, daß derselbe für jetzt so glücklich entkommen sei, man müsse seiner wieder habhaft werden, es koste was es wolle. Der König meinte zwar, Clement werde gewiß von selbst wiederkehren, Leopold aber drang auf beschleunigende Maßregeln. Nachdem der König nicht ohne Zögern eingewilligt, griff Leopold sogleich die Sache mit kluger Betriebsamkeit an. Jablonski bekam Befehl, nach dem Haag zu

reisen; ihm wurde der Major von Dumoulin beigegeben, ein entschlossener Offizier, von dessen Ergebenheit und Eifer Leopold schon aus dem Felde her versichert war.

Jablonski langte im Haag an, besuchte Clement, und sagte ihm, die Herausgabe eines seiner Werke habe ihn zu dieser Reise veranlaßt, bei dieser Gelegenheit aber der König ihm aufgetragen, Clement der Fortdauer der Königlichen Gnade zu versichern; derselbe bezeige großes Verlangen ihn wiederzusehen, er wünsche dringend ihn über Dinge, die sich nicht schreiben ließen, wäre es auch nur auf wenige Tage, zu sprechen, ihm solle freistehen jederzeit, sobald es ihm beliebte, wieder abzureisen. Einige Tage darauf kam auch Dumoulin an, bestätigte alles, was Jablonski gesagt hatte, und brachte sogar von dem Könige selbst ein Schreiben an Clement, durch welches dieser dringend zu einer Unterredung eingeladen wurde; der König erbot sich deßfalls sogar zur Reise nach Kleve, wenn Clement's Geschäfte ihm für jetzt nicht erlaubten, sich weiter von Holland zu entfernen. Clement machte nicht die geringste Schwierigkeit; arglos folgte er den beiden Abgesandten nach Berlin. Mit aller Unbefangenheit und Beeiferung erschien er vor dem Könige, der, auf's neue von ihm eingenommen, nicht glauben konnte, daß derselbe, wenn ein Betrüger, so willig wiedergekommen wäre. Der König sprach mit ihm in seinem Kabinet, und äußerte über die Anschläge des Wiener Hofes einige Zweifel, da seitdem keine Spur von irgend einer Unternehmung sich gezeigt habe. Clement berief sich auf die urkundlichen Schriften, die er ihm vorgewiesen; der König begehrte sie nochmals zu sehen, allein Clement hatte sie in Holland zurückgelassen, bei einem Freunde, mit dem er die Abrede getroffen, sie nur ihm selbst zu eigenen Händen wieder zu verabfolgen. Er erbot sich aber, die Schriften selbst zu holen. Der König wußte nicht, was er davon halten sollte; Clement schien bei der Sache ganz aufrichtig, ihm irgend Mißtrauen zu bezeigen, hätte alles verdorben; ohne jene Schriften aber konnte die Wahrheit zwischen Clement's Aussagen und Leopold's Versicherungen nie rein an den Tag kommen; die Erlaubniß zur Abreise wurde demnach ertheilt. Leopold, der hinter einem Vorhange die Unter-

redung mit angehört, bot vergebens alles auf, damit der König den Betrüger nicht wieder frei davongehen ließe, sondern vielmehr Haft und Untersuchung gegen ihn verhinge; der König ließ Clement reisen, versprach ihm alle Sicherheit, und gab ihm nur den Major von Dumoulin mit, der heimlich zwar beauftragt war, ihn nicht aus den Augen zu lassen, äußerlich aber jeder Anordnung Clement's Folge zu leisten hatte. Dumoulin wohnte im Haag mit Clement in demselben Hause, und dieser hielt ihn drei Tage in seinem Zimmer eingeschlossen, damit seine gleichzeitige Ankunft nicht bemerkt würde. Während dieser Zeit und während noch vier Wochen, die er unter dem Vorwande von allerlei Geschäften im Haag hinzögerte, hätte Clement leicht seinem Aufseher entschlüpfen können; allein er blieb, und bezeigte keinerlei Besorgniß; und blieb nicht nur, wobei ihm in Holland allenfalls noch Sicherheit genug dünken konnte, sondern begab sich mit seinen Schriften sogar getrost auf den Rückweg nach Berlin.

Erst in Kleve, sei es, daß er nunmehr auf preußischem Gebiet an seinem Gefährten etwas Unheimliches zu spüren anfing, sei es, daß ihm wirklich einige seiner Papiere fehlten, fand er, daß er noch einiges vergessen habe, und wollte wieder nach dem Haag umkehren; allein Dumoulin litt es nicht, und erklärte trocken, jetzt müsse er mit nach Berlin reisen. Clement sah nun, wie die Sachen standen, und ohne Widerstreben, mit allem Anschein der Unschuld, sanft und gelassen wie ein Lamm folgte er der ausgesprochenen Nothwendigkeit. In Berlin angekommen, stieg er bei dem Minister von Marschall ab, der ihn zu Mittag bei sich behielt, und sehr höflich behandelte, nach dem Essen aber ihm erklärte, er sei ein Staatsgefangener und werde sogleich in Gewahrsam gebracht werden. Clement berief sich auf den König, auf die Versprechungen, die ihm ertheilt worden, auf seine freiwillige Wiederkehr. Allein die Sachen hatten sich bereits sehr verändert. Leopold war bei dem Könige wieder im Besitz der alten Zuneigung, des alten Vertrauens, und hatte durch seinen Einfluß die Leitung der gerichtlichen Untersuchung dem Generalauditeur von Katsch übertragen lassen, ein Mann, auf den er zählen konnte, und der in dem schreckenden Rufe

stand, niemand besitze wie er die Geschicklichkeit, einen Angeklagten zu verwirren und zu verderben. Noch am nämlichen Abend war in der Hausvoigtei, wohin der König selbst mit Eintritt der Dunkelheit sich begeben hatte, das erste Verhör. Clement antwortete auf alle Fragen mit ruhiger Unbefangenheit, wie jemand, der sich nichts vorzuwerfen hat. Dasselbe geschah in Spandau, wohin er des folgenden Tages gebracht wurde, bei einem zweiten Verhör, dem ebenfalls der König beiwohnte. Seine Fassung verließ ihn keinen Augenblick, er beharrte bei seinen Aussagen, und berief sich auf die beigebrachten Beweise, die in der That den Richter in Verlegenheit bringen konnten, denn ihre Aechtheit schien kaum zu bezweifeln. Schon erklärte der König, als Clement abgeführt war, derselbe sei offenbar kein Betrüger, und war schon im Begriff, seine Freilassung anzubefehlen, aber Katsch verhinderte es, indem er bat, hier nichts zu übereilen, sondern noch ein oder zwei Verhöre und ein wenig Folter zu erlauben, es würde sich dann wohl bald ergeben, was diesen Dingen zum Grunde liege. Am dritten Tage, nachdem das Verhör abermals fruchtlos abgelaufen, ließ Katsch wirklich die Henkersknechte eintreten, und alle Marterwerkzeuge vor den Augen des Angeklagten in Bereitschaft legen. Diesem gräßlichen Anblick vermochte der Unglückliche nicht zu widerstehen. Er warf sich dem Könige zu Füßen, und bekannte mit reuevollen Thränen, seine bisherigen Aussagen seien falsch, die Briefe von ihm selbst geschmiedet, das ganze Komplot eine Erdichtung. Hierauf erfolgten alsdann weitere Verhöre, in welchen Clement mehr und mehr seine Ränke darlegte; allein auch jetzt benahm er sich fortwährend mit großer Geschicklichkeit und Vorsicht, und seine scheinbar rückhaltlosen, aber doch abgemessenen Eingeständnisse gaben dem Könige noch keine Ueberzeugung. Als Clement bekannte, er habe alles nur ersonnen, um eine Summe Geldes zu erlangen, mit der er sich habe zurückziehen und ein ruhiges Leben beginnen wollen, konnte der König einen Beweggrund nicht gültig finden, dem das frühere Ablehnen seiner freigebigsten Anerbietungen auffallend widersprach. Clement schien blos aus Furcht vor der Folter dasjenige zu sagen, was er den Erwartungen der Fragenden

gemäß glaubte; sein ängstliches Bemühen, mehr die Höfe von Wien und Dresden als sich selbst von Schuld frei zu sprechen, zeigte deutlich, daß er für jene Höfe ganz besondere Rücksichten habe; manche Aussagen that er nur gegen das ausdrückliche Versprechen des Königs, ihn keiner fremden Macht auszuliefern; es fanden sich bei allen seinen Geständnissen immer neue Spuren, daß er es nicht unredlich mit dem Könige gemeint, und dieser blieb noch stets geneigt, eher den früheren Aussagen zu glauben, als den jetzigen.

Um Licht in dieser Verwirrung zu erhalten, sandte der König den Generallieutenant von Borck, nachherigen Feldmarschall, einen redlichen treuen Mann, der weder Leopold's noch Grumbkow's Freund und daher keiner Partheilichkeit für ihre Sache verdächtig war, nach Dresden und Wien. An beiden Orten wurde jede Theilnahme an dem vorgeblichen Komplotte bestimmt geläugnet; der Prinz Eugen, als ihm die Briefe gezeigt wurden, die er geschrieben haben sollte, gestand, daß seine Handschrift so gut nachgemacht sei, daß er selbst, wenn nicht der Inhalt widerstritte, sie für ächt halten könnte. Er läugnete nicht seine frühere Verbindung mit Clement, betheuerte aber, niemals eigenhändig an ihn geschrieben zu haben. Er fügte hinzu, im Kriege würde er, wenn der Fall eintrete, und der Kaiser ihm diesen Auftrag ertheilte, den König von Preußen als Feind offen bekämpfen, aber nie zu einer Verschwörung gegen ihn die Hand bieten; einer solchen Nichtswürdigkeit werde nicht erst das Ende seiner Laufbahn Raum geben; sein Wort dürfe hier als seine Rechtfertigung gelten. Mit Borck's Verrichtungen war der König ausnehmend zufrieden, und beschenkte denselben nach seiner Rückkehr ansehnlich. Allein noch immer konnte er sich nicht entschließen, jene Briefe sämmtlich für untergeschoben zu halten, bis Clement, gedrängt und geängstigt, zuletzt selbst den vollen Beweis lieferte, und in Gegenwart des Königs dessen eigene Handschrift so täuschend nachmachte, daß dieser selbst die ächte von der falschen nicht mehr zu unterscheiden wußte. Hierauf ließ der König, dem Augenschein selbst doch nur gezwungen nachgebend, dem gerichtlichen Verfahren seinen Lauf.

Clement sollte seine Mitschuldigen angeben, und wurde deßhalb auf's neue mit der Folter bedroht; diesem Schrecknisse widerstand er auch diesmal keinen Augenblick, er nannte Heidekamm, Lehmann und Bube, durch deren Hülfe ihm geheime Nachrichten und Aktenstücke zugekommen. Sie wurden sogleich verhaftet und nach Spandau gebracht. Bube fand Mittel sich zu vergiften, die andern beiden aber verwickelten in ihre Bekenntnisse eine Menge angesehener Personen, die sofort festgenommen wurden. Spandau füllte sich mit Verhafteten, auch der Unschuldigste fürchtete für seine Sicherheit, ganz Berlin schwebte geraume Zeit in Furcht und Schrecken. Katsch befriedigte bei diesen Untersuchungen zugleich seine und seiner Freunde Leidenschaften. Bei dem Kammerherrn von Troschke fanden sich Briefe des Staatsministers von Kamecke, worin Leopold und Grumbkow übel mitgenommen waren; aus Rache wurde er beschuldigt, mit Clement in Verbindung gewesen zu sein. Glücklicherweise konnte er darthun, daß er jenen nie gekannt habe, warf aber nun seinerseits dem Könige vor, in Gegenwart Leopold's und Grumbkow's, daß er diesen beiden allzu leichtgläubig folge, welche doch nur seine treuesten Diener von ihm zu entfernen suchten, um desto sicherer allein in seiner Gunst zu herrschen. Beide klagten dagegen, daß Kamecke schon längst nur trachte, sie zu verläumden, und legten zum Beweise dessen Briefe an Troschke vor. Der König wollte es dabei bewenden lassen, daß Kamecke einige Entschuldigungen machte, dieser aber verdarb alles durch seine Heftigkeit gegen den König selbst, dessen diesmal ganz ungemeine Geduld er endlich erschöpfte; er wurde auf der Stelle verhaftet, und nach Spandau abgeführt, späterhin aber auf seine Güter in Pommern verwiesen.

Gleichen Sieg erhielt die Rache Leopold's in kurzem auch über seine Feindin Frau von Blaspiel. Sie hatte dem Grafen von Flemming, mit dem sie in vertrautem Briefwechsel stand, nach Dresden unter andern von dem Könige geschrieben, er sei wie das heilige Grab inmitten der Ungläubigen, wodurch Leopold und Grumbkow bezeichnet sein sollten, ferner enthielt ihr Brief ein bitteres Urtheil über die Untersuchungen, welche in der Sache Clement's noch immer

fortwährten, das ganze Verfahren nannte sie grausam und tyrannisch, und beseufzte das Geschick derjenigen, welche in diesen wiedergekehrten Zeiten Nero's und Caligula's leben müßten. Der Geheimrath von Pätsch, bei der Post beschäftigt mit Eröffnung der in's Ausland gehenden Briefe, brachte diesen an Leopold, in dessen schon erworbener Gunst er sich dadurch noch mehr zu befestigen strebte. Von Zorn und Freude beseelt, berief Leopold seine Freunde, mit denen er sogleich die nöthige Verabredung nahm. Abends, als Leopold und Grumbkow gerade bei dem Könige waren, mußte Katsch sich melden lassen, und das beleidigende Schreiben überbringen. Der König gerieth in den größten Zorn, und ließ durch den Obersten von der Marwitz, der gerade im Vorzimmer war, die Frau von Blaspiel herbeiholen. Es erfolgte ein gewaltsamer Auftritt, in welchem die beherzte Frau ihren Brief und seinen ganzen Inhalt anerkannte, und neuerdings die heftigsten Beschuldigungen gegen Leopold und Grumbkow schleuderte; sie hätten einen Anschlag gegen das Leben des Königs gemacht, und unter dem Namen des Markgrafen von Schwedt die Vormundschaft an sich reißen wollen. Mit dem höchsten Unwillen zweifelnder Prüfung blickte beide der König an. Katsch kam ihnen zu Hülfe, und brachte Frau von Blaspiel durch Fragen nach Beweisen und durch Androhung der Folter in's Gedränge; sie stockte, verwirrte sich, und der König befahl, sie nach Spandau fortzuführen. Leopold, der durch Frau von Blaspiel den alten Verdacht des Königs einen Augenblick wiederaufleben gesehen, war dergestalt außer sich, daß er gegen die verhaßte Feindin, als sie endlich durch die Wache geführt wurde, seine rohe Wuth ohne Scheu vor des Königs Gegenwart sogar mit unanständiger Pöbelgeberde ausdrückte. Frau von Blaspiel erduldete ein hartes Gefängniß, wurde dann auf Fürbitte der Königin freigelassen, und mit ihrem Gemahl, der seine Ministerstelle verlor, auf dessen Güter in Kleve verbannt.

Die Untersuchung gegen Clement dauerte inzwischen fort. Katsch that alles um die Verurtheilung zu beschleunigen, der König war bemüht, sie hinzuhalten, er konnte ein günstiges Vorurtheil für den Unglücklichen nicht unterdrücken, er hielt

ihn nicht für ganz schuldig, er wünschte ihn zu retten. Allen Verhören wohnte er bei, man sah ihn stets unterwegs zwischen Berlin und Spandau. Die Gegner bewirkten, daß zuletzt auch der Kaiserliche Resident von Voß bei den Verhören zugegen sein mußte, und Clement's verändertes Benehmen bei dessen Anwesenheit bestärkte den König in der Meinung, daß der ganzen Sache noch irgend ein Geheimniß zum Grunde liege, und Clement nicht so schuldig sei, oder doch es nicht so allein sei, als er selbst jetzt wolle glauben machen. Indeß mußte das Gericht ihn nach seinen eigenen Geständnissen als Staatsverbrecher verurtheilen. Der König wollte ihn begnadigen, allein man stellte ihm vor, daß die Höfe von Wien und Dresden in seiner Bestrafung eine Genugthuung zu empfangen hätten; mit Widerstreben und Reue gab er dieser Ansicht nach. Bis den Tag vor Clement's Hinrichtung ritt oder fuhr der König täglich zu ihm nach Spandau, sprach voll Güte mit ihm, hörte ihn gern erzählen, befragte ihn über seine Geschichten, und sagte ihm aufrichtig mit tiefem Bedauern: „Könnte ich dich retten, so machte ich dich zum geheimen Rath, aber so muß ich dich rädern lassen!" Endlich am 18. April 1720 empfingen Clement, Heidekamm und Lehmann zugleich ihre Strafe. Sie wurden von Spandau nach Berlin gebracht, Heidekamm auf dem Neumarkt des Adels schimpflich entsetzt, und auf Zeitlebens eingesperrt, Lehmann vor dem Spandauer Thor enthauptet, Clement auf dem Wege zum Richtplatz mit glühenden Zangen gezwickt und dann gehangen. Der König hatte des Letzteren Urtheil dahin gemildert; auch wurde sein Körper noch denselben Abend abgenommen und begraben. Er starb mit großer Standhaftigkeit, und hielt noch auf dem Schaffot eine bewegliche Anrede an das versammelte Volk; er sei zwar, sagte er, einer so schweren Strafe nicht schuldig, denn er habe nichts gethan, als was Minister und andere Staatsbeamte täglich ungestraft verübten, allein er sei gleichwohl ein großer Sünder, und habe Gott für sein Unglück zu danken, und halte deßhalb die 17 Monate seines Gefängnisses in Spandau für die schönste Zeit seines Lebens, da er in dieser von so großen Irrwegen zur rechten Erkenntniß zurückgeführt worden. Sein

Tod erregte allgemeines Bedauern; sein feines Betragen und günstiges Aeußere hatte jederman für ihn eingenommen; man hielt ihn für einen natürlichen Sohn des Königs von Dänemark, oder auch des Regenten Herzogs von Orleans, dem er in der That sehr ähnlich sah. Der König gab sich lange nicht zufrieden, und äußerte nachher noch, er würde ihm das Leben geschenkt haben, wenn die fremden Höfe seinen Tod nicht als Sühnopfer ihrer Ehre gefordert hätten; er entschuldigte ihn sogar noch damit, daß derselbe weder sein Unterthan noch in seinen Diensten, und im Grunde also ihm durch keine Pflicht verbunden gewesen, dagegen Heidekamm und Lehmann als wahre Verräther an ihm gehandelt hätten. Die übrigen Verhafteten erhielten nach und nach die Freiheit wieder; eine allgemeine Verzeihung schnitt alles weitere Verfahren ab; nur allein Troschke, dessen Briefe allzu beleidigend für den König gewesen, blieb einige Jahre noch zu Spandau in strengstem Verhaft.

Diese Geschichte Clement's, in welche Leopold so wesentlich verflochten war, bedurfte hier um so mehr einer umständlichen Erzählung, als in dieselbe zugleich alle Angaben niederzulegen waren, aus welchen sich die schwarzen Beschuldigungen beurtheilen lassen, die gegen Leopold zuerst aus dieser Quelle sich erhoben, und von daher in manchen Ableitungen sich erhalten haben, deren herangewachsenes Ansehen doch über den ersten Ursprung nicht täuschen darf. Clement selbst schrieb im Gefängnisse noch ein ausführliches Bekenntniß, worin er das Wahre und Falsche, wie er es zu seinen Ränken gemischt, getreulich anzugeben sucht. Inmitten der Lügen und Betrügereien, zu denen er sich bekennt, blickt immer noch eine Spur besserer Eigenschaften durch, denen man einige Theilnahme nicht versagen kann. Die frühe Kunde gefährlicher Geheimnisse und das unseligste Talent solche Stoffe zu behandeln, führten ihn, gegen die Anlagen seines Herzens, in das traurigste Verderben. Seiner späteren Aufrichtigkeit darf bei der Stimmung, welche sein Gemüth in der Prüfung des Todes bewährte, kaum ein Zweifel entgegenstehen. Sein handschriftlich aufbewahrtes Bekenntniß ist hier daher unbedenklich zur Ergänzung anderweitiger Nach-

richten benutzt worden, unter welchen immer noch die von Pöllnitz obenanstehen, der allerdings in dem, was die Vorgänge am Hofe betrifft, noch zumeist kundig und glaubhaft dünken mag.

Nach diesen gewaltigen Stürmen, aus welchen Leopold zwar siegreich, doch nicht ohne heftigsten Kampf und gefahrvollste Erschütterung hervorgegangen, blieb er zwar nebst Grumbkow im Besitz des alten Ansehens und Einflusses, allein sie wagten nicht so leicht, durch neue Unternehmungen den nur allmählig beruhigten Sinn des Königs wieder aufzuregen. In dem Kriegswesen und dessen vielfachen Arbeiten und Beschäftigungen hatte Leopold ohnedies einen festeren Halt und eine würdigere Bedeutung, als ihm die Ränke eines Hoflebens je geben konnten, dessen höchste Gunst für ihn mehr nicht zu vermögen schien, als was auch durch Verdienst weit edler ihm gewährt blieb. Unermüdet war in jenem Gebiete seine Sorgfalt und Thätigkeit. Die Anstalten und Arbeiten des Krieges, die Musterungen und Waffenübungen der Truppen, waren immerfort, was auch sonst sich ereignen mochte, das unerläßlichste Tagewerk. Wenn die Trommel gerührt wurde, so war jeder andere Bezug vergessen; der Geist des Kriegsdienstes ergriff alles mit unbedingter Gewalt. Von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang wurden die Soldaten geübt, ihre Waffen, ihr Anzug besichtigt. Die Ordnung und Pünktlichkeit wurde mit unerbittlicher Strenge bis zu dem Geringfügigsten ausgedehnt. Die Kleidung war für Offiziere und Gemeine ein Gegenstand sorgfältigster Genauigkeit. Sie wurde kürzer und knapper eingerichtet, sowohl um zu sparen, als um dem Soldaten ein rascheres Aussehen zu geben. Der Unterschied zwischen Großem und Kleinem, zwischen Wesentlichem und Unwichtigem, verschwand gänzlich, über alles erstreckte sich eine gemeinsame Regelmäßigkeit, durch eine überall gegenwärtige, furchtbare Kriegszucht bewacht. Der Schritt, die Haltung des Soldaten, kamen nicht weniger als seine Tapferkeit in Betracht, jeder Unfall wurde gleich einem Verbrechen bestraft; wegen Fehlgriffen an dem Gewehr, schlechtgeputzter Rockknöpfe, angespritzter Wasserflecke an den weißen Stiefeletten, erfolgten

unmäßige Stockprügel; diese wurden so gewöhnlich, daß sie zum Dienste zu gehören schienen, und kein Exerziren ohne sie geschehen konnte. Rücksichtslose Härte und durchfahrende Grobheit mußten auch Offiziere und Generale von ihren Vorgesetzten im Dienste gefühllos hinnehmen; nur in wenigen, von der Meinung vorbehaltenen Fällen durfte darin eine Beleidigung des Ehrenpunktes zu finden sein. Unbedingter, schneller Gehorsam durchlief alle Stufen der Befehlsmacht, grausame Strafe ereilte schrecklich jede Säumniß, jede Abweichung. Das Heer, in ganzer Ausdehnung auf diese Weise bearbeitet, gestaltete sich zu einem einzig gegliederten Körper, der willenlos jedem Gebrauche sich fertig fügte, inmitten aller Gefahr nur allein der Zucht folgte, und durch diese jede vorhandene Eigenschaft steigerte, jede fehlende ersetzte; den Anblick, welchen die so dressirten Truppen, wohl schicklich in dieser Gestalt vorzugsweise dem ernsten Spiele hoher Macht sich eignend, bei der Parade, auf dem Uebungsfelde, bei jedem Ausrücken und Erscheinen darboten, flößte Bewunderung und Ehrfurcht ein. Doch Leopold, welcher nächst dem Könige als der Schöpfer dieses einzigen Heerwesens dasteht, war allzusehr Krieger selbst, um sich den prächtigen Anblick genügen zu lassen; überall ging er auf die wahre Bestimmung zurück, der auch jene qualvolle Kleinmeisterei stets wesentlich dienen mußte. Mit dunkler Durchschauung, sagt Berenhorst, scheint der Fürst aus seinen Erfahrungen die Folge gezogen zu haben, den Schluß, daß es eigentlich das Feuer sei, aber physisches mit moralischem verbunden, was den Sieg zubereite, und daß, man sage was man wolle, gut schießen, rasch laden, Unerschrockenheit und muthiger Angriff am sichersten zum Ziele führe. Sein Hauptaugenmerk war demnach, den preußischen Truppen im Gewehrfeuer eine entschiedene Ueberlegenheit zu schaffen. Der eisernen Ladstöcke, dieser wichtigen Verbesserung, die er erfand und einführte, ist schon gedacht worden. Damit das Bajonet beim Laden und Schießen nicht erst, wie früherhin geschehen mußte, abzunehmen wäre, änderte er dasselbe, und ließ die verlängerte Klinge seitwärts ausbiegen. Beide Einrichtungen sind noch heutiges Tages, und zwar im ganzen Bereich europäischen Heerwesens ein-

geführt. Die Truppen selbst, ehemals in vier Glieder gestellt, die nicht alle zugleich feuern konnten, ordnete er in drei Glieder, und wollte sogar nur zwei übrig lassen, damit in verlängerter Linie zum ungehinderten Schießen die ganze Mannschaft Raum gewänne. Das Feuer mit Pelotons und ganzen Bataillons, welches die Truppen auf der Stelle und im Vorrücken mit strengster Ordnung und fertigster Schnelligkeit auszuführen gelernt, glich einer wandelnden Batterie, und erschien von unwiderstehlichster Wirksamkeit. Gegen die Angriffe der Reiterei erfand er das Heckefeuer, wobei je zwei und zwei Rotten fünf Schritt aus dem Viereck vorliefen, in zwei Gliedern feuerten, und darauf sogleich zurücktraten, um durch andere ersetzt zu werden. Seine rege Thätigkeit bereicherte das Exerziren auch sonst mit vielen Handgriffen, Stellungen und Bewegungen, häufig zweckmäßigen und ersprießlichen, zuweilen auch zwecklosen, bei welchen übertriebene Künstelei jeden Nutzen ausschloß.

Dies alles betraf jedoch hauptsächlich und fast ausschließlich das Fußvolk, und zwar das schwere Linienfußvolk, in welchem die ganze Stärke und Kraft des Heeres bestand. Von der Reiterei, welche in der vorhergehenden Zeit die Hauptwaffe war, hatte Leopold, obwohl selbst ein tüchtiger und verwegener Reiter, nur eine sehr geringe Meinung; sie war durch bedeutende Beispiele seiner eignen Kriegserfahrung frühzeitig bestimmt worden, in dem Treffen bei Höchstädt hatte er das baireuthische Kürassierregiment gleich von Anfang die Flucht ergreifen und mehrere andere Reiterregimenter mitfortreißen sehen, während das Fußvolk in fester Ausdauer dem überlegenen Feinde Stand hielt; auch in der Schlacht bei Malplaquet war die Reiterei zweimal gewichen, und hatte Schutz bei dem Fußvolk nehmen müssen. Friedrich Wilhelm der Erste faßte von daher nicht weniger als Leopold eine Geringschätzung für alle Reiterei, und blieb dieser Waffe Zeitlebens abgegneigt; ihr Werth sei ganz vom Zufall abhängig, hieß es, und nie könne man auf sie mit Gewißheit rechnen. In Folge dieser Ansicht wurden die Reiter kaum als solche behandelt; ihre Uebungen waren meist nur zu Fuß, ihre Waffe das Feuergewehr, wie bei den übrigen Truppen,

ihre schweren wohlgefütterten Pferde blieben unbrauchbar für schnelle Bewegungen; wenn die Zurüstung in gehörigem Stand und alles nach Vorschrift blank und geputzt war, wurde von der Reiterei nichts weiter verlangt, als was auch das Fußvolk leistete. Auch wegen der größeren Kosten, welche die Reiterei verursacht, wurde sie weniger begünstigt; der König wollte ein großes und dabei möglichst wohlfeiles Heer unterhalten, die unausgesetzte Vermehrung der Truppen konnte demnach fast nur im Fußvolk Statt finden. Diese Vermehrung betrieb der König mit rastlosem Eifer, zum Staunen und zur Unlust der andern Mächte, welche solchen Anwuchs der preußischen Kriegsmacht mit sorgenvoller Eifersucht sahen. Friedrich der Große erzählt, der König habe schon sehr früh, während er als Kronprinz in den Niederlanden der Belagerung von Tournay beiwohnte, den Streit zweier englischen Generale, ob der König von Preußen ohne fremde Hülfsgelder wohl 15,000 oder gar 20,000 Mann zu bezahlen im Stande wäre, durch den feurigen Ausruf abgethan: „Sobald der König, mein Vater, will, kann er 30,000 Mann halten!" Die Generale schwiegen damals, dem lebhaften Prinzen eine solche vermeinte Uebertreibung nachsehend. Ihm aber wurde, als er in der Folge den Thron bestiegen, das Emporbringen seiner Kriegsmacht ein Ehrenpunkt. Der Erfolg brachte seinem Ausspruch übervolle Bestätigung. Schon jetzt hielt er gegen 60,000 Mann kriegsfertig unter Waffen, und noch immerfort wurde deren Zahl vermehrt. Die Hälfte dieser Truppen waren Ausländer, deren Herbeischaffung auf alle Weise betrieben wurde; ansehnliche Größe und gute Gestalt waren dabei schon immer unerläßlich, ausgezeichnet riesenhafte Leute aber wurden noch besonders für eine Lieblingsschaar des Königs aus allen Weltgegenden mit größten Kosten aufgebracht. Leopold huldigte dieser Vorliebe des Königs, ohne dieselbe in gleich hohem Maße zu theilen. Den lebendigsten Antheil aber nahm er an allen Thätigkeiten, welche unmittelbar die Vermehrung der Heeresmacht, die bessere Einrichtung des ganzen Kriegsstaates angingen. Die zahlreichen Werbungen im Auslande verdankten größtentheils seiner Anlage und Betreibung ihren lebhaften Fortgang; nicht min-

deres Verdienst hatte er bei der Anordnung und Besorgung des Kantonwesens, durch welches die Aushebung inländischer Mannschaft geregelt war. Niemand verstand so wie er schnell und tüchtig neue Schaaren fertig zu schaffen. Sein kraftvoller Wille, sein gewaltsamer Eifer drang in alle Bahnen des Wirkens unwiderstehlich ein. Sein scharfer Verstand ließ keine Seite der mannigfachen Kriegsgeschäfte undurchforscht, das Zweckmäßige, Vortheilhafte fand sein mit gesunder Kraft stets auf die Sache gerichteter Sinn unter allen Umständen leicht heraus. So war sein Beirath und seine Mitwirkung dem Könige höchst ersprießlich bei der Umgestaltung des Verpflegwesens, bei Errichtung stehender Vorrathskammern, beim Guß neuer Geschütze, bei Gründung der Gewehrfabriken in Potsdam und Spandau, einer Klingenfabrik in der Grafschaft Mark, des Salpeterwerks in Magdeburg, bei dem Kasernenbau in Potsdam, bei Stiftung des großen Waisenhauses daselbst, und bei so vielen andern nützlichen Anlagen und Unternehmungen, welche Friedrich Wilhelm's des Ersten sorgsame Thätigkeit hervorrief. Vorzüglichen Eifer widmete Leopold noch insbesondere dem Festungswesen, mit dessen gesammten Zweigen er durch Erfahrung genau bekannt war. Einen geschätzten Kriegsbaumeister, den Oberstlieutenant von Walrave, hatte er schon im Jahre 1715 aus holländischen Diensten in preußische herübergezogen, und unter dessen Leitung die Festungswerke von Magdeburg verbessern lassen; späterhin setzte derselbe unter Leopold's Aufsicht auch die Werke von Wesel, Stettin, Spandau, Küstrin und Kolberg in neuen Stand, half Memel und Pillau und die Reichsfestung Philippsburg befestigen, und erbaute zuletzt in der Sternschanze von Magdeburg den Kerker, in welchem er selbst als Staatsverräther sein Leben unglücklich beschließen sollte!

Zu den mannigfachen Musterungen und Uebungen der Truppen, zu den sonstigen Anstalten und Thätigkeiten des Krieges, sowie zur Jagd und anderer Vergnügung, begleitete Leopold den König auf seinen Reisen und Fahrten fast unausgesetzt. Im Dezember des Jahres 1720 machte er mit dem Könige eine Reise nach Hamburg, darauf im folgenden

Jahre nach Stettin, wo die Landstände von Pommern in Gemäßheit der im Frieden mit Schweden erfolgten Abtretung ihrem neuen Herrscher die Huldigung leisteten, und die Bürgerschaft zum Zeichen des landesherrlichen Vertrauens zum erstenmal wieder in ihren Waffen erschien. Entferntere Reisen nach Königsberg, nach Kleve, wiederholte Ausflüge nach Stettin, Magdeburg und Dessau, wechselten mit einander ab. In solcher steten Genossenschaft und bei der innigen Uebereinstimmung der Thätigkeit und Neigungen mußte die letzte Spur der widrigen Eindrücke, welche dem Könige gegen Leopold geblieben sein konnten, leicht vertilgt werden. Dieser stand wie ehemals auf dem Gipfel der Gunst und des Vertrauens. Der König verlieh ihm gegen geringen Kaufpreis die großen Güter Bubainen und Norkütten in Litthauen, die seinetwegen mit besonderen Vorrechten ausgestattet wurden. Leopold's Ansehen im Heere, sein Gewicht am Hofe, sein Einfluß bei allen Staatsberathungen, schienen auf's neue und fester als je gegründet.

Neue Verwickelungen jedoch, die ihn mit Grumbkow entzweiten, gaben in dessen Feindschaft ihm ein Gegenwicht, durch welches seine Wirksamkeit zwar nicht gebrochen, doch wiederum zumeist auf den Boden zurückgeleitet wurde, der seinem Berufe vorzugsweise eignete. Die Veranlassung jener Mißhelligkeiten, die sogar in Zweikampf auszubrechen drohten, wird verschieden erzählt; der Ursachen waren schon seit längerer Zeit mehrere vorhanden. Noch immer gab Leopold die Hoffnung nicht auf, seinen Neffen den Markgrafen Friedrich von Schwedt mit einer der Königlichen Prinzessinnen vermählt zu sehen. Die Königin dagegen bezweckte für ihre Kinder eine Doppelheirath mit dem Hause Hannover, und hatte die Einwilligung des Königs bedingungsweise dazu schon erlangt. Als aber der großbritannische Hof nicht eifrig genug entgegenkam, sondern Schwierigkeiten und Zögerungen eintreten ließ, brach der König die Sachen plötzlich ab. Bald nachher entstanden wegen der Gewaltthaten, welche die preußischen Werber begingen, und wegen der Maßregeln, welche die hannöverschen Behörden dagegen nahmen, neue Irrungen zwischen beiden Höfen; der König glaubte sich beleidigt,

rüstete sich zum Kriege, und wollte seine Tochter sogleich mit dem Markgrafen von Schwedt vermählen. Alles schien den Wünschen Leopold's hier entgegen zu kommen, er haßte das Haus Hannover, welches er beschuldigte, dem seinigen den Besitz des Herzogthums Lauenburg vorzuenthalten, und mit der Befriedigung dieses Hasses sollte nun zugleich seiner Kriegsbegier ein Oberbefehl, seinem Ehrgeize jene Vermählung gewährt sein. Allein Grumbkow, der die politischen Geschäfte geschickt zu führen wußte, dagegen im Kriege den ersten Platz nicht behaupten konnte, wünschte den Bruch abzuwenden. Er verband sich zu diesem Zwecke mit der Königin, und die Sachen wurden friedlich beigelegt, und die früheren Aussichten zur näheren Verbindung mit Hannover stellten sich wieder her. Als im Jahre 1725 der König Georg der Erste von England nach Deutschland kam, besuchte ihn der König von Preußen zu Herrnhausen, hierauf am 3. September sogar ein Vertheidigungsbündniß zwischen Preußen, England und Frankreich zu Stande kam, in der Absicht, dem zu Wien geschlossenen Bunde Oesterreichs und Spaniens das Gegengewicht zu halten. Mit dieser Wendung war Leopold in allem Betracht höchst unzufrieden. Sein ganzer Zorn brach gegen Grumbkow aus, von dem er laut sagte, er sei von England mit Geld bestochen worden. Die schnöde Verachtung, die Leopold seinem Gegner öffentlich bezeigte, reizte diesen zu beißender Erwiederung; ein Wortwechsel erhob sich, und Leopold wußte seiner Wuth keine Gränzen. Anfangs wollte der König die Sache vermitteln, als ihm aber gesagt worden, welch ungeheure Worte Leopold in seiner rücksichtslosen Kraftsprache ausgestoßen, mochte er nichts mehr damit zu thun haben. Die beiden Gegner, von ihren Zeugen begleitet, fanden sich auf verabredetem Platze vor dem Köpenicker Thor ein. Leopold kam voll Ungestüm an, und sowie er von weitem seinen Feind nur erblickte, zog er den Degen, und rief jenen mit Grobheiten zum Kampfe hervor. Grumbkow ließ sich aber nicht aus seiner Fassung bringen, und wünschte den abgeschmackten Handel in Güte beizulegen. Leopold, der sich als Beleidigter benahm, drang seinerseits nicht weiter auf Genugthuung, drehte dem Gegner mit Hohn

den Rücken, stieg zu Pferde, und ritt für sich allein nach der Stadt zurück. Grumbkow empfand dies Benehmen fast ärger als das vorige; er sah ein, daß er nie hoffen dürfe, Leopold's Freundschaft wiederzugewinnen, er schwur ihm daher selbst ewigen Haß, und Pöllnitz, der es erzählt, verbürgt sich, daß niemals ein Eid gewissenhafter sei gehalten worden. Der König, unzufrieden mit Grumbkow's Benehmen, und doch erfreut, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen war, ließ denselben einige Tage in Verhaft halten, und der Geschichte wurde nicht weiter gedacht. Grumbkow behauptete nach wie vor seine Wirksamkeit in den Staatsgeschäften, und wenn Leopold in der Gunst des Königs ihn neben sich dulden mußte, so vermochte hinwieder Grumbkow noch weniger jenen von seiner Stelle zu verdrängen, auf welcher die Kraft hohen Ansehens in selbstständigem Verdienst ihn befestigt hielt. Leopold schaltete in den Sachen des Kriegswesens mit gewohntem Gewalteifer; das Feld der politischen Thätigkeit gewann mehr und mehr Grumbkow, der seine Verbindungen geschickter zu knüpfen, seine Anhänger sicherer festzuhalten wußte. Die Königin und fast der ganze Hof nahmen für ihn Parthei. In den auswärtigen Verhältnissen blieb das Herrenhäuser Bündniß für den Augenblick überwiegend, und England und Frankreich suchten den König von Preußen sogar anzureizen, seine Ansprüche auf Schlesien geltend zu machen, und in diese Provinz mit gewaffneter Hand einzufallen; der König fand jedoch Bedenken den Kampfplatz ganz allein zu betreten, und verlangte deßhalb hannöversche Hülfstruppen, an welcher zwar wohlbegründeten doch unwillkommenen Forderung die ganze Sache sich wieder zerschlug. Leopold, fortwährend dem Kaiserhause zugethan, sah mit Verdruß diese Richtung gegen dasselbe, und hielt sich in finsterem Trotze von ihr entfernt. Bald aber sollte sie verändert werden, doch, seltsam genug, ohne Leopold's Antheil noch Frommen.

Der Kaiserliche Hof sandte den General Grafen von Seckendorf nach Berlin, einen Staatsmann, in welchem Scharfblick und Geist mit rüstigster Gewandtheit und niedrigster Gesinnung in genauestem Vereine standen. Dieser durch-

schaute bald, daß Leopold, wiewohl ein Freund Oesterreichs, demselben hier weniger bedeutend sei, als Grumbkow, und versuchte daher zuvörderst diesen zu gewinnen, den er schon früher aus den Feldzügen in den Niederlanden und von der Belagerung von Stralsund her persönlich kannte. Der König sah dem Herrenhäuser Bündnisse wenig Ernst zum Grunde liegen, und war nicht abgeneigt, zu seinen früheren Verbindungen zurückzukehren, wofür auch Grumbkow unter solchen Umständen stimmen mußte. Seckendorf bewirkte daher ohne große Schwierigkeit, daß der König unter gewissen Bedingungen, durch einen zu Wusterhausen am 12. Oktober 1726 geschlossenen geheimen Vertrag, sich dem Kaiser wieder näherte. Seckendorf wußte durch sein kluges Benehmen in hohem Grade die Gunst des Königs zu gewinnen, und sich darin als Kaiserlicher Gesandter während eines vieljährigen Aufenthaltes in Berlin dauernd zu behaupten. Er knüpfte die engsten Verhältnisse mit Grumbkow, der gern eine Verbindung einging, deren Grundlage gegenseitiger Vortheil war; für den niedrigsten sogar zu den häßlichsten Geschäften sich verbunden zu haben, wurden sie in der Folge laut beschuldigt! Leopold sah auf diese Weise seine Gegner am Hofe selbst von derjenigen Seite her vermehrt, von welcher ihm vielmehr Freunde hätten kommen sollen. Sein Haß gegen Grumbkow erstreckte sich nun auch auf Seckendorf, und von beiden abgestoßen, geschont, gefürchtet, erschien er in seiner Stellung nur würdiger und in seinem Ansehen nicht schwächer. Die Königin, die bald dahin zurückkommen mußte, in jenen Beiden erklärte Widersacher ihrer liebsten Wünsche zu erblicken, sah deßhalb wieder günstiger auf Leopold, und dieser gewann auf solche Weise innerhalb der Königlichen Familie nach und nach ein besseres Verhältniß.

Bevor wir Leopold's Leben in dieser Bahn weiter verfolgen, müssen wir wiederum einen Blick auf seine anderweitigen Beziehungen zurückwerfen, in welchen seine Eigenheit sich ungestört entfalten konnte. Als Fürst seines eigenen Landes führte er unausgesetzt die strengste Verwaltung; auf alle Weise suchte er seine Einkünfte zu vermehren und baares Geld zusammenzubringen. Den Auskauf der Ritterguts-

besitzer und anderer Eigenthümer, deren Grund und Boden ihm anstand, setzte er ununterbrochen mit Beharrlichkeit fort. Kein Hinderniß konnte ihn abhalten, hierin selbst mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen. Er meinte ein erstes Recht zu haben, in seinem Fürstenthume Besitzer zu sein, und keinen andern neben sich zu dulden. Die Edelleute von Werder, von Ziegesar, von Lochau, von Wülknitz, von Krosigk, und viele andere, mußten ihm ihre schönen Güter gegen die Kammertaxe überlassen, von dem altvererbten, theuren Besitz mit bittrem Schmerze weichen. Auch viele Bauerhöfe und Mühlen brachte er auf diese Weise an sich; selbst die Landprediger mußten ihre liegenden Gründe ihm gegen geringen Jahrgehalt abtreten. Der bürgerliche Besitzer eines Gutes, welches Leopold begehrend ansprach, wollte dasselbe durchaus nicht verkaufen; für solche Fälle war bald Rath. Soldaten fingen Händel mit ihm an, es entstand eine Schlägerei, der Mann wurde gefänglich eingezogen, und zum Soldaten gemacht. Unsägliche Qual wurde ihm angethan, man trieb ihn auf's äußerste. Endlich, da er einst vor dem Thore Schildwacht stand, ritt wie von ungefähr Leopold vorbei, redete ihn freundlich an, und fragte ihn, ob er wohl sein Gut ihm verkaufen wolle? Der Verzweifelte widerstand nicht länger, man wurde sogleich des Handels einig, und ohne Zögern erfolgte mit der baaren Kaufsumme die Erlösung vom Soldatenstande. Alle Vorstellungen und Bitten, aller Trotz und Widerstand, blieben gleich fruchtlos gegen dieses gewaltsame Verfahren; die Reichsgerichte gewährten keine Hülfe, der Kaiser und die übrigen Fürsten schwiegen zu der Ungebühr. Landtage gab es schon seit älteren Zeiten nicht mehr; auch hätte Leopold schwerlich eine Beschränkung seines Willens durch Stände sich gefallen lassen. Nach einiger Zeit war das Werk völlig ausgeführt; das Land Dessau bot inmitten des deutschen Reiches die in solcher Art einzige Erscheinung, dar eines Fürstenthums ohne Adel. Aller Grund und Boden war Krongut, die Einwohner bestanden nur noch aus Beamten, aus Pächtern und Gewerbsleuten. Die Folge war, daß bei den Unterthanen, für die kein Grundbesitz mehr möglich blieb, achn und nach jeder echte Wohlstand aufhörte; einigen Reich-

thum behaupteten nur die Juden, welche gegen ein jährliches hohes Schutzgeld in großer Anzahl zu Dessau wohnen durften. Leopold war von diesem Gedanken des Alleinbesitzes dergestalt eingenommen, daß er dem Könige von Preußen ernstlich rieth, in seinen Landen gleichfalls den Adel auf solche Weise zu vertreiben, und allen Grund und Boden der Krone zuzueignen. Friedrich Wilhelm war einen Augenblick von den großen Vortheilen gereizt, Grumbkow aber widersprach sehr lebhaft, und erklärte die Sache für unausführbar. Leopold berief sich auf sein eigenes Beispiel; Grumbkow bemerkte, es sei ein Unterschied zwischen einem großen Staat und einem kleinen, „und dann", fügte er spöttisch hinzu, „haben Ew. Durchlaucht in Ihrem Lande ja auch nichts, als Juden und Bettler!" Den aufbrausenden Zorn Leopold's bei diesen Worten mäßigte der König, welcher auch weiter keine Lust bezeigte, auf den Vorschlag einzugehen. Auch seinem Besitz in Preußen widmete Leopold seine thätige Sorgfalt; er ließ die Bewirthschaftung seiner dortigen Güter, die er durch späteren Ankauf noch vermehrte, durch Ansiedler aus Dessau fördern, alles wurde in den besten Stand gebracht, zu Bubainen überdies ein prächtiges Schloß erbaut; der König ertheilte ihm über den ganzen zusammengehörigen Besitz fernere ausgedehnte Freiheiten, und Leopold überließ denselben alsdann im Jahre 1724 seinem zweiten Sohne Leopold Maximilian zur Nutznießung.

Seine nach Verhältniß außerordentlich vermehrten Einkünfte verwandte Leopold jedoch größtentheils wieder auf die Emporbringung des Landes selbst. Fast kein Jahr verging, ohne daß er durch Anlegung neuer Dörfer oder Vorwerke, durch Urbarmachung wüster Strecken, durch den Bau von Kirchen, Mühlen, Brücken, Straßen oder Dämmen, in dieser Hinsicht die erfolgreichste Thätigkeit bewiesen hätte. Bei aller Geldbegierde und Sparsamkeit war er bei Unglücksfällen und Nothständen sogar freigebig, erließ Abgaben und Steuern, schenkte Holz und Steine zum Aufbau, nach Umständen beträchtliche Geldsummen. Um nicht zum Wiederaufbau einer abgebrannten Kirche die herkömmlichen Geldsammlungen im Auslande geschehen zu lassen, gab er lieber aus eigenen Mit-

teln gleich baar den ganzen Bedarf. Diesem Sinne, für das Wohl des Landes zu sorgen, widersprach dagegen schneidend die unmäßige Leidenschaft zur Jagd. Fast überall war in damaliger Zeit diese Plage für die Unterthanen eine der härtesten; nirgends aber mehr als in Dessau. Das ganze Land enthielt eine Unzahl von wilden Schweinen, Hirschen, Rehen und Hasen; sie verwüsteten ungestraft Felder und Gärten; höchstens verscheuchen durfte sie der Landmann von seinen Früchten, wer ein Wild gewaltsam verjagte oder gar tödtete, der hatte die härtesten Strafen, ja als Wilddieb lebenslängliche Ketten zu gewärtigen. Die zahllosen Jagdhunde waren zur Fütterung und Wartung unter die Bauern vertheilt, welche bei harter Strafe dafür einstehen, und die verlorenen oder gestorbenen mit schweren Kosten ersetzen mußten. Die Jagden selbst gereichten zur Qual und oft zum Verderben der armen gezwungenen Theilnehmer. Alle Sparsamkeit hörte hier auf, der größte Prunk und Aufwand trat an die Stelle, das zahlreichste Jagdgepränge und die glänzendste Festbewirthung, besonders wenn der König von Preußen, wie mehrmals geschah, sich zur Jagd in Dessau einfand. Oft aber stürmte Leopold fast unbegleitet in wilder Einsamkeit seiner Leidenschaft nach; sein Eifer kannte darin keine Gränze; einst verfolgte er einen Hirsch bis in die Gegend von Torgau, wobei er mehrere Pferde todtritt, und einen Weg zurücklegte, der in seinen vielfachen Wendungen leicht das Dreifache der geraden Entfernung betragen mochte. Keine Klage seiner Unterthanen durfte gegen solche Leidenschaft laut werden, kein Eifer nachlassen; sein Mißvergnügen brach in gewaltsame Härte, sein Zorn in wildes Verderben aus. Wie im Kriegswesen verlangte er überall unbedingten, augenblicklichen Gehorsam; den geringsten Fehl strafte er unbarmherzig mit roher Eigenmacht. Bei dieser Gemüthsart vermied er gleichwohl sehr, in eigentliche Gerichtssachen und kirchliche Verhältnisse einzugreifen. Er ließ überhaupt vieles bestehen, was er vorfand, und manches gern dahingestellt, was ihn nicht unmittelbar störte, oder persönlich zu nah berührte.

Bei der grundübeln Anlage, welche hier zwischen Fürst

und Unterthan nur den ertödtenden Wechsel gewaltthätiger Tyrannei und feindseliger Furcht übrig zu lassen schien, war es Wunder genug, wie ganz anders doch oft das Verhältniß in der Wirklichkeit hervortrat. Für manche Dinge hatte die Zeit ihren eigenen Maßstab. Vieles erhielt schon dadurch eine andere Farbe, daß die Macht sich als Naturverhältniß, sei es im Kampf oder im Spiele, darstellte. Mit dem Geringsten aus dem Volke trat Leopold nach Gelegenheit und Zufall in vertraulichste Gemeinschaft; seiner üblen Stimmung dagegen entging auch der Vornehmste nicht. Eine Fülle gesunden Menschenverstandes, derben Witzes und kraftvoller Laune zeichnete ihn meist auch in seinen rohesten Handlungen noch aus. Niemals hat ein Fürst im Volke größeren Antheil gehabt und beständiger behalten; munteres und eigenthümliches Leben gestaltete sich leicht um ihn her; er hatte nichts dagegen, wenn Andere sich wie er betrugen; zogen sie den Kürzern, so war das freilich ihre Sache. Unter der gemeinsten Volksklasse zu Dessau hatte er viele Lieblinge, meist wunderliche Kauze, mit denen er auf einem seltsamen Fuße lebte. Wer dem andern die tollsten Streiche und den ärgsten Schabernack anthun konnte, der freute sich des Sieges; die Sachen nahmen meist eine wenig scherzhafte Wendung; und für die Ehre, so vertraut mit ihrem Fürsten zu sein, mußten die Leute nicht selten mit Haut und Haaren bezahlen. Einem Schalk von Bäcker, mit dem er besonders gern verkehrte, hatte er einst einen durchtriebenen Streich zu vergelten; er fuhr Abends an dessen Hausthür an, und ließ den Mann herausrufen; in Hemdärmeln und mit bloßen Füßen in Pantoffeln erschien derselbe am Wagenschlage; Leopold sagte, sie wollten ein wenig plaudern, er solle sich einsetzen, und mit ihm eine Spazirfahrt machen; die geschmeichelte Eitelkeit konnte nicht widerstehen, unter lustigen Reden ging's in raschem Laufe zwei Meilen weit über Land; plötzlich ließ Leopold den Kutscher halten, der Schlag wurde geöffnet, der Fürst, hieß es, werde nun allein weiter fahren, er danke für angenehme Unterhaltung, und wolle den Mitgenommenen jetzt nicht länger von Hause zurückhalten; der verwunderte Bäcker sah wohl, daß er angeführt war, es half kein Sperren, er

mußte in seiner leichten Bekleidung mitten im schlechtesten Wetter aussteigen, und langsam zu Fuß im Dunkeln den weiten Weg zurücktappen, des anderen Tages der Spott und das Gelächter der ganzen Stadt! Unglücklicher noch, als diesem Bäcker, konnte es einem dessauischen Präsidenten ergehen, der sich vom Trinkgelage, wo er alles schon hinreichend betrunken glaubte, nach Hause geschlichen; Leopold und seine wilde Gesellschaft holten ihn aber zurück; kein Versteck schützte gegen die stürmische Nachsuchung; auf einen Ochsen gesetzt und durch die Straßen geführt, mußte der arme Präsident den ärgsten Unfug erdulden, bis endlich das wildgemachte Thier den unbequemen Reiter hart zu Boden warf. An seiner Würde jedoch nahm der Präsident durch solchen Vorgang in jener Zeit keinen Schaden. Ein in anderer Art gewaltsamer Scherz traf den Rath und die Bürgerschaft von Dessau bei Gelegenheit einer Bürgermeisterwahl. Leopold wollte sie auf einen seiner Günstlinge lenken, einen Franzosen, Namens Bonnafox, der in Dessau Postbeamter, aber bei seinen Mitbürgern gar nicht beliebt war, er durfte deßhalb keine einzige Stimme hoffen; ihm dennoch alle zu verschaffen, war für Leopold ein Leichtes. Das machte er so: bei der Wahl nahm er selbst den Vorsitz, und befahl den wählenden Rathsherren ihm ihre Stimmen versiegelt abzugeben; er saß vor einem Kaminfeuer, und empfing nach einander die Stimmzettel; als sie beisammen waren, griff er einen heraus, öffnete ihn, las Bonnafox, und warf den Zettel in's Feuer, so den zweiten, den dritten, und so immer Bonnafox bis zu Ende; so war denn Bonnafox einstimmig zum Bürgermeister gewählt! Anfangs dachten die Rathsherren, es hätten wirklich einige von ihnen diesen Namen geschrieben, als aber gar kein anderer vorkam, wurde freilich zuletzt offenbar, daß im Gegentheil denselben kein einziger Stimmzettel enthalten; ein Wahlverfahren, dem in seiner fast unverstellten Offenheit vor mancher künstlichen Ueberlistung noch allenfalls ein Vorzug gebühren mag! Theilte Leopold in solchem Verkehr nach Umständen aus, so mußte er dafür nach Gelegenheit auch wieder tüchtig einnehmen. Den schreckenvollen Herrscher, wenn er ohne Beute von der Jagd heim-

kehrte, wagten die Jungen auf der Straße lärmend anzufallen, und den verdrießlich Beschämten mit spöttischem Geschrei „Aeh, er hat nichts, er hat nichts!" bis zu seinem Schlosse zu verfolgen. Von einer Bäuerin erzählt man, sie habe Butter in der Fürstlichen Küche feilgeboten, und von Leopold, der dazugekommen, einen Preis gefordert, den er übermäßig finden wollte. In seinem gutgelaunten Ingrimm, befahl er, die Bäuerin, so viel als nöthig entblößt, festzuhalten, und ihr die schon in der Küche abgelegten Butterstücke, mit welchen sie ihn habe schnellen wollen, auf höchst unsaubere Weise nachzuwerfen. Heulend nahm die Frau ihre mißhandelte Waare von dem Boden auf, und machte sich damit fort. Nach einiger Zeit sieht Leopold dieselbe Frau wieder, und fragt höhnisch, ob sie wieder so theure Butter habe? „Ist schon längst hier verkauft — erwiederte sie, in seine Küche zeigend, mit trotzigem Lachen — sieht Er, ich habe sie um einen Dreier wohlfeiler gegeben, und da hat Er sie doch fressen müssen!" Er wollte rasend werden, aber das Stückchen war zu sehr in seinem Geschmack, um nicht der Bäuerin ihre selbstgenommene Genugthuung zu gönnen. Gleich den Spartanern hielt er kühne List und Uebervortheilung ihres Preises werth. Was er bei der Bügermeisterwahl geübt, ließ er sich auch selbst wieder anthun. Einem seiner Lieblinge aus dem Volke hatte er eine Anweisung auf einige Klafter Holz geschenkt; zufällig ging er vorüber, als eben das Holz ankam, statt einiger Klafter sieht er ungeheure Vorräthe. „Kerl", schreit er den Empfänger an, „wie viel Holz hab' ich dir angewiesen?" „Ach das war so wenig," versetzt dieser vertraulich lächelnd, „da hab' ich noch ein Nüllechen zugesetzt!" Und das Nüllchen galt.

Das rechte Gebiet aber seiner Eigenheiten und Kraftäußerungen war das Soldatenwesen. In diesem war Herz und Seele ihm erst recht daheim. Er war ein eigentlicher Soldatenfürst, das ganze preußische Heer gleichsam sein Volk. Mit der furchtbarsten Strenge und willkürlichsten Grausamkeit verband er die zärtlichste Fürsorge, die vertraulichste Gemeinschaft. Sein Umgang mit den Kriegern war ein steter Wechsel von lustigen Einfällen und Schwänken, von

seltsamen Proben und Versuchungen, und von unbarmherzigen Qualen; Liebkosungen, gewaltige Stockprügel und freigebige Geschenke waren gleicherweise an der Tagesordnung. Er selbst nahm auch seinerseits mit derben Scherzen vorlieb, und derselbe Kerl, dem ein Verdacht, daß er Widerspenstiges auch nur denke, im Dienste die ungeheuersten Prügel zuzog, durfte zu anderer Zeit ungestraft seinem ganzen Zorn gegen den Feldherrn selbst Luft machen. Nach Umständen von den Soldaten gefürchtet, geliebt und verwünscht, war Leopold als Feldherr doch unausgesetzt der Gegenstand ihrer höchsten Verehrung; sie hielten sich unter seiner Anführung für unüberwindlich, ihn selbst für eine Art Hexenmeister, für kugelfest und unverwundbar, seine gedrungene Kraftsprache, von derben Flüchen untermischt, wozwischen doch gute Gesinnungen durchschimmerten, durchfuhr die Gemüther wie zündendes Feuer. Vor dem Feinde, wußten sie, gab es keine Schonung, und niemals hat ein Feldherr seine Schaaren leichter in den sichern Tod geführt! Dafür theilte er auch stets Gefahr und Noth aller Art mit ihnen, begnügte sich mit gleicher Kost, mit gleichem Lager. Im Munde der Soldaten hieß er nur der alte Dessauer, oder der alte Fürst, zum Unterschiede von seinen fünf Söhnen, die alle im preußischen Heere dienten; am meisten aber wurde er kurzweg der Schnurrbart oder der alte Schwerenöther genannt, jenes wegen seines schwarzen Zwickelbartes, dieses wegen seines beliebtesten Fluchwortes, oder vielleicht auch wegen der vielen und entsetzlichen Plagen, mit denen er die Leute heimsuchte. Sein eigenes Regiment, seit dem Jahre 1718 ihm sehr bequem nach Halle verlegt, wurde durch seine unaufhörlichen Besuche und beständige Aufsicht ganz insbesondere gequält. Dasselbe war mit einem dritten Bataillon und dazu gehöriger dritten Grenadierkompanie verstärkt worden; die Errichtung geschah in Dessau, fast alle preußischen Regimenter gaben Leute dazu her, und schon im März 1719 konnte das Bataillon fertig in Halle einrücken. Die Mannschaft des ganzen Regiments bestand aus lauter großen und schönen Leuten, worunter viele Dessauer, die ihrem Landesherrn in Preußen dienen mußten; die Offiziere waren von trefflichster Auswahl; ein großer Theil der-

selben empfing von Leopold ansehnliche Zulage, jeder Soldat genoß doppelte Löhnung. Das Regiment zeichnete sich nach dem Muster seines Inhabers durch große Schnurrbärte, durch sorgfältigste, wiewohl übrigens einfache Kleidung, durch außerordentliche Reinlichkeit, Zucht und Abrichtung aus. Leopold's rastloser Eifer erhob dasselbe zum Vorbilde aller übrigen. Auf der kleinen Wiese bei Halle wurden alle neuen Handgriffe und Bewegungen, welche später in das ganze Heer übergingen, zuerst versucht und eingeübt. Wohl ein denkwürdiger Boden, der als Schauplatz so vieler barbarischen Mißhandlungen und als Schule so vieler staunenswerthen Kriegserfolge für uns so zwiespaltige Erinnerungen vereint! Beides schien damals in unauflöslicher Nothwendigkeit zusammengehörig. Der Soldat lebte von früh bis spät nur in Dienst und Abrichtung, die Vorschrift wurde sein einziges Gesetz. So hoch gestiegen ist die Kunst seitdem nicht wieder. Daß pünktlich und geschickt das Befohlene geschah, genügte nicht mehr; der Untadliche sollte noch untadlicher sein, und wurde absichtlich in Versuchung geführt, um in vervielfachten Strafen dem Dienste stets wohlgefällige Opfer darzubringen. Leopold trat häufig Soldaten an, die er kannte, machte sie vertraulich, verlangte kleine Gefälligkeiten, die eine Säumniß im Dienste verursachen, geringfügige Gegenstände, die dem Gebrauche einen Augenblick fehlen konnten, oder er gab Aufträge, sogar Befehle, die im Streite widersprechender Gründe die Kasuistik des Dienstes übten; wer die Prüfungen bestand, wer das rechte Theil glücklich herauszugreifen wußte, der wurde lächelnd belobt, beschenkt; der Unglückliche, welcher der Lockung oder dem Irrthum nur um ein Haarbreit nachgab, wurde mit Schadenfreude gleich dem absichtlichsten Verbrecher zur härtesten Strafe verurtheilt. Häufig stellte Leopold die Schildwachen auf die Probe, bot ihnen Geschenke, ließ denen vor seiner Thüre Speis und Trank von seiner Tafel vorsetzen; wehe dem, der solcher Güte trauen zu dürfen meinte! Wer ihm die Spitze bot, wer ihn sich zum Teufel scheeren hieß, oder ihn, wenn er nicht abließ, zu verhaften drohte, der war sein Mann. Inmitten aller Grausamkeit entstand auf diese Weise ein aufmerksamer Wetteifer, ein schlauer

Umgang, eine Art geistreichen Verkehrs, zwischen Leopold und seinen Soldaten, in deren Zahl unläugbar die durchtriebensten Kerle waren.

Zahllose Geschichten und Schnurren aus diesem Gebiete sind in Umlauf gekommen; die wenigsten jedoch verbürgt, gewiß viele entstellt, manche kaum erzählbar. An tüchtigem Volkswitze fehlt es darin nicht. Einesmals trifft Leopold vor dem Thor am Wege einen Soldaten sitzend, der sich Ungeziefers zu entledigen sucht. „Kerl, was machst du da?" ruft er ihn an. „Ich lause," antwortet jener barsch; und Leopold, indem er in die Tasche greift, versetzt zufrieden: „Da thust du wohl, mein Sohn! Nimm da den Thaler, und kauf dir ein neues Hemd!" Dies hat ein zweiter Soldat mit angesehen, eilt verstohlen voraus, und setzt sich eine Strecke weiter, wo Leopold sogleich vorbei muß, in gleicher Beschäftigung am Wege hin. Aber der Schnurrbart hat schon die ganze Sache durchschaut; „Was machst du, Kerl?" fragt er auch diesen, und behend: „Ich suche Läuse," antwortete der, des Thalers schon gewiß. „So?" versetzte Leopold, „nun da geh nur — mit der Hand zurückzeigend — zu dem dort, der hat welche." Immer war Leopold in Bewegung, überall spürte er selbst umher, sah und hörte, was geschah, und wenn er nicht aller Orten gegenwärtig sein konnte, so war doch nirgends auf seine Abwesenheit zu rechnen. Wo man ihn am wenigsten erwartete, trat er plötzlich hervor, oft aus der unkennbarsten Verkleidung. Einst hatten junge Dessauer, um nicht Soldaten zu werden, in Sachsen einen Schlupfwinkel gewählt, wo schon oft Ausreißer den schärfsten Nachsuchungen entkommen waren. Im Gefühl ihrer Sicherheit saßen sie gutes Muthes beim Wirth und tranken, ein Leiermann spielte lustige Stückchen auf. Plötzlich hieß es, Leopold komme mit Soldaten, wie er denn in solchen Fällen auf die Landesgränzen nicht sonderlich zu achten pflegte. Der Wirth schob die ganze Gesellschaft in einen unterirdischen Keller, dessen Eingang von außen nicht zu entdecken war, und empfahl die tiefste Stille, bis der Sturm vorbei wäre. Im Augenblick war das Wirthshaus von preußischen Truppen erfüllt, mit Toben und Fluchen

wurde jeder Winkel durchsucht, der Wirth verhört und bedroht, doch keine Nachforschung wollte zum Zwecke führen. Schon hoffte man, die wilden Gäste unverrichteter Sache, wie schon öfters, sich zum Abzuge anschicken zu sehen. Da ließ plötzlich der Leiermann sein Spiel erklingen, und verrieth den geheimen Zufluchtsort. Die Beängsteten fuhren auf, sie drohten ihn umzubringen, wofern er noch einen Laut hören lasse. Er aber spielte mit stärkster Gewalt fort, und schrie dann mit einer Donnerstimme innen die Erschreckten und seine Leute draußen an, denn der Leiermann war kein anderer als Leopold, der sich keck in die persönlichste Gefahr begeben, um durch den schlauesten Streich endlich jene Listen zu verderben; die Soldaten brachen herein, die unglücklichen Bursche wurden gefangen abgeführt, und haben ohne Zweifel, sowie auch der Wirth, die ihretwegen geschehene Bemühung theuer bezahlen müssen. Die Strenge war fast ein Verhängniß für Leopold; wo er einmal schonen wollte, wandelte sich ihm die Milde selbst in gesteigerte Grausamkeit um. Zwei Soldaten waren nach Sachsen ausgerissen, wurden auf dem fremden Gebiet eingeholt, zurückgebracht, und durch Standrecht zum Galgen verurtheilt. Der eine war alt und unansehnlich, mit dem gab es kein Mitleid, der andere war ein junger schöner Kerl, und Leopold wünschte diesen zu retten. Er that den Ausspruch, nur einer von beiden solle sterben, das Loos entscheiden. Trommel und Würfel wurden gebracht, gegen die Meinung gewann der Alte. Leopold, auch dem Loose Gewalt anthuend, rief zornig: „Kanaillen, das kann nicht gelten, werft noch mal.“ Dreimal hintereinander gewann der Alte. Das war für Leopold zu viel; den Alten wollt' er nicht begnadigen, den Jüngern allein durft' er kaum; „Schurke, nun kann ich dir nicht mehr helfen,“ rief er voll Verdruß, und ließ beide sofort an einer Weide aufknüpfen.

Wie Leopold überall seine Weise behielt, und auch unter Vornehmen und bei Frauenzimmern, wenn er artig zu sein meinte, seine Höflichkeit und Galanterie gleichsam in Sturm und Gewalt einherbrausen ließ, zeigt anschaulichst ein Vorgang, dessen ergötzliche Seltsamkeit aus einem gleichzeitigen Berichte hier in eigenster Farbe unverändert sprechen mag.

„Im August 1723 ließ der kursächsische Obrist Marche sein Infanterieregiment unweit Merseburg kampiren, und bei großem Zulaufe des Volks dasselbe täglich in Waffen üben. Montags den 16. August früh um halb fünf Uhr sind Ihro Durchlaucht, der regierende Fürst von Anhalt-Dessau, mit dreien seiner Prinzen, als Leopold, Dietrich und Moritz, sammt einigen preußischen Offiziers, theils gefahren, theils geritten durch Merseburg passiret, und haben sich in dem Lager des auf dem Anger unterhalb Meische kampirenden marchischen Regiments eingefunden. Dieses Regiment begab sich darauf sogleich auf den Exerzirplatz, allwo es anfangs der Fürst selbst exerziren wollte, welches er aber hernach den sächsischen Offiziers, und besonders dem Generalexercicienmeister überließ, da denn der Fürst seine ältern beiden Prinzen auf den linken und rechten Flügel als Flügelmänner stellte, die auch alle Exercitia vollkommen mitmachten, obgleich das Exercitium nach allen Arten en bataille und in Feuer geschah. Weil die Soldaten insgesammt das Ihrige sehr fertig und akkurat prästirten, hatte der Fürst ein solches Wohlgefallen darüber, daß er dem Regimente 200 Thaler zur Ergötzlichkeit verehrte, auch nachgehends den Grenadieren noch insbesondere viele Dukaten, Thaler und Gulden spendirte. Nach geendigtem Exercitio wurde der Fürst mit seinen Prinzen und bei sich habenden Offiziers von dem Obristen Marchen in seinem Zelte herrlich traktirt, welches bis nach Ein Uhr währte. Nach geendigtem Mittagsmahl, halb zwei Uhr, ging der Fürst mit den sämmtlichen Grenadieren vom Regimente, deren 60 bis 70 an der Zahl waren, mitten durch die Stadt nach dem Schlosse zu. Er hatte sie ordentlich in Glieder getheilet. Die beiden ältesten Prinzen gingen voran, er selbst befand sich in der Mitten, die mitgebrachten Offiziers aber, sammt den Offiziers vom Regimente, gingen hinten nach. Er führte mit seinen Prinzen den bloßen Degen in der Hand, und hatte eine ungemeine Menge Menschen zur Begleitung, die aber von den Herzoglichen Trabanten nicht in den Schloßhof gelassen wurden. Auf dem Schlosse waren die Durchlauchtigen Herrschaften nebst den andern anwesenden fremden Fürstlichen und andern hohen Standespersonen gleich im Begriff, Mittags-

tafel zu halten, als der Fürst mit seinen Prinzen, Offiziers und Soldaten anlangte. Man hatte ihn vorher zur Tafel geladen, so er aber, unter dem Vorgeben, er müsse mit seines Gleichen, den Soldaten, essen, abgeschlagen. Die Speisen wurden gleich über Hals und Kopf abgetragen, da der Fürst schon mit seinem ganzen Gefolge die Treppe hinauf gestiegen kam, und nach dem großen Tafelgemache zuginge, worinnen die hohe Gesellschaft sich befande. Allhier führte der Fürst die Grenadiers, sammt noch einem Korps von der Infanterie, das der Obrist Marche besonders geführt brachte, etlichemal um die Tafel herum, hernach machte er mit ihnen allerhand Exercitia, und endlich fing er an, Gesundheiten zu trinken, da denn unter Trompeten- und Paukenschall und aller Feldmusik des Regiments so starke Salven mit dem Gewehr zu den Fenstern hinaus gegeben wurden, daß nicht nur die Fenster und schönen Tafelscheiben in großer Menge davon zersprungen, sondern auch das ganze Schloß und die Domkirche erbebeten, auch die ganze Stadt mit dem starken Knalle und Getöne erfüllet wurde. Dieses währte bis nach vier Uhr, wobei die kostbaren Kleider der Damen und Kavaliers sowohl durch den häufigen Pulverrauch, als durch das große Gedränge, vielen Schaden litten. Nach vier Uhr fing der Fürst mit seinen Prinzen und Offiziers an zu tanzen. Er selbst ergriff die regierende Herzogin von Merseburg, die übrigen aber die Erbprinzessin von Barby und andere vornehme Damen. Sie hatten insgesammt die bloßen Degen in der linken, und das Frauenzimmer in der rechten Hand, und sprungen, nach dem Klange der lustigsten Stückchen, die die Musikanten aufspielen mußten, auf Soldatenmanier herum. Dieses Divertissement dauerte bis gegen sechs Uhr, da inzwischen die Grenadiere und Musketiere Parade machen mußten, die sowohl zusammen, als auch einzeln von dem Fürsten reichlich beschenkt wurden. Endlich wurden diese beiden Korps um sechs Uhr dimittirt, nachdem sie noch unten im Schloßhofe dreimal bei voller Musik Salve gegeben hatten. Der Fürst divertirte sich darauf noch nebst den andern anwesenden Standespersonen theils mit Spielen, theils mit Diskuriren, bis man sich Abends um acht Uhr zur Tafel

setzte, an welcher sich auch der Fürst und seine Prinzen und Offiziere niederließen. Man brachte damit bis zehn Uhr zu, worauf er sich mit seiner Suite wieder nach Halle begab, weßhalben zwei große Fähren auf der Saale zum Uebersetzen parat gehalten worden. Seine Pferde, Wagen und Bedienten hatten indessen vom Mittage an bis Abends um zehn Uhr auf dem Domplatze halten müssen, welches denselben nicht fremde vorkam, weil sie schon gewohnt waren, viele Stunden, ja ganze Tage und Nächte, auf Einer Stelle, ohne ordentlich zu speisen und zu füttern, auf ihren Herrn zu warten."

Anfangs des Jahres 1724 machte Leopold eine Reise nach Franken und Schwaben. Seine Absicht war, unter fremdem Namen unerkannt zu bleiben; allein seine Gesichtszüge waren schon zu bekannt, sein ganzes Wesen zu auffallend, als daß sein Inkognito hätte bestehen können. Ueberall sah er sich als Fürsten von Dessau begrüßt, und auf allen seinen Wegen drängte sich ein großer Zulauf von Menschen, die den wunderlichen Kriegshelden zu sehen verlangten, von dem das Volk schon so vielerlei zu erzählen wußte. Man sah ihn wie ein wildes Thier an, mit Neugier und Furcht; sein Blick und seine Anrede, wenn sie unvermuthet trafen, setzten leicht außer Fassung, man nahm den Eindruck des Schreckens mit von ihm weg. Die Obrigkeiten wetteiferten, ihm die gebührenden Ehren zu erzeigen. Der Rath der freien Reichsstadt Nürnberg wollte ihn besonders feierlich empfangen, er aber lehnte alles ab, und bezeigte nur Ungeduld, die Reichskleinodien zu sehen, welche dort verwahrt wurden. Einem Reichsfürsten war ein solches Begehren nicht füglich zu verweigern, die vaterländischen Heiligthümer wurden daher seinen Blicken dargelegt. Er nahm alles in genauen Augenschein; nichts aber fesselte mehr seine Aufmerksamkeit, als das Schwert Karl's des Großen. Er nahm es begierig zur Hand, und prüfte Wucht und Schwung. Er wollte auch die Klinge, ihre Schärfe und Geschmeidigkeit, auf die Probe stellen, und fing schon die gefährlichsten Bewegungen damit an; allein die Abgeordneten des Rathes, in die äußerste Besorgniß versetzt, meinten vor dem heiligen

römischen Reich in schwere Verantwortung zu kommen, wenn etwa das Eisen Schaden nähme; sie baten inständigst, jeden weiteren Versuch zu unterlassen, und sie nicht so großem Unglück auszusetzen, da denn Leopold, in Rücksicht ihrer beweglichen Vorstellungen, es bei ein bischen Biegen bewenden ließ. Die ausgestandene Gefahr aber hatte zur Folge, daß der Rath von Nürnberg den Beschluß faßte, hinfort auch keinem Reichsfürsten mehr zu gestatten, das Schwert selbst in die Hand zu nehmen, sondern dasselbe nur auf einen Tisch legen zu lassen, da man es denn besehen könne. Im November desselben Jahres vermählte Leopold seine älteste Tochter Luise mit dem regierenden Fürsten von Anhalt-Bernburg, bei welcher Gelegenheit auch der König von Preußen nach Dessau kam, und den Feierlichkeiten und Jagden daselbst beiwohnte.

Der Friede, dessen Preußen viele Jahre hindurch genoß, gab für Leopold wenig Gelegenheit, den gewohnten Wechsel seines bewegten Lebens auffallend zu unterbrechen. Im Kreise von Dessau, Berlin, Magdeburg und Halle führten die dem Kriegsdienste zugehörigen Geschäfte ihn ohne Unterlaß umher; Musterungen, Aufsichten aller Art, riefen ihn, bald allein, bald in Begleitung des Königs, auch in entlegenere Landestheile. Seine verschiedenen Thätigkeiten liefen gleichzeitig neben und durcheinander hin, und vertheilten sich in kleineren Abschnitten auf alle seine Tage. Den Angelegenheiten seines Landes lag er nicht minder ob, als dem preußischen Kriegsdienst; die Sorge der Zukunft war in ihm nicht weniger wirksam, als der Einfall des Augenblicks. In Betreff des Rechtes der Erstgeburt, welches in dem Hause Anhalt im Allgemeinen seit dem Jahre 1603 eingeführt war, setzte Leopold neue Bestimmungen fest, welche dem jedesmaligen ältesten Prinzen die Nachfolge in dem gesammten Fürstenthum, den nachgebornen Prinzen aber standesmäßige Apanagen sicherten. Er wandte sich an den Reichshofrath in Wien, um seinen Verfügungen die Kaiserliche Bestätigung zu erwirken, welche denselben auch vermittelst einer besonderen Urkunde wirklich ertheilt wurde. Diese Bestimmungen erneuerte Leopold jedesmal ausdrücklich in seinem Testa-

mente, welches er zu dreienmalen verändert abgefaßt bei dem Magistrate der Stadt Leipzig niederlegte. Als Senior des Gesammthauses Anhalt, welche Würde durch das Absterben des regierenden Fürsten von Anhalt-Zerbst schon im Jahre 1718 auf ihn übergegangen war, empfing er im Jahre 1725 durch seinen bevollmächtigten Geheimenrath von Beer zu Wien die Reichsbelehnung über die gesammten Fürstenthümer. In derselben Eigenschaft nahm er im Jahre 1727, nachdem König Georg der Erste von Großbritannien und Kurfürst von Hannover gestorben, die Gelegenheit wahr, gegen den fortwährenden Besitz, welchen Hannover von dem Herzogthume Sachsen-Lauenburg behauptete, bei dem Reichstage zu Regensburg feierlich Einrede zu thun. Die Erbschaft des Herzogs Julius von Sachsen-Lauenburg aus dem Hause Anhalt, der im Jahre 1689 als der letzte seines Stammes gestorben, sei nach klaren Reichs- und Lehnrechten den regierenden Fürsten von Anhalt heimgefallen; nur durch eigenmächtiges Vorgreifen habe Hannover davon Besitz genommen, und durch überwiegenden Einfluß am Kaiserlichen Hofe sich darin erhalten. Gegen diesen Einspruch erließ das Haus Hannover in hergebrachter Weise auch seinerseits eine schriftliche Ahndung, und die Sachen blieben, wie bei den Reichsangelegenheiten so gewöhnlich war, im alten Zustande. Das Haus Anhalt hat indeß auch seitdem bei jeder neuen Gelegenheit seine Ansprüche wiederholt in Erinnerung gebracht.

Im August des Jahres 1728 machte Leopold mit großem Gefolge von Offizieren eine Reise nach Dresden, wo im Anfange des Jahres auch schon der König von Preußen zum Besuche gewesen war, damals mit dem Könige von Polen im besten Vernehmen stehend. Leopold wurde vom sächsischen Hofe glänzend aufgenommen und bewirthet. Er besichtigte sogleich drei Reiterregimenter, welche bei Dresden im Lager standen, dann die übrigen Truppen zu Fuß und zu Pferde, welche vor ihm ausrückten und exerzirten, sah die Umgebungen und Merkwürdigkeiten der an Vorzügen aller Art so reichen Stadt, ergötzte sich an dem französischen Theater, wohnte der Hirschjagd und einer Thierhetze bei, und hörte dann auch die Leichenpredigt und Gedächtnißrede mit

an, welche dem nicht lange vorher zu Wien gestorbenen sächsischen Feldmarschall Grafen von Flemming, mit dem er früher in so vielfacher Beziehung gestanden, in der Kreuzkirche zu Dresden gehalten wurde. Sehr zufrieden mit der gefundenen Aufnahme und gehabten Unterhaltung kam Leopold höchst vergnügt am 2. September wieder nach Dessau zurück. Gegen Ende des Oktobers empfing er hier den Besuch des Königs von Preußen, des Kronprinzen und des Generals Grafen von Finkenstein, welchen zu Ehren eine große Parforcejagd Statt fand.

Die Festlichkeiten zur Vermählung der Königlichen Prinzessin Friederike Luise mit dem Markgrafen von Anspach riefen Leopold im Mai 1729 nach Berlin, wo er auch den Tabackskollegien des Königs in gewohnter Vertraulichkeit fleißig beiwohnte, und sein Ansehen neuerdings befestigte. Seine Anwesenheit in Berlin erhielt unmittelbar darauf eine neue Bedeutung durch die plötzlich sich eröffnenden Aussichten zum Kriege. Das Verhältniß zwischen Preußen und Hannover war schon lange vielfach getrübt. Die Heirathsplane der Königin trugen dazu nicht wenig bei, da dieselben immer neuen Stoff zu Mißhelligkeiten gaben. Auch andere Irrungen fanden zwischen den beiden Höfen Statt, man beschuldigte sich gegenseitig mancher Beeinträchtigung und Achtlosigkeit. Zum Ausbruch aber kamen die Sachen durch Friedrich Wilhelm's gewaltsame Werbungen, die auf jede Weise überall der großen Leute sich zu bemächtigen suchten, und dem Könige fast mit allen seinen Nachbarn üble Händel zuzogen. Da König Georg der Zweite auf alle Beschwerden wegen wiederholter Gebietsverletzungen, die bei solchen Anläßen geschehen waren, von Seiten Preußens weder Abhülfe noch Genugthuung erfolgen sah, so gab er endlich den Befehl, alle preußischen Offiziere und Soldaten, die sich auf hannöverschem Gebiet betreten ließen, festzunehmen. Friedrich Wilhelm fand sich dadurch so sehr beleidigt, daß er es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, sogleich Krieg anzufangen. Ungesäumt setzten sich 19 Regimenter, sowohl Fußvolk als Reiter, zusammen über 44,000 Mann, in Bewegung, und rückten schon zum Theil gegen die Elbe und bis nach Halber-

stadt vor; Leopold erhielt den Oberbefehl. Der König von Großbritannien ließ seine Völker gleichfalls ausrücken, und verstärkte sie durch Hülfstruppen, die er von Hessen und von Dänemark in Sold nahm. Von beiden Seiten erschienen Manifeste über die Ursachen des Krieges, die Feindseligkeiten konnten jeden Augenblick anfangen. Schon durfte Leopold sich in der feindlichen Hauptstadt als Sieger vorauserblicken, denn er selbst wie das von ihm gebildete und nun auch befehligte Heer schien jedes möglichen Erfolgs unzweifelhafte Bürgschaft; allein der schiedsrichterlichen Bemühung der Höfe von Braunschweig und Sachsen-Gotha gelang es, die Sache hinzuzögern, und endlich im April 1730 gütlich beizulegen, zum größten Mißvergnügen Leopold's, der dadurch seinem Kriegsruhme die schon für unausbleiblich gehaltenen neuen Lorbeern grausam entzogen sah. Das üble Vernehmen der beiden Höfe dauerte jedoch nicht weniger fort, indem auch die Ursachen der Mißhelligkeiten nicht aufhörten. Grumbkow, in der Gunst des Königs hauptsächlich durch Seckendorf immer mehr befestigt, wirkte dabei so thätig ein, daß Georg der Zweite die Entfernung desselben aus dem preußischen Staatsdienst als eine Bedingung festeren Einverständnisses durch seinen Gesandten Hotham aufstellen ließ. Grumbkow und Seckendorf wandten indeß diese persönliche Gefahr glücklich ab, und einigten die preußische Staatskunst nur um so stärker mit der österreichischen. Leopold sah die ihm selbst ursprünglich eigne Richtung von seinen Feinden angenommen, und da er weder jene verläugnen, noch mit diesen zusammenstehen wollte, so mußte er in stolzem Alleinstehen den Bewegungen jenes Partheiwesens immer mehr fremd werden.

In Ermangelung des Krieges selbst bot dessen Scheinbild in Waffenübung und Dienstbeflissenheit sich in gewohnter Weise reichlich dar. Der König August von Polen wollte nicht zurückbleiben, seinem Königlichen Freunde Wilhelm, zu dem er, nach gegenseitigen Besuchen, sich auf verbindlichsten Fuß gestellt hatte, auch einmal ein Schauspiel zu geben, welches dessen kriegerischer Sinnesart entspräche. Im Juni des Jahres 1730 wurden die sämmtlichen sächsischen Truppen, gegen 20,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter, bei Mühlberg

in ein großes Lustlager zusammengezogen, und der König von Preußen dazu eingeladen. Er erschien, der Einladung zufolge begleitet von dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen des Hauses, von Leopold, und mehr als 200 der angesehensten Generale und Offiziere, nebst deren zahlreichen Dienerschaften. Eine Menge der vornehmsten Gäste, beiderlei Geschlechts, kamen aus der Nähe und Ferne herbei, und Fremde aller Art, ausgezeichnet durch Stand und Rang, vermehrten die Versammlung; nicht zu gedenken des unzählbaren Heeres der geringeren Zuschauer, die von allen Enden herbeiströmten. Einen ganzen Monat dauerte das Lager, und in dieser Zeit wurde alles erschöpft, was die sinnreichste Erfindungsgabe mit verschwenderischer Pracht im Bunde nur irgend an Lustbarkeit und Vergnügen aufzubieten vermochten. Die sämmtlichen Truppen waren neugekleidet, in den reichsten, zum Theil phantastischen Uniformen; ein ganzes Regiment erschien in Goldstoff als Janitscharen, andere als Spahis, als Kosaken. Das bewegte Bild kriegerischer Vorgänge wand sich durch den glänzenden Wechsel von Gastmahlen, Schauspielen, Prunkfesten, Feuerwerken, Jagdbelustigungen und hundert andern Ergötzlichkeiten und Prachterscheinungen, zauberisch hindurch. Niemals hatte man dergleichen Fülle von Herrlichkeit gesehen. Ein ganzes Heer war zum Hofstaat umgewandelt, ein üppigstes Hof- und Palastleben in's Freie versetzt. Dichter besangen dies berühmte Lager von Mühlberg als ein Wunder der Zeit, und noch lange nachher wurde davon als von einem Ereignisse des Jahrhunderts erzählt. Im Sinne Friedrich Wilhelm's und Leopold's war das nun freilich nichts weniger als ein Kriegsfest, der Eifer des Königs August, indem er die Neigung seines Königlichen Gastes zu berücksichtigen strebte, hatte doch unvermerkt nur wieder der eignen nachgelebt. Indeß trennte man sich in den frohen Eindrücken so vielen Staunens und Ergötzens, und selbst die Heimreise Friedrich Wilhelm's war bis dicht vor Potsdam zur anhaltenden Jagdbelustigung eingerichtet. Leopold sah und sprach während des Lagers täglich den natürlichen Sohn des Königs von Polen, Grafen Rutowski, dem der König von Preußen ein Regiment zu Fuß verliehen hatte, dessen abgelauschte Uebungs- und Dienst-

weise jener dann bei den sächsischen Truppen einzuführen strebte. Das fünfzehn Jahre später eintreffende Begegnen bei Kesselsdorf zeigte jedoch, daß diese Zwischenzeit noch nicht hinreichend gewesen, den ursprünglichen Unterschied, sowohl der Truppen, als ihrer Feldherren, auszugleichen.

Bald nach dem Lager von Mühlberg machte König Friedrich Wilhelm der Erste eine Reise durch Franken und Schwaben, an den Oberrhein, und darauf stromabwärts nach Wesel. Ihn begleiteten außer dem Kronprinzen nur wenige Personen. Auf dieser Reise war es, daß der Kronprinz den unglücklichen Versuch wagte, sich den traurigen Verhältnissen, in welche das Zusammenwirken verschiedener Ursachen ihn rücksichtlich seines Vaters gesetzt hatte, durch die Flucht zu entziehen. Schon in Mühlberg war er mit diesem Gedanken umgegangen, an der Ausführung aber einstweilen noch verhindert worden. In Steinsfurth zwischen Heilbronn und Sinzheim, schienen die Umstände dem Vorhaben günstiger; aber der Erfolg täuschte die Erwartung. Der Kronprinz wurde verhaftet, als Staatsgefangener nach Küstrin gebracht, und einem kriegsrechtlichen Verfahren überliefert, welches eine Zeitlang sogar sein Leben zu bedrohen schien. Das gegen ihn und seine Mitschuldigen ausgesprochene Todesurtheil wurde an seinem Freunde, dem Lieutenant von Katt, wirklich vollzogen. Für ihn selbst erhob sich von allen Seiten die mächtigste und dringendste Verwendung. Insbesondere sprach Leopold mit Ernst und Nachdruck zu Gunsten des Kronprinzen, und stellte dem Könige vor, daß ihm nach den Reichsgesetzen kein Recht zustehe, den Thronfolger auf den Grund eines bloß kriegsrechtlichen Erkenntnisses am Leben zu strafen. Der König hatte wohl nie solche Absicht ernstlich gehegt, und nur den Schein derselben als Schreckbild eine Zeitlang bestehen lassen; nachdem er genugsame Wirkung seines Zürnens gesehen, verzieh er dem nunmehr unterwürfigen, tiefgebeugten Sohne. Der Kronprinz aber behielt denen, welche in dieser großen Drangsal ihm Antheil und Fürsorge bewiesen, ein dankbares Andenken, und fühlte sich besonders auch gegen Leopold verpflichtet, dem er späterhin aus diesem Anlasse sein Bildniß schenkte, welches als ein theures Andenken jener günstigen Verhältnisse noch

jetzt in Dessau wohl verwahrt wird. Seit jener Zeit auch scheint die schroffe Verehrung, in welcher von Jugend auf der Kronprinz für Leopold hatte stehen müssen, sich mehr und mehr durch annähernde Zuneigung gemildert zu haben.

Die Annehmlichkeit, zu Halle den Standort seines Regiments in solch bequemer Nähe zu haben, wurde für Leopold durch manchen Verdruß aufgewogen, der ebenfalls aus dieser Oertlichkeit entsprang. Die Universität daselbst war in großer Blüthe, die zahlreichen Studenten zu jeder Wildheit aufgelegt; sie gaben dem Kriegerstande an Trotz, Uebermuth und Gewalt nichts nach. Stete Händel, die häufig in blutige Schlägereien übergingen, störten die Ruhe der Stadt. Unstreitig hatte Leopold und die ganze Richtung, die er seinen Untergebenen mittheilte, hier die meiste Schuld. Den Beweis, daß ein friedliches Vernehmen nicht unmöglich sei, gab der General, nachherige Feldmarschall Graf von Schwerin, dessen Regiment seit dem Jahre 1723 in Frankfurt an der Oder stand, ohne daß jemals mit den dortigen, nicht weniger wilden Studenten eine Mißhelligkeit vorfiel. In Halle gab es dazu täglich Anlaß. Zuerst wollte Leopold nicht leiden, daß die Studenten, die er insolente Leute nannte, sich als Zuschauer bei dem Einüben der Rekruten herzudrängten, sie sollten warten, verlangte er, bis zum zweitenmale bataillonsweise exerzirt würde; indeß gelang es nicht immer, die neugierige dreiste Jugend von einem so anziehenden Schauspiele, das nun noch obenein verboten war, entfernt zu halten. Neckereien entspannen sich von beiden Seiten, Gewalt regte wiederum Gewalt auf; wo der wehrlose Bürger seufzend ertrug, stellte sich der waffengeübte Student mit dem Hieber zum Zweikampf ein. Was aber Leopold mit der ganzen Universität entzweite, war die Rücksichtslosigkeit, mit welcher seine Werber, sobald es ihnen gefiel, einzelne Studenten wegnahmen, und gewaltsam zu Soldaten machten; dieses Schicksal traf gewöhnlich die schönsten und größten Leute, und waren sie einmal eingekleidet, so blieb alle Vorstellung und Fürsprache, auf was für Rücksichten und Rechte sie auch begründet sein mochten, völlig fruchtlos. Dagegen bot auch den Studenten, welche sich gegen die gesetzliche Ordnung vergangen hatten,

der Soldatenstand die unverletzlichste Freistätte. Folgender Zug, in welchem Leopold's Laune in ganzer Derbheit zu erkennen ist, zeigt bis zu welchem Grad in diesen Zwistigkeiten Scham und Anstand außer Augen gesetzt wurden. Ein Student, der wegen schlechter Streiche relegirt werden sollte, meldete sich zum Soldaten. Leopold fand Gefallen an dem stattlichen Burschen, versprach ihm Schutz, und befahl ihm, zuförderst den akademischen Senat so zu begrüßen, wie Götz von Berlichingen den Hauptmann der Reichstruppen begrüßen ließ. Alle Verantwortung deßhalb übernahm Leopold. Auf solche Zusage gestützt, stellte sich der Student am folgenden Tage getrost der ergangenen Ladung vor dem Senat, hörte still und ruhig an, was dieser ihm vorlesen ließ, und als er seine Relegirung vernommen, sagte er der Versammlung kurz und bündig, was ihm aufgetragen war —, und eilte zur Thür hinaus. Pedell und Professoren, alles stürzt voll Wuth eiligst hinter ihm her, da tritt sogleich Leopold aus seinem Versteck ihnen entgegen, und hemmt den Schwarm, sie mit der Frage andonnernd: „Was giebt's denn, meine Herren? wohin so eilig?" — Ew. Durchlaucht, war die Antwort, ein Student, den wir relegiren mußten, hat so eben zu uns gesagt, wir sollten — „Nun, meine Herren, versetzte Leopold gelassen, hat das solche Eil?" Inzwischen hatte der Student allen Vorsprung gewonnen, die Professoren, zu dem erlittenen Schimpfe nun noch grausam verhöhnt, wichen beschämt zurück, und Leopold's schalkische Lust freute sich der köstlichsten Befriedigung! Wie mit der Universität gab es auch mit der Bürgerschaft immerfort Streit und Hader. Die Friedfertigkeit des einen Theils half nichts; die kleinen und großen Anlässe zum Unfrieden fehlten nie. Man that sich zuletzt gegenseitig allen Verdruß, allen Aerger an; nur hatten die Bürger selten dabei den Vortheil. Leopold wollte den Domplatz für die Uebungen seines Regiments haben, die Bürgerschaft lehnte jedoch die unberechtigte Anforderung ab, weil die Bäume, die eine Zierde des Platzes waren, Schaden leiden würden; diesen Grund wußte Leopold zu heben; es bedurfte nur eines Winks, und in Einer Nacht waren die Bäume sämmtlich durch seine Soldaten umgehauen; seufzend mußten

sich die Bürger dem Geschehenen unterwerfen. Man erzählt noch jetzt in Halle, wo das Andenken des alten Schnurrbarts im Volke sobald noch nicht erlöschen wird, viele theils härtere, theils lustige Streiche, in welchen seine unerschöpfliche Laune sich ausgelassen hat. Besonders der Neugierde, die sich um ihn drängte, wußte er übel mitzuspielen. Ein Theil seiner Kleidung war mit einem einzigen Knopfe festgehalten; verdroß ihn nun bei den Truppenübungen, oder wenn er durch die Straße ging, die Menge gaffender Frauenzimmer, besonders der wohlgekleideten und geputzten, so bedurfte es keiner großen Veranstaltung, um sie vom Platz und von den Fenstern schleunigst zu verscheuchen. Seine Späße in dieser Art überschritten jede Schranke; inmitten einer Gesellschaft von Herren und Damen ließ er sich einst eine Meldung bringen durch einen Grenadier, der in völliger Bewaffnung, mit Patrontasche, Mütze und Stiefelletten nach strengster Vorschrift angethan, aber übrigens völlig unbekleidet hereintreten mußte; Leopold behauptete, als Soldat sei der Kerl so noch ganz vollständig, und nichts gegen ihn einzuwenden. Aber ernstere Vorgänge, gewaltsame Eingriffe und gröbliche Beleidigungen veranlaßten Bürgerschaft und Universität zu häufigen Klagen bei dem Könige, und von dieser Seite hatte Leopold oft bittere Vorwürfe und herben Unmuth zu tragen. Ja, es geschah ihm das Unerhörteste, was seinem kriegerischen Stolze begegnen konnte. Im Jahre 1731 waren abermals durch Verschulden eines Offizieres große Zwistigkeiten mit den Studenten ausgebrochen; diesmal verlangte die Universität strenge Genugthuung, sie war im Begriffe auseinanderzugehen. Da verfügte der König in seinem gerechten Einsehen die Verlegung des Regiments. Leopold gerieth außer sich, er setzte alles in Bewegung, allein umsonst; es blieb unwiderruflich bei dem ertheilten Befehl. Vieler Tage Ungebühr wurde durch die Schmach des Einen Tages vergolten, an welchem Leopold in höchstem Grimm und tiefster Beschämung mit seinem Regimente von Halle ausziehen mußte. Doch ging der Zug nicht weit; die Bürger wünschten ihre Besatzung nicht zu verlieren, die Studenten zeigten wenig Groll. Man gab gegenseitig gute Versprechungen, die Ruhe stellte sich her,

und Leopold durfte bald mit seinem Regimente wieder nach Halle zurückkehren, wo der Friede darauf eine Zeitlang etwas besser gehalten wurde.

Im Jahre 1731 war es nahe daran, daß Leopold's alter Wunsch, seinen Neffen, den Markgrafen von Schwedt, mit einer der Königlichen Prinzessinnen vermählt zu sehen, erfüllt würde. Der König von Preußen wurde der Verhandlungen mit Großbritannien, welche durch den beharrlichen Eifer der Königin stets fortwährten, aber zu keinem Ergebniß führten, endlich ganz überdrüssig, und beschloß, damit der Sache völlig ein Ende gemacht würde, seine Tochter Wilhelmine zu verheirathen. Er ließ der Prinzessin die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt, dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels und dem Erbprinzen von Baireuth. Sie gab jedoch dem letztern, den sie noch nicht gesehen hatte, vor den beiden erstern, die sie schon kannte, eben deßhalb den Vorzug. Am 1. Juni geschah die Verlobung, nachdem Tages vorher ein Kourier endlich, wiewohl nun zu spät, den Auftrag des Königs von England überbracht hatte, wegen der Heirath des Prinzen von Wallis abzuschließen. Im November fand die Vermählung mit dem Erbprinzen von Baireuth Statt, und wurde mit vielen Festlichkeiten begangen. Der Kronprinz erschien am Tage nach der Hochzeit aus Küstrin zum erstenmale wieder am Hofe seines Vaters. Musterungen und Uebungen der Truppen fehlten bei solcher Gelegenheit nie, und insofern konnte Leopold, wie wenig auch sonst die Dinge seinen Wünschen entsprachen, bei solchen Festlichkeiten noch immer genugsamen Antheil finden. Nicht unbedeutend erschien Leopold's Ansehen auch in den politischen Rathschlägen dieser Zeit. Ohne mit Grumbkow und Seckendorf gemeine Sache zu machen, wirkte er einstimmig mit ihnen zur Befestigung des guten Vernehmens mit Oesterreich. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen, nachher als deutscher Kaiser Franz der Erste genannt, machte im Februar 1731 auf der Rückreise von England und Holland einen Besuch in Berlin, um zu der bevorstehenden Wahl eines römischen Königs die Gunst Friedrich Wilhelm's für sich anzusprechen. Leopold reiste ihm nach Magdeburg entgegen,

empfing ihn daselbst mit größten kriegerischen Ehren unter Abfeuerung des Geschützes, und bewies ihm während einer plötzlichen Krankheit, die seinen Aufenthalt bis auf zehn Tage dort verlängerte, alle sorgsamste Beeiferung. Beide kamen darauf nach der Hauptstadt, und Leopold versäumte seinerseits nichts, was die Freundschaftsbande zwischen beiden Höfen vermehren konnte. Zu gleicher Zeit kamen der Herzog von Braunschweig-Bevern, die Herzogin, seine Gemahlin, die eine Schwester der Kaiserin war, mit ihren Kindern nach Berlin, von welchen die Prinzessin Elisabeth Christine, Nichte der Kaiserin, bereits dem Kronprinzen zur Gemahlin bestimmt worden, nicht ohne Rücksicht auf den Kaiserlichen Hof, dem diese Verbindung angenehm sein mußte. Im Sommer desselben Jahres hatte der König von Preußen, auf besonderen Betrieb Seckendorf's, mit Kaiser Karl dem Sechsten in Böhmen eine persönliche Zusammenkunft.

Leopold war bei dieser nicht gegenwärtig; ihn traf zu derselben Zeit ein häuslicher Unfall, welcher ihn tiefer bewegte, als bei seiner sonst verhärteten Gemüthsart zu erwarten sein konnte. Seine Tochter Luise, regierende Fürstin von Anhalt-Bernburg, lag hoffnungslos danieder; sie wünschte vor ihrem Ende noch zum letztenmal ihren Vater an der Spitze seines Regiments aus den Fenstern ihres Schlosses zu sehen. Einem solchen Wunsche der geliebten Tochter konnte Leopold nicht anders als willfahren. In tiefster Traurigkeit brach er mit seinem ganzen Regimente von Halle nach Bernburg auf; kaum daselbst eingerückt, warf er sich lautschluchzend zur Erde, und betete voll Inbrunst: „Herr, ich bin kein solcher Lump, der dir bei jeder Hundsfötterei mit Gebeten beschwerlich fällt! Ich komme nicht oft, will auch sobald nicht wieder kommen; so hilf mir denn auch jetzt, und laß meine Tochter gesund werden!“ Inzwischen rückte das Regiment unter Kriegsmusik über den Schloßhof, die Fürstin erhob sich zum Fenster, und bezeigte die größte Zufriedenheit über die schönen Truppen, welche Leopold unter Heulen und Weinen ihre Uebungen machen ließ. Das Regiment wurde hierauf mit Bier und Brot bewirthet, die Offiziere speisten an der Fürstlichen Tafel. Leopold aber verließ die

Versammlung, setzte sich auf das Geländer der Saalbrücke, und weinte. Die Fürstin überlebte dies Schauspiel nur wenige Tage; der Vater kehrte voll herben Kummers mit seinem Regimente nach Halle zurück. Jahrelang nachher lud ihn der Fürst von Anhalt-Bernburg zu sich ein; Leopold versprach zu kommen, und begab sich von Halle mit großem Gefolge dahin auf den Weg; dicht vor Bernburg aber, als er des Schlosses recht ansichtig wurde, hielt er an, und kehrte dann kopfschüttelnd wieder um, indem er sagte: „Ich mag den Ort nicht wiedersehen, wo meine Luise hat sterben müssen."

An Truppenübungen und Waffenspielen durfte es auch bei den Feierlichkeiten nicht fehlen, die im Jahre 1733 zur Vermählung sowohl des Kronprinzen als auch bald nachher der Prinzessin Philippine Charlotte, dritten Tochter des Königs, welche den Prinzen von Braunschweig-Bevern heirathete, zu Berlin Statt fanden. Im folgenden Jahre 1734 aber sollten die kriegerischen Uebungen, nach langer Friedensdauer, wieder zu ernsten Kriegsereignissen aufsteigen. Gegen Oesterreich und Rußland, welche die Ansprüche des sächsischen Hofs in Polen unterstützten, trat Frankreich als Vertheidiger des von den Polen gewählten Königs Stanislaus Lesczinski auf. Für Leopold jedoch wurde die Befehlsführung, welche seinem Ehrgeize nicht entgehen zu können schien, durch die Rücksichten selbst, welche dieser ihm auferlegte, wiederum verhindert. Schon zu Ende des Jahres 1733 hatte Leopold mit Einwilligung des Königs von Preußen, bei dem Reichstage zu Regensburg für sich die zweite Feldmarschallsstelle des deutschen Reichs angesprochen, welche durch den Tod des regierenden Herzogs von Würtemberg im Oktober erledigt worden war. Als Mitbewerber um die Stelle waren der Nachfolger des Herzogs von Würtemberg und der Herzog von Braunschweig-Bevern aufgetreten. Das Reich, durch den inzwischen erfolgten Uebergang der Franzosen über den Rhein in seinen langsamen Berathungen diesmal etwas beschleunigt, faßte nach vielen Schwierigkeiten im Mai 1734 den Beschluß, alle drei Bewerber zu Reichsfeldmarschällen zu ernennen. Leopold aber, seit 22 Jahren Feldmarschall im preußischen Kriegsdienste, und, diesem Dienstalter nach,

in Gemäßheit früherer Gewohnheit und Uebereinkunft, zu der ersten Stelle berechtigt, war nur mit der dritten bedacht worden. Sowohl Leopold als auch der König, dessen eifrigste Verwendung hier dem Rechte selbst nichts gefruchtet hatte, war höchst aufgebracht. Der König verlangte sogar, Leopold sollte die empfangene Würde unter diesen Umständen lieber ganz ausschlagen, doch dieser, vielleicht durchblickend, daß der König ihm nur das neue, im Grunde doch ungern beförderte Dienstverhältniß für immer abgeschnitten sähe, war diesmal gelassener, und begnügte sich dem Reichstage auf sein Ankündigungsschreiben nicht zu antworten. In diesem zweideutigen Verhältnisse jedoch konnte sich für Leopold bei dem Heere keine seinem Rang und seinem Ruhm entsprechende Stellung ergeben, und seine Ansprüche verurtheilten ihn zur Unthätigkeit. Die preußischen Truppen, welche Seckendorf's diplomatische Geschicklichkeit noch in Folge des Vertrags von Wusterhausen als Hülfstruppen für den Kaiser ausgewirkt hatte, betrugen nur 10,000 Mann, und wurden von dem General von Röder befehligt, der aber wegen Altersschwäche meist dem Sohne Leopold's, Leopold Maximilian, der ihm als Generallieutenant zur Seite gegeben war, die Leitung des Ganzen überlassen mußte. Auch die übrigen vier Söhne Leopold's machten den Feldzug mit; zum Danke, daß ihm in diesem Kriege alle fünf Söhne unbeschädigt erhalten worden, baute Leopold im April des folgenden Jahres eine neue Kirche zu Wadendorf, welche die Fünfbrüderkirche genannt wurde. Indeß begaben sich der König selbst und der Kronprinz, begleitet von Leopold, von dem General von Buddenbrock und dem Obersten von Derschau, als Freiwillige zu dem Heere, welches unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen den Entsatz der Reichsfestung Philippsburg bewirken sollte, die von den Franzosen unter dem Herzoge von Berwick mit harter Belagerung bedrängt war. Sie trafen am 13. Juli über Heilbronn in dem Hauptquartier ein. Der Greis Eugen aber war an Sinnen und Gedächtniß so geschwächt, daß er Leopold zuerst gar nicht erkannte; doch stellte sich darauf ihr altes Verhältniß gleich wieder her, und auch in rohen Scherzen konnte sich, wie ehemals, ihre

Vertraulichkeit gefallen. Der König hatte hier mit Eugen das beste Vernehmen, und bezeigte ihm die größte Hochachtung; alle Eindrücke der früheren Geschichten waren ausgelöscht. Vergebens aber suchten der König und Leopold den alten Feldherrn zu einer kräftigen Unternehmung zu bewegen; der einst so kühne Held war keines starken Entschlusses mehr fähig; nachdem er das französische Lager besichtigt, erklärte er den Angriff desselben für unausführbar, und Philippsburg wurde seinem Schicksal überlassen. Im Angesicht Eugen's und seines ganzen Heeres mußte diese Festung, nachdem der General von Wutgenau sie mit äußerster Tapferkeit vertheidigt, und der Feind viele Leute, ja den Herzog von Berwick selbst, davor verloren, am 18. Juli in die Gewalt der Franzosen fallen. Die Anwesenheit des Königs und Leopold's half bei den preußischen Truppen die Kriegszucht wieder herstellen, welche auf dem Durchzuge durch die geistlichen Staaten, Fulda, Bamberg und Würzburg, zum Theil freilich aus Schuld mangelnder Verpflegung, schrecklich gelitten hatte. Auf die Kriegsbewegungen aber blieb ihre Gegenwart ohne Einfluß. Auch der Kronprinz, welcher hier unter Leopold's Anleitung den Krieg lernen sollte, fand sich getäuscht, denn so gut der Lehrmeister sein mochte, so schlecht war die Schule; indeß erwarb er Anschauungen mancher Art, und lernte Menschen und Sachen kennen. Eugen war wie durch Altersschwäche auch durch Bedenklichkeiten, die ihm auferlegt worden, völlig gelähmt, und der Feldzug verging in schlaffer Unthätigkeit. Da gar nichts vorfiel, so verließ der König am 15. August das Heer. Leopold begleitete ihn nebst dem Kronprinzen bis Mainz, und besuchte hierauf, nach empfangenen Pässen, das französische Lager, wo man ihm, als einem fremden Fürsten und großen Feldherrn, alle Ehren erwies, und kehrte dann zu dem Reichsheere zurück. Weil jedoch durchaus nichts von Belang sich ereignete, so fand auch er keine Ursache länger zu bleiben, sondern kehrte mißvergnügt heim; worauf er sich nach Potsdam begab, um den König zu besuchen, der eben von einer Krankheit genas, die ihm auf seiner Rückreise zugestoßen war. Leopold's Anwesenheit wurde hier von seinen Gegnern sehr ungern gesehen; er gab

ihnen bald wieder freien Raum, indem er mit dem Kronprinzen eine Reise nach Stettin machte, um denselben durch Besichtigung der dortigen Festungswerke auch in diesem Zweige der Kriegskunst zu unterrichten.

Der Kaiserliche Hof sah die Nothwendigkeit ein, dem Kriege gegen Frankreich ein nachdrücklicheres Ansehen zu geben, und suchte zunächst in fremder Hülfe, was am sichersten durch eigne Maßregeln zu erreichen war. Der Kaiser sandte im Februar 1735 den Fürsten Joseph Wenzel von Liechtenstein nach Berlin, um den König von Preußen zu größerem Antheil an dem Kriege zu bewegen. Der Fürst besuchte auch Leopolden in Dessau, an welchen er gleichfalls Aufträge hatte, die mit seiner Hauptsendung in enger Verbindung standen. Allein der König hatte von dem Heere des Kaisers die schlimmsten Eindrücke heimgebracht, und bezeigte keine Lust, seine herrlichen Truppen in einer so übelgeführten Sache hinzuopfern. Leopold aber wünschte die stärkere preußische Theilnahme nur bedingungsweise, wenn ihm zugleich ein Oberbefehl bei dem Heere verliehen würde; bevor dies geschehen, sagte man, habe er im Gegentheil alle Kriegsanstalten gehemmt und gehindert. Der König war mit Leopold's heftigem Verlangen, den Feldzug mitzumachen, wenig zufrieden, und lehnte dessen erstes schriftlich geschehenes Ansuchen einstweilen ab. Leopold antwortete, daß er den Tod davon haben würde, wenn ihm der König nicht erlaubte, mit in's Feld zu gehen. Er kam darauf gegen Ende des Mai zu den gewöhnlichen Truppenmusterungen nach Berlin, begleitete sodann den König nach Stettin, doch ohne sein Gesuch zu erneuern, während doch von der Kriegsführung unaufhörlich die Rede war, und Leopold häufig mit spöttischen Anmerkungen und absprechenden Urtheilen das Uebergewicht seiner Einsichten unangenehm fühlbar machte. Von Magdeburg aber schrieb er auf's neue an den König, und wiederholte sein Begehren mit dem Zusatze, daß er in seinen besonderen Angelegenheiten etwas sehr Nöthiges mit dem Prinzen Eugen zu sprechen habe. Der König, höchst empfindlich über diese Art von Rückhalt und Vorwand, überließ Leopolden zu thun, was ihm beliebte; dieser dankte für die Erlaubniß, und erbat

nun noch die Vergünstigung, den Hauptmann von Fouqué mitnehmen zu dürfen; worauf der König erwiederte, da jener Offizier in Leopold's Regimente diene, so könne er über denselben ja ohnehin verfügen. Dieser als tapfrer General und geehrter Freund Friedrich's des Großen berühmt gewordene Mann verdient hier noch besondere Erwähnung. Er war als Page an den Hof Leopold's gekommen, und alsdann in dessen Regiment Offizier geworden. Leopold hatte ihm gleich den Namen geändert: „Ach was da Fouqué! sagte er, das klingt mir zu weichlich! Weiß Er was? Er heißt von nun an Fouquet!“ Und noch heutiges Tages hat der Name nicht völlig wieder aus der Wirkung dieses Fürstlichen Machtspruches sich loswinden können. Fouqué befand sich in einer strengen Schule; die Härte und Rauhigkeit, welche sie mit sich führte, stählte seinen Karakter, ohne doch seiner feinen Bildung Eintrag zu thun; durch diese gefiel er besonders dem Kronprinzen, welchen er häufig in Rheinsberg besuchte, nicht ohne Betrieb Leopold's, wie man sagte, der solche Vermittelung zu benutzen wußte. Doch sah Fouqué sich durch Leopold's Benehmen zuletzt veranlaßt, den Abschied zu nehmen, und in dänische Dienste zu gehen. Friedrich der Große rief ihn in preußische Dienste zurück, da er denn gern wieder seinem alten Kriegslehrer sich anschloß, und zugleich dessen Wohlwollen und die Zuneigung des Königs zu verbinden wußte. — Inzwischen hatten sich für Leopold wegen einer Befehlshaberstelle in der That günstige Aussichten eröffnet. Von den beiden Reichsfeldmarschällen, welche ihm vorgezogen worden, war der Herzog von Braunschweig-Bevern kürzlich gestorben, der Herzog von Würtemberg bedeutend erkrankt, und dadurch für Leopold die Bahn, welche er nur als Erster betreten wollte, nun völlig frei. Eugen, der ihm fortwährend geneigt war, ergriff diese Gelegenheit, um ihn zur Ausübung seines Reichsfeldmarschallamts eifrigst herbei zu rufen; der alte Feldherr, die Abnahme seiner Kräfte mehr fühlend als eingestehend, wünschte seinen erprobten Kriegsgefährten, seinen Bullenbeißer, wie er ihn zu nennen pflegte, wieder zur Seite zu haben, um auf dessen noch ungeschwächte Rüstigkeit sich zu stützen. Daß Leopold eifrigst mitgewirkt, diese Berufung

zu veranlassen, ist nicht zweifelhaft. Er kam den 6. September nach Heidelberg in das Kaiserliche Hauptquartier; allein kaum war er daselbst erschienen, so traf auch der Herzog von Würtemberg daselbst ein, mehr aus Eifersucht, als wegen seiner Genesung, die noch keineswegs entschieden war. Es war Leopold's eignes Geschick, den Oberbefehl, welchen er mit so großer Begier zu erreichen strebte, und zu welchem ihn allerdings alle Eigenschaften und Rechte so sehr beriefen, in den wenigsten Fällen zu erlangen. Mit getäuschten Erwartungen blieb er als Freiwilliger ungefähr einen Monat bei dem Heere, das aber auch diesmal in gewohnter Unthätigkeit verharrte. Nachdem das Ende des Feldzugs erschienen, und auch die Friedenspräliminarien zwischen Oesterreich und Frankreich zum Abschlusse gediehen waren, reiste Eugen unverrichteter Sache am 3. Oktober nach Wien zurück, und Leopold mißvergnügt nach Dessau. Beide hatten einander zum letztenmale gesehen; Eugen kam nicht wieder zum Heere, sondern verschied im April 1736 zu Wien fast ohne Krankheit den Tod des Alters.

Der König war insgeheim wohl zufrieden, daß Leopold in seinem Vorhaben gescheitert, wie ihm denn schon genug mißfiel, seinen Feldmarschall auch nur dem Namen nach mit Kaiser und Reich zu theilen, besonders jetzt, da er täglich mehr Ursache zu haben glaubte, dem Kaiserlichen Hofe zu grollen. Seckendorf war bei dem Reichsheere, und konnte von dorther auf die Verhältnisse in Berlin nur unvollkommen einwirken, und es hatten sich zwischen den beiden Höfen unterdeß viele Mißverhältnisse gehäuft. Man schonte von österreichischer Seite damals der besten und nützlichsten Freunde nicht. Auch Leopold wurde tief beleidigt durch eine Verfügung des Hofkriegsrathes zu Wien, welche den gothaischen Truppen das Fürstenthum Anhalt zu Winterquartieren anwies. Der König reizte Leopold durch seine Scherze darüber noch mehr auf, war aber im Grunde selbst durch den Mangel an Rücksicht, welche jene Verfügung zeigte, empfindlich verletzt. Er beklagte sich bitter über die Art, wie ihn der Wiener Hof behandle, und sagte, indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Da ist Einer, der mich einmal rächen wird!"

Von dem Kronprinzen war schon bekannt, daß der Anblick des Kaiserlichen Heers in dem unthätigen Feldzuge von 1734 ihm eine geringe Meinung von der Macht und den Waffen des Kaisers beigebracht. Leopold konnte nicht bewogen sein, dieser Geringschätzung allzubeflissen entgegenzuarbeiten, und so lag in diesem Zusammenflusse von übeln Eindrücken und mißbereiteten Stimmungen vielleicht der erste Keim zu den Kriegen, welche späterhin ausbrachen! Dem Kronprinzen schloß sich Leopold als dessen Lehrmeister im Kriegsfache mehr und mehr an; er unterrichtete denselben nicht nur durch unmittelbare Anleitung, indem er stets, was irgend vom Kriegswesen Wichtiges vor Augen kam, ihm bemerklich machte und erläuterte, sondern er ließ sich auch angelegen sein, durch schriftliche Abfassungen dem mündlichen Unterricht nachzuhelfen. Schon früher hatte er zu solchem Behuf die Tagesbefehle des Feldzuges von Stralsund und Rügen nach ihrer Folge zusammendrucken und durch Plane erläutern lassen. Den Angriff einer Festung arbeitete er gleichfalls in der Art aus, daß er Tag für Tag angab, was geschehen sollte, gleichsam als ertheilte er einem Untergebenen die erforderlichen Befehle; der Kronprinz erwähnt in den Briefen an seinen Vater noch späterhin 16 Plane solcher Art, die Leopold ihm gesendet habe. Das vertrauliche Verhältniß zu dem Kronprinzen blieb nicht unbemerkt, man sah voraus, daß Leopold unter der künftigen Regierung allen Machteinfluß an sich bringen würde; dem Könige wurde manches Mißfällige darüber beigebracht, doch ohne weiteren Erfolg, als daß hin und wieder verdrießliche Aeußerungen darüber vorfielen. Der König hielt im Sommer 1736 über seine Truppen bei Magdeburg Musterung, und reiste dann zu gleichem Zwecke nach Preußen, bei welchen Anlässen Leopold wie sonst in gewohntem Ansehen und Vertrauen ihn begleitete.

Nachdem schon früher der Herzog von Braunschweig-Bevern, dann der Prinz Eugen, und im Mai des Jahres 1737 auch der Herzog von Würtemberg mit Tode abgegangen, blieb Leopold als der einzige, und nun unbestreitbar erste Reichsfeldmarschall zurück. Kaiser Karl der Sechste aber wünschte seinen Schwiegersohn, den Herzog Franz von

Lothringen, der inzwischen durch die Friedenspräliminarien zum Großherzog von Toscana bestimmt worden, und künftig sein Nachfolger im Reiche sein sollte, zum Reichsfeldmarschall befördert zu sehen, und richtete daher an Leopold die Bitte, sich selbst noch mit der zweiten Stelle zu begnügen, und dem Herzoge die erste einzuräumen. Aus Ehrerbietung für das Reichsoberhaupt und in Rücksicht der hohen Verhältnisse, welche kaum eine Nebenbuhlerschaft mit dem Herzoge gestatteten, gab Leopold dem Ansuchen des Kaisers willig nach, und behielt sich nur seine Rechte für diejenigen Fälle vor, wo der Herzog verhindert würde, selbst den Oberbefehl zu führen. Bald jedoch mußte er zu seinem großen Mißvergnügen den Bruch dieser Bedingung erfahren, denn als der Herzog im April 1738 zu dem Heere nach Ungarn abreiste, übertrug er den Oberbefehl des noch bis zum völligen Friedensschlusse, der erst im November 1738 zu Stande kam, versammelten Reichsheeres, so wie die Aufsicht über die Reichsfestungen Philippsburg und Kehl, dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen als seinem Stellvertreter, obwohl derselbe nur erst Generallieutenant des Reichs, und im österreichischen Dienste General der Reiterei war. Die Sache machte sogar beim Reichstage großes Aufsehen; der König von Preußen nahm die Zurücksetzung seines Feldmarschalls sehr übel, und Leopold selbst that nachdrücklich Einspruch, doch mußte er sich mit den Entschuldigungen und Ehrenerklärungen des Kaisers diesmal zufrieden geben. Erst im Jahre 1745 in seiner letzten Lebenszeit, als der Herzog nach dem Tode Kaiser Karl's des Siebenten zum Kaiser gewählt worden, konnte Leopold in sein volles Recht eintreten, und auch da hatte er noch das Ansinnen eines deutschen Hofes abzulehnen, der wiederum den Vorrang für einen seiner Prinzen zu erlangen wünschte.

Im Juli 1738 begleitete Leopold den König und den Kronprinzen zu einer großen Truppenschau nach Kleve, wo 30,000 Mann gemustert wurden. Im folgenden Jahre geschah in gleicher Absicht eine Reise nach Preußen, wo bei Welau ein Lager zusammengezogen war. Unter gewohnten Beschäftigungen und Arbeiten vergingen die Zwischenzeiten

theils in Berlin, theils in Dessau. Im Februar 1739 kam die Vermählung des Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt mit Leopold's zweiter Tochter Leopoldine Maria glücklich zu Stande, ein Ereigniß, welches von Leopold als ein sehr schmeichelhaftes empfunden wurde. Der preußische Geheime Rath von Nüßler wurde mit den nöthigen Anträgen wegen dieser Verbindung nach Dessau gesandt, und daselbst ungemein freundlich aufgenommen. Damit wir den alten Dessauer auch einmal anders als im Soldatenrocke sehen, möge hier die kurze Schilderung stehen, welche von seinem Erscheinen in Nüßler's Lebensbeschreibung vorkommt. „Endlich — heißt es daselbst — erschien auch der alte Fürst in einer grünen seidenen Kontusche, mit einem Nachthut auf dem Kopf, grüßte die Anwesenden, nahm seine Gemahlin bei der Hand, und führte sie in das Nebenzimmer, dahin sich auch die andern Personen begaben, und nach kurzem Gebet an die Tafel setzten. Der Fürst erzählte viel von dem Prinzen Eugen, Herzog von Marlborough, und andern Generalen, und beschrieb eines jeden Stärke und Schwäche, sprach auch von der Herkunft des großen Kraut, und von unterschiedenen preußischen Ministern. Der Fürst war sehr gnädig gegen Nüßler, trank auch seine Gesundheit und sein Vergnügen. Nach dem Genuß des Bratens stand er auf, und begab sich nach einem kurzen Gebet in sein Zimmer."

Der Schauplatz am preußischen Hofe hatte in der letzten Zeit große Veränderungen erfahren, und größere noch waren im Anzuge. Alle Plane und Ansichten hatten sich nach andrer Richtung gestellt. Seckendorf war nach dem Feldzuge am Rhein nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt. Der Kaiser hatte ihn im Jahr 1737 zum Feldmarschall ernannt, und an die Spitze des Heeres gestellt, welches in Ungarn gegen die Türken focht; wegen der unglücklichen Kriegserfolge aber war er zur Untersuchung gezogen, und auf die Festung nach Grätz in Gewahrsam gebracht worden. Grumbkow, dieses Beistandes beraubt, hatte nur mit Mühe sein Uebergewicht behauptet; er suchte neue Verbindungen anzuknüpfen, und auch den Kronprinzen für sich zu gewinnen, allein dies gelang nur unvollkommen, er fand sich nach allen Seiten übel ver-

wickelt, sein Ruf war bedenklichst angegriffen, und Mißmuth und Krankheit drückten ihn zu Boden. Er starb im März 1739 als spätes Opfer eines Wettkampfs im Trinken, in welchen er sich einst mit dem Könige von Polen auf dessen Durchreise in Krossen eingelassen hatte; der König August nämlich dachte Grumbkow's, dieser des Königs Geheimniß zu entlocken; der Zweck blieb unerreicht; die ungeheure Anstrengung aber wurde beiden Theilen zum Verderben; der König starb an den Folgen bald nachher in Warschau, Grumbkow verlebte noch sechs Jahre in stetem Siechthum, bis er zuletzt ganz erlag. Der König Friedrich Wilhelm beklagte anfangs den Verlust dieses Staatsmannes ungemein, als er aber dessen hinterlassene Papiere durchgesehen, und Beweise von seiner Unredlichkeit gefunden zu haben glaubte, sprach er in der Tabagie mit höchstem Unwillen von ihm, und niemand übernahm des Verstorbenen Vertheidigung.

Leopold stand nun allein an der Seite seines Königlichen Herrn und Freundes; allein dieser selbst war bereits dem Ziele seiner Regierung nahe. Schon auf der letzten Reise nach Preußen hatte Friedrich Wilhelm durch bedeutende Krankheitsanfälle sehr gelitten. Der Winter brachte seiner zerstörten Gesundheit keine wesentliche Besserung, und im Frühjahre 1740 wurde sein Zustand immer schlechter. Leopold meldete ihm in dieser Zeit, in Wien sollten die Kaiserlichen Regimenter um zwei Drittheile vermindert werden, und rieth einige tausend Mann zur Vermehrung des preußischen Heeres dort anzuwerben, allein der König war schon so schwach, daß er auf den sonst höchstwillkommnen Vorschlag nur antwortete, er sei dem Tode nahe, und habe alles seinem Sohne gesagt. Auf die Nachricht von dem lebensgefährlichen Zustande des Königs eilte Leopold am 30. Mai von Dessau nach Potsdam, wo er am nämlichen Tage eintraf, und von dem Könige als treuer, alter Freund zärtlichst empfangen wurde. Am folgenden Tage befand sich der König sehr schlecht, ließ sich aber dennoch an ein Fenster bringen, und befahl, die Pferde seines Marstalls im Hofe vorzuführen. Er hieß Leopold und den Generaladjutanten von Hacke jeden sich ein Pferd wählen; Leopold schien ihm zu schlecht gewählt

zu haben, und er selbst suchte demselben ein besseres aus; er sagte, er gebe das Pferd als ein vom Dienst ausscheidender Oberst dem ältesten Feldmarschall, und fügte noch das Geschenk eines prächtigen Sattels und eines Paars kostbarer Pistolen hinzu. Dann nahm er von Leopold zärtlich Abschied, und entließ ihn mit allen Uebrigen, um seine letzten Augenblicke Gott zu widmen. Er starb noch desselbigen Tages, ergeben, sagt Friedrich der Große, wie ein Christ, und standhaft wie ein Weiser.

Pöllnitz erzählt, in noch ungedruckten Denkwürdigkeiten zur Lebensgeschichte Friedrich's des Großen, in einer bei Preuß angeführten Stelle: „Nach dem Tode seines Vaters sei Friedrich in heftigem Schmerze gewesen, als der alte Dessauer sich habe anmelden lassen, um sein Beileid zu bezeigen; sogleich habe Friedrich sich zusammengenommen und keinen Schmerz mehr blicken lassen; heulend wie ein Kind sei der Fürst nun eingetreten, habe eine Rede gehalten, und gebeten ihm und seinen Söhnen ihre Stellen im Heer, und ihm seinen bisherigen Einfluß und Macht zu lassen; hierauf habe Friedrich geantwortet, seine bisherigen Stellen werde er ihm gern belassen, da er erwarte, daß der Fürst ihm so treu dienen werde, wie dem vorigen Könige, was aber Macht und Einfluß betreffe, so werde in der neuen Regierung der König allein Macht haben, und Einfluß niemand."

Mit der Thronbesteigung des neuen Königs erhob sich in der That eine neue Gestalt der Dinge, deren Entwickelung man weit entfernt gewesen war zu ahnden. Der junge Fürst, der jetzt die Regierung antrat, war von Wenigen eigentlich gekannt; man hatte seinen wahren Karakter und Werth in den Verhältnissen, in welchen theils offenbarer Zwang, theils heimliche Freiheit, ihn seiner ruhigen Fassung entäußerten, nicht zu beurtheilen vermocht. Zwar wußte man, daß er mit strengem Eifer die genaueste Erlernung alles dessen betrieben, was irgend in das Kriegsfach einschlug, daß er sein Regiment in trefflicher Ordnung und Uebung erhalten, und auf alle Weise sorgsam jeder Dienstobliegenheit vorgestanden, allein man hielt alles dieses bloß für Ergebung in

den väterlichen Sinn und Willen, und glaubte ihn selbst dem Kriegswesen abgeneigt, und einzig der französischen Schöngeisterei zugethan. Groß war daher das Erstaunen, als man den nunmehrigen König seine gewohnte Beschäftigung mit den Truppen nicht nur eifrigst fortsetzen, sondern auch das bereits 100,000 Mann starke Heer mit 15 neuen Bataillons noch vermehren sah. Auch Leopold, dessen Scharfblick sonst nicht leicht getäuscht wurde, mußte seinen Irrthum gewahr werden, und durfte sich freuen, den kriegerischen Geist des vorigen Herrschers unter dem jetzigen fortdauern zu sehen. Leopold wurde in allen seinen Würden und Aemtern bestätigt, und reiste sogleich nach Magdeburg und Halle, wo er die Truppen dem neuen Könige schwören ließ. Sein schönes Regiment führte er selbst bei diesem Anlasse vor die Stadt auf das freie Feld, und hielt nach geschehener Eidesleistung feierlich seinen Wiedereinzug. Er kehrte nach Potsdam zurück, um daselbst in der Garnisonkirche dem feierlichen Leichenbegängnisse des verstorbenen Königs beizuwohnen, er selbst und der Herzog von Holstein-Beck führten dabei den jungen König in ihrer Mitte. Leopold's Ansehen schien bei der Wendung, welche die neue Regierung nahm, nur noch höher steigen zu müssen. Schon bisher stand er als gewaltiger Führer im preußischen Heere sonder Gleichen; er hatte die Preußen vor dem Feind überall zum Siege geführt, im Frieden fast unbeschränkt in dem Heere geschaltet; die Truppen sämmtlich sahen ihn als ihr gefürchtetes Haupt an, ihre kriegerische Erziehung hatten sie größtentheils von ihm; Beförderung und Ruhm der Offizirre wurde durch sein Urtheil bestimmt; in allen Regimentern hielten sich ergebene Anhänger fest an ihn, als bei welchem allein Heil und Glück zu finden war. Aber auch in dieser Beziehung sollte der Anschein diesmal getäuscht haben. Friedrich schätzte in Leopold den heldenmüthigen Krieger, den Ordner des Heeres, den Begründer so vieler Kriegstüchtigkeit; aber den Menschen in ihm liebte er nicht, nicht seine grausame Strenge, nicht seine rauhen Sitten, seine herrische Gewaltsamkeit. Friedrich führte sogleich eine sanftere Behandlung bei den Truppen ein, und verbot das unmäßige Schimpfen und Schlagen; indem er auf diese Weise

die Soldaten zu den Offizieren, und diese zu den Generalen, in ein günstigeres Verhältniß stellte, hielt er selbst sich zu den letztern in minderer Vertraulichkeit, als sein Vater gethan. Auch Leopold mußte bald gewahr werden, daß er dem Könige minder nahe stehe. Der erste wichtige Schlag aber, der wider sein Erwarten und gegen seinen Sinn geschah, war die Ernennung des Generals von Schwerin, der zugleich mit seinem Bruder in den Grafenstand erhoben wurde, zum Feldmarschall. Schwerin war fast in allen Dingen, die Kriegskunde und Tapferkeit abgerechnet, in welchen er jeden Wetteifer bestehen konnte, das Gegentheil von Leopold, sanft und menschenfreundlich in seinen Empfindungen, einnehmend in seiner äußeren Erscheinung, feingebildet im geselligen Verkehr. Leopold und sein zahlreicher Anhang befeindeten ihn heftig, und suchten ihm auf alle Weise bei dem Könige zu schaden. Durch das ganze Heer erstreckten sich in geheimer Spaltung gleichsam zwei Partheien, von welchen die Parthei Leopold's in allen überwiegenden Vortheilen althergebrachten Besitzes war, und des herrschenden Augenblicks nur vorübergehend zu entbehren schien. Nach mancherlei Vorgängen aber, in welchen deutlich genug wurde, daß der König in seinem Feldherrn keinen Lehrmeister mehr wolle, noch dessen Meinung unbedingt der eignen Einsicht vorziehe, entstand eine große Kälte zwischen Beiden, und Leopold ließ in seinem Eifer, sich am Hofe zu zeigen, sehr nach.

Als er voll Ingrimm nun sich in Dessau zurückgezogen hielt, und täglich in bittern Worten sein Herz erleichterte, erschien unerwartet der König bei ihm zu Besuch, fuhr mit ihm spaziren, und speiste dann mit ihm. Leopold brummte finster vor sich hin, und sprach fast kein Wort. Endlich fragte Friedrich ihn: „Was ist Ew. Liebden?" — „Ich wollt, ich wäre todt!" erwiederte der Fürst. — „Dazu können Ew. Liebden kommen, sagte Friedrich, eine Pistole oder gute Büchse." — „Ich bin ein guter Christ," unterbrach ihn Leopold rasch. — „Nun, es giebt auch andre Mittel, fuhr der König fort, die nicht so nach Selbstmord aussehen; lassen Sie sich zum Beispiel ein paar Stunden lang auf dem Knüppeldamm hin und her fahren, auf dem Sie mich spa-

ziren gefahren, das könnte schon fruchten! Mir wenigstens war fast schon die Seele aus dem Leibe.“ Augenblicklich erheiterte sich Leopold, vergaß seinen Groll, und nun ging das Gespräch munter fort, und man schied dem Anscheine nach in guter Freundschaft.

Am 20. Oktober 1740 starb der Mannsstamm des Hauses Habsburg mit Kaiser Karl dem Sechsten aus, ein Ereigniß, welches alsbald die Mächte von Europa in Bewegung setzte. Seine Tochter Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, sollte dem Kaiser, der pragmatischen Sanktion gemäß, in allen seinen Erbreichen nachfolgen. Allein jenes Hausgesetz, dessen Anerkennung Karl der Sechste mit großen Mühen und Opfern bewirkt hatte, zeigte sich als eine nur schwache Gewähr. Von mehreren Seiten erhoben sich Ansprüche sowohl auf das Ganze der Erbschaft, als auf einzelne Theile derselben. Friedrich der Große säumte nicht, sein Recht auf einige schlesische Fürstenthümer geltend zu machen, und beschloß, da von Unterhandlungen wenig zu hoffen war, mit den Waffen in der Hand in Schlesien einzufallen. Das Vorhaben des Königs fand bei den Ministern und Generalen, welchen er dasselbe zuerst mittheilte, nur Zweifel und Widerspruch. Besonders zeigte sich Leopold aufgebracht und entrüstet; er hatte für unmöglich gehalten, daß in Preußen solch ein Gedanke ohne sein Mitwissen entstehen dürfte, er fand sich in seinem wohlerworbenen, anerkannten Ansehen beleidigt, und überdies in seinen innersten Empfindungen verletzt. Das österreichische Heer war ihm nahverwandt wie das preußische; beiden zugleich angehörend hatte er seinen ersten Kriegsruhm erfochten. Dem Kaiserlichen Hause war er vielfach zugethan und verpflichtet, und nie hatte er sich träumen lassen, daß er demselben jemals in kriegerischer Feindschaft gegenüberstehen sollte. Den Oberbefehl aber, welchen zu führen unter solchen Umständen ihn zwar schmerzen doch auch reizen durfte, sah er sich keineswegs angeboten, und nichts deutete darauf, daß derselbe seinen Händen vertraut werden würde. Aus allen diesen Gründen war er dem Plane heftig entgegen, und versuchte zuerst durch sein feldherrliches Machtwort die ganze Sache

gleich im Beginn zu unterdrücken. Er widersprach dem Könige mit allem Trotze des Besserwissens, und mahnte von dem thörichten Vorhaben mit der hochfahrenden Ueberlegenheit ab, welche das erfahrungsreife Alter dem jüngeren Muthe gegenüber so gern annimmt. Da dieses ohne Wirkung blieb, so weissagte er Unglück und Verderben. Einem Feldherrn solches Ruhmes und Ansehens gelang es leicht, durch seine Mißbilligung die Muthigsten mit Besorgniß zu erfüllen, er sprach so laut und rücksichtslos gegen das Vorhaben des Königs, daß dieser bedacht sein mußte, dem üblen Geiste, der sich unter den Generalen und höheren Offizieren zu verbreiten anfing, auf alle Weise wieder entgegen zu arbeiten. Man sprach von dem ungeheuern Mißverhältnisse beider Mächte, von der Trefflichkeit der österreichischen Truppen, von ihrer großen Ueberzahl. Schon, daß Leopold, wie bald verlautete, weder den Oberbefehl führen, noch überhaupt den Feldzug mitmachen würde, schien von übler Vorbedeutung; man traute dem jungen Könige, wie früher keine Neigung, so jetzt wenig Fähigkeit für die Angelegenheiten des Krieges zu. Leopold begab sich infolge dieser gespannten Verhältnisse nach Dessau. Hier vernahm er bald den wirklich erfolgten Anfang des kühnen Unternehmens. Der König war den 16. Dezember mit 40,000 Mann in Schlesien eingefallen. Leopold sagte bei der Nachricht in Gegenwart seines Sohnes Moritz, der gerade bei ihm war: „Das ist ein schlimmes, gefährliches Spiel, das er da spielt." Der Prinz fragte einwendend: „Nun, hat er denn nicht Recht dazu?" — „So viel, wie Du!" antwortete jener. — Die Sache ging indeß rasch genug von Statten. Fast ohne Blutvergießen erfolgte die Besetzung des größten Theils von Schlesien, und im Januar des folgenden Jahres 1741, nachdem starke Kälte eingetreten, nahmen die Truppen daselbst ruhig ihre Winterquartiere. Desto ernstlicher aber schien der nächste Feldzug werden zu müssen, in welchem die leichte Eroberung gegen die inzwischen gesammelte österreichische Heeresmacht behauptet werden sollte. Friedrich kam zu Ende des Januars aus Schlesien nach Berlin zurück, um sich zu dem bevorstehenden Kampfe nachdrücklicher zu rüsten. So wichtigen Entschei-

dungen entgegengehend, wünschte er der Einsicht und Mitwirkung seines erfahrensten Feldherrn nicht länger zu entbehren. Er berief demnach Leopold zu sich nach Berlin, und dieser, nachdem die Sachen ohne sein Zuthun einmal diesen Gang genommen, fand kein Bedenken mehr, seinen kriegerischen Eifer dem Begonnenen zu widmen. Bedeutende Verstärkungen, welche vor dem Abzuge regelmäßig von Leopold gemustert wurden, gingen nach Schlesien; der König selbst behielt sich den Oberbefehl dort vor; doch während er Leopold von dem eigentlichen Schauplatze der Kriegsbegebenheiten geflissentlich entfernt hielt, wußte er dessen Kraft und Ansehen auf andrer Seite trefflich zu gebrauchen.

Die Höfe von Dresden und Hannover zeigten gegen Preußen höchst unsichre Gesinnung, und der König beschloß gegen diese Mächte, zur Sicherung seiner Staaten, während er selber tief in Schlesien beschäftigt wäre, ein Beobachtungsheer von 30,000 Mann in der Mark zusammenzuziehen. Den Oberbefehl über dieses Heer empfing Leopold, welcher, nachdem er zur Bestellung seiner eignen Angelegenheiten kurze Zeit in Dessau verweilt, vom 11. März an in Berlin allen kriegsthätigen Eifer entfaltete, jene Truppenmacht schlagfertig aufzustellen. Sein eignes Regiment rückte aus Halle dazu herbei. Im Anfange des April schlug er sein Lager zwischen Genthin und Brandenburg auf. Mit den benachbarten Edelleuten unzufrieden, bedrückte Leopold ihre Güter mit großer Härte, und seine sonst in strenger Zucht gehaltenen Soldaten richteten arge Verwüstungen an, worüber heftig geklagt wurde. Doch Leopold kümmerte sich wenig darum. Seine Gemahlin mit den unvermählten Prinzessinnen und jüngeren Prinzen nahm für die Dauer des Lagers ihre Wohnung auf der Domprobstei zu Brandenburg; die älteren Prinzen, Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, dienten bei dem Heere des Königs in Schlesien. Schon am 9. März hatte Leopold Maximilian die Festung Groß-Glogau durch rühmliche Waffenthat erobert. Am 10. April gewann der König die Schlacht von Mollwitz, welchen Sieg Leopold in dem Lager von Genthin durch ein Tedeum und den Donner des Geschützes feierte; einigen Antheil an demselben durfte

er sich auch in der Ferne gewissermaßen zurechnen; die Trefflichkeit des durch ihn gebildeten Fußvolks hatte sich im höchsten Glanze gezeigt. Ihm persönlich wurde diesmal keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten. Dafür ließ er desto eifriger den ganzen Sommer hindurch seine Truppen in unaufhörlichen Waffenübungen ausrücken, zu größter Belästigung der Gegend und ihrer Bewohner. Noch in späterer Zeit ließ Eberhard von Rochow auf Rekahn bei diesem Dorf einen Steinhaufen als Denkmal aufschütten, mit der Inschrift: „Im Jahre 1741 stand auf diesen Bergen das preußische Lager von dreißigtausend Mann in zwei Treffen fünf Monat, von Göttin bis Krane, zum unersetzten Schaden dieser Güter." Auch errichtete er während dieser Zeit sechs Schwadronen Husaren, welcher Waffengattung im preußischen Heere, gegenüber den zahllosen Schwärmen leichter Reiterei des Feindes, ein fühlbarer Mangel war; anfangs gab er diesen Husaren Lanzen, die aber bald mit dem zweckmäßigeren Säbel vertauscht wurden. Mit glücklichstem Erfolge war die thätige Sorgfalt des Königs bemüht, die bisher gegen das Fußvolk so sehr verabsäumte Reiterei zu gleichem Grade der Abrichtung und Zuverlässigkeit zu erheben. Leopold, wenn auch eifrig zu diesem Zwecke mitwirkend, blieb darum nicht minder seiner eingewurzelten Vorliebe für das Fußvolk getreu. Im September wurde das Lager von Genthin nach Gröningen an die sächsische Gränze verlegt, im Oktober aufgehoben, und die Truppen in die Winterquartiere vertheilt, indem durch die Uebereinkunft vom 27. September zu Hannover zwischen Frankreich und Großbritannien jede Besorgniß auf dieser Seite für Preußen schwinden durfte. Der König berief nun Leopold nach Schlesien, wo der Feldzug durch die Belagerung von Neiße beschlossen wurde, die jedoch kein merkwürdiges Ereigniß darbieten konnte, da die Vertheidigung, infolge schon eingeleiteter Friedensverhandlungen, bloß zum Scheine geschah, und die Uebergabe, welche nach 12 Tagen am 30. Oktober Statt fand, schon im voraus mit dem österreichischen Feldherrn Grafen von Neipperg verabredet worden war. Die Anstalten des Angriffs hatte der Prinz Dietrich von Anhalt-Dessau geführt. Leopold besichtigte nach der Ein-

nahme mit dem Könige die Festungswerke, die nach seiner Angabe sogleich mit neuen Arbeiten verstärkt wurden. Hierauf begleitete er den König nach verschiedenen Orten, die er in dem eroberten Lande zu sehen wünschte, und endlich nach Breslau, wo dem neuen Herrscher von der Bürgerschaft die Huldigung geleistet wurde. Von Berlin, wo er sich von dem Könige beurlaubte, kehrte Leopold nach Dessau zurück. Während des Winters errichtete er daselbst, nach besonderem Auftrage des Königs, zwei Mineurkompanieen, wozu die nöthige Mannschaft aus den Bergleuten des Harzes geworben wurde.

Die Friedensverhandlungen, in deren Erfolg man keinen Zweifel gesetzt hatte, zerschlugen sich gleichwohl wieder, und das Jahr 1742 begann unter neuen Kriegsaussichten. Das deutsche Reich hatte den Kurfürsten von Baiern als Karl der Siebente zum Kaiser gewählt, und die preußischen Waffen, jetzt auf's neue dem, zwar nicht mehr österreichischen, Kaiserthum verbunden, erschienen wieder im Felde, gegen Oesterreich und dessen Verbündete die Wahl zu vertheidigen. Frankreich war zu gleichem Zwecke gegen Oesterreich aufgetreten, und Sachsen demselben Zuge gefolgt. Schon im Januar war der König zu dem Heere nach Schlesien abgegangen, und darauf nach Mähren vorgedrungen; im März, als die Kriegsunternehmungen ernstlicher wurden, sandte er an Leopold den Befehl, einen Theil der Truppen, welche früher im Lager bei Genthin gestanden, nach Böhmen zu senden, wohin sich der Kriegsschauplatz indeß gezogen, mit dem größeren Theile aber selbst nach Oberschlesien zu rücken, wo auch die Truppen, welche sein Sohn Prinz Dietrich befehligte, seinem Befehl untergeordnet wurden. Am 2. April rückte Leopold mit den schnell wieder gesammelten Truppen von Berlin aus. Unterwegs aber traf ihn ein Eilbote des Königs, der ihn mit allen Truppen zu sich nach Böhmen berief. Leopold nahm seinen Weg, nach eingeholter Bewilligung des sächsischen Hofes, mit 8 Regimentern zu Fuß und 4 Regimentern zu Pferde in nächster Richtung durch die Lausitz. Während die Truppen allmählig fortrückten, verweilte er in Zittau, und wohnte daselbst einer bürgerlichen Hochzeit bei, wo er sich höchst vertraulich mit allen Leuten einließ, und Unterhaltung

und Bewirthung trefflich rühmte. Inzwischen wurde seine Bestimmung nochmals verändert. Ein neuer Befehl des Königs hieß ihn die Herbeiführung der Truppen seinem Sohne Leopold Maximilian übergeben, und persönlich zu dem Könige nach Chrudim eilen. Nach wenigen Tagen Aufenthalt ging er von hier, dennoch der anfänglichen Bestimmung wieder zugewandt, nach Oberschlesien ab, wo er die Befehlführung übernahm. Seine Anstalten zur Sicherung des Landes, die Aufstellung der Truppen, die Maßregeln zu ihrer Verpflegung, alles zeigte den alterfahrenen Meister, der in den kleinsten Anordnungen, über welche er mit Strenge hielt, zuletzt auch die größten, deren Ueberblick er nicht verlor, zu erreichen wußte. Seine vertheilten Truppenschaaren bildeten ein Ganzes gegenseitiger Deckung, durch welches die feindlichen Streifereien stets glücklich abgewehrt wurden. Dabei ließ er an der Befestigung von Neiße, von Brieg und anderen wichtigen Punkten unaufhörlich arbeiten. Die ganze Provinz war durch seine Vorkehr in so guter Verfassung, daß der Feind bald verzichtete, nach dieser Seite irgend einen Schlag zu führen. Unter diesen Umständen forderte der König noch einen Theil der Truppen aus Oberschlesien nach Böhmen, wo sich alles zu einer großen Entscheidung anließ. Leopold sandte den General von Derschau mit 8000 Mann dahin, die jedoch erst nach der inzwischen vorgefallenen Schlacht eintrafen. Der König schrieb Leopolden, daß er am 17. Mai die Schlacht von Czaslau gewonnen, und dessen Sohn Leopold Maximilian auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannt habe. Leopold ließ wegen des Sieges ein feierliches Tedeum halten, und freute sich bei dem glücklichen Ereignisse noch besonders der auszeichnenden Merkwürdigkeit, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit in demselben Heere als Feldmarschälle dienten. Nach diesem Sieg erfolgte bald die Einstellung der Feindseligkeiten; der am 11. Juni zu Breslau geschlossene Frieden endete den ersten schlesischen Krieg, und bestätigte dem Könige den Besitz von Schlesien. Leopold ließ den Frieden am 22. Juni zu Neiße unter Trompeten- und Paukenschall bekannt machen. Der König kam sodann selbst dahin, und bezeigte Leopolden seine Zufriedenheit; beide

reisten hierauf zusammen nach Hause, der König nach Berlin, Leopold aber durch Sachsen ablenkend nach Dessau, wo er am 2. Juli eintraf. Hier empfing er bald darauf den von Kaiser Karl dem Siebenten an den Hof von Dresden gesandten bevollmächtigten Minister, der in gleicher Eigenschaft auch in Dessau beglaubigt war, eine nach damaligen Verhältnissen für Leopold besonders ehrenvolle Auszeichnung. Aber noch ehe das Jahr ablief, hatte er hinwieder einen Verdruß zu erfahren, der ihm schwer auf die Seele fiel. Dem Könige war Leopold's günstige Denkart für Oesterreich wohlbekannt, aber er hatte kein Mißtrauen in des Fürsten Handlungsweise gesetzt; nun war ihm durch mancherlei Angaben diese verdächtigt worden, und er forderte der Sicherheit wegen einen neuen Diensteid von Leopold, der darüber, und daß der König ihm einen sehr harten Brief geschrieben, in einem eigenhändigen Briefe vom 18. November an den Generallieutenant von Kalckstein bittre Klagen schrieb.

Das Jahr 1743 verging in Frieden für Preußen, während der Krieg zwischen Kaiser Karl dem Siebenten und Maria Theresia, und ihren beiderseitigen Verbündeten, nachdrücklich fortgesetzt wurde. Am 27. Juni siegten bei Dettingen unter dem Könige von Großbritannien die vereinigten deutschen und englischen Truppen, welche für Oesterreich gegen den Kaiser und Frankreich die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion verfochten. In Preußen fanden unterdeß die gewohnten Waffenübungen Statt, die Befestigungsarbeiten in Schlesien wurden thätigst betrieben, und alles behielt auch im Frieden ein kriegerisches Ansehen. Die Truppen vereinten mit der trefflichsten Kriegszucht und schönsten Haltung, nun auch die stolze Freudigkeit kriegerischer Thaten und Erfolge, und nichts wurde verabsäumt, dem Heere die Vorzüge jeder Art, deren es theilhaft war, sorgfältig zu erhalten. Bei der großen Musterung von Magdeburg führte Leopold selbst sein Regiment dem Könige vor, und ärntete auch hier wieder Bewunderung und Beifall. Doch schon im folgenden Jahre, da für Preußen die Fortschritte Oesterreichs höchst bedenklich wurden, fand sich der König genöthigt, zur Unterstützung Kaiser Karl's des Siebenten abermals die Waffen zu

ergreifen, und für den Besitz von Schlesien neue Gewährleistungen zu erfechten. In Gemäßheit eines zu Frankfurt am Main mit dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen-Kassel geschlossenen Bündnisses, welchem insgeheim Frankreich, Spanien und Schweden beitraten, rückte der König im August 1744 mit bedeutender Heeresmacht durch Sachsen auf's neue in Böhmen ein, und bemächtigte sich in kürzester Zeit des größten Theiles dieses Königreichs. Leopold war inzwischen ruhig in Dessau, und dachte diesmal ohne Antheil an den Kriegsgeschäften zu bleiben, als im September ein Befehl des Königs ihm unvermuthet die Statthalterschaft der Mark übertrug, zu deren Führung er sich alsbald nach Berlin begab; mit 17,000 Mann sollte er dieses Land und Magdeburg gegen feindliche Unternehmungen decken; alle Behörden waren seinem Befehl untergeordnet, alle Anordnungen seinem Gutdünken überlassen. Nach anfänglich raschem Erfolge nahmen indeß die Sachen in Böhmen eine unerwünschte Wendung. Der Prinz Karl von Lothringen eilte aus dem Elsaß mit einem bedeutenden Heere, welches die Franzosen, ihren gegebenen Versprechungen zuwider, ungeschwächt abziehen ließen, zum Schutze der österreichischen Erblande herbei, und zu diesem ließ der Hof von Dresden, mit Oesterreich jetzt verbündet, 20,000 Mann sächsischer Truppen stoßen. Friedrich mußte aus Böhmen zurückweichen, und sah sich alsbald sogar in Schlesien angegriffen. Unter diesen Umständen berief er von Nachod aus schleunigst Leopold nach Schweidnitz, wo derselbe am 12. December eintraf. Der König fand sich veranlaßt, eine Weile vom Oberbefehl abzutreten, und dem alterfahrenen Feldherrn die Herstellung der kriegerischen Angelegenheiten zu übertragen, während er selbst nach Berlin eilte, um die politischen Verhandlungen dort unmittelbar zu leiten. Leopold erhielt demnach mit dem Auftrage, Schlesien und Glatz gegen feindlichen Eindruck zu decken, den Oberbefehl über das gesammte Kriegsheer. Der König ließ jedoch aus besondrer Absicht den Generalmajor Grafen von Schmettau bei ihm zurück. Leopold war diesem nicht gewogen, schon weil er es mit dem Feldmarschall Schwerin zu halten schien; er nahm denselben

gleich nach des Königs Abreise in sein Kabinet, und sagte bedeutungsvoll zu ihm: „Herr General, ich weiß, Sie sind ein erfahrener Offizier, aber ich rathe Ihnen, es mit mir zu halten, welches auch zu ihrem Vortheil sein wird." Schmettau's Antwort, so versprechend sie sein wollte, befriedigte den alten mißtrauischen Feldherrn nicht, der das Gespräch mit kalter Höflichkeit beschloß, und jenen von nun an als einen Feind betrachtete. Ueberhaupt mußte er im Heer eine andre Zusammensetzung und Stimmung wahrnehmen, als er bisher gewohnt gewesen. Der König hatte viele Ausländer, ungerechnet die zahlreichen Schlesier, welche zu dem preußischen Dienst übergetreten waren, zu höheren Befehlshaberstellen befördert; anstatt der früheren Strenggläubigkeit wurde Freigeisterei bei den Offizieren vorherrschend; Leopold war unwillig, Personen und Sinnesweisen zu finden, die nicht mit seinem Ansehen und Einflusse zusammenhingen. Der Feind gab ihm indeß bald ernstere Beschäftigung. Der österreichische Feldmarschall Traun drang mit 20,000 Mann über Weidenau bis Neustadt und Jägerndorf in Schlesien ein, während der General Graf Wenzel von Wallis mit 12,000 Mann die Grafschaft Glatz überzog. Auf diese Nachrichten eilte der König von Berlin wieder nach Liegnitz, wo er am 28. Dezember mit Leopold zusammentraf, in dessen Begleitung auch Schmettau dahin kam. Nachdem aber der König sich überzeugt, daß seine Gegenwart hier weniger als in Berlin nöthig sei, und Leopold den Sachen genüge, so hinterließ er diesem seine Befehle und Vorschriften, und kehrte selbst sogleich wieder in die Hauptstadt zurück. Schmettau bekam daneben den unangenehmen Auftrag, regelmäßig und genau von allen Vorgängen dem Könige zu berichten; Leopold schien dergleichen zu vermuthen, und wurde gegen Schmettau nur um so mißtrauischer und kälter. Seine Anstalten waren übrigens vortrefflich, den Umständen angemessen, von wohlberechnetem Erfolg, doch aber, nach Leopold's Alter, Gewohnheit und eigenthümlicher Stellung, allzu peinlich und langsam in Vergleich des rascheren Schwunges, welchen das Heer durch den König bereits hatte kennen gelernt. Leopold konnte nie genug Truppen zusammenhäufen, nie genug Vorkehrungen treffen;

die Genauigkeit, welche vor dem Feinde wie auf dem Uebungsplatze bei den geringsten Dingen beobachtet wurde, verschwendete Zeit und Kräfte in den Mitteln, auch wo sie aufhörten, noch wirklich als solche dem eigentlichen Zwecke zu entsprechen. Leopold sammelte seine Regimenter bei Neiße, um gegen den Feind nach Oberschlesien aufzubrechen, allein er wollte vorher die Füllung des in Neiße zu errichtenden Magazins abwarten, welche doch gerade durch sein Verweilen, indem die Truppen täglich einen Theil der ankommenden Vorräthe wieder verzehrten, nie vollständig werden konnte. Man beschuldigt ihn sogar, er habe durch sein Stehenbleiben nichts anders bezweckt, als der Errichtung des Magazins hinderlich zu sein, aus Feindschaft gegen den in Schlesien die Staatsverwaltung führenden Minister von Münchow, dem dann die Verzögerung zur Last fallen sollte. Nach wiederholten Befehlen des Königs mußte Leopold sich endlich gleichwohl in Bewegung setzen, und brach am 9. Januar 1745 mit 36,000 Mann nach Oberschlesien auf. Am 12. traf er bei Neustadt eine feindliche Heeresabtheilung, die auf einer Anhöhe festen Fußes den Angriff erwarten zu wollen schien. Er besichtigte die feindliche Stellung, ordnete seine Truppen sogleich in Angriffslinien, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels, zog den Degen, und rief selbst das Befehlwort: „Vorwärts, marsch!" Er ließ die Truppen mit aller Strenge, erzählt der Hauptmann Graf von Schmettau in der Lebensgeschichte seines Vaters, die pünktlichste Ordnung und gleichen Tritt halten, und sobald ein Mann in der Linie vorprallte oder zurückblieb, schalt er mit den größten Flüchen, wobei sowohl er als sein Sohn Leopold Maximilian immer die Linie auf und ab galoppirten, um die schärfste Richtung, wie auf dem Exerzirplatze, zu behaupten. Als die Preußen in dieser Ordnung bis auf 600 Schritt an Neustadt herangekommen waren, zogen sich die Oesterreicher eiligst aus ihrer Stellung zurück, und es kam nur zwischen den beiderseitigen Husaren zu einigem Geplänkel. Von rascher Verfolgung des Feindes, von abschneidendem Zuvorkommen, wollte Leopold nichts hören; er liebte, mit eigensinniger Pünktlichkeit geradezu in mörderische Entscheidung vorzugehen, und liebte gar nicht, nach

fremden Vorschlägen sich zu richten. Nachdem er zwei Tage bei Neustadt gelagert, rückte er am 15. Januar gegen Jägerndorf, wo der Feind ebenfalls im Anfange die gutbesetzten Anhöhen vertheidigen zu wollen schien. Der Rückzug kam aber auch diesmal dem Angriffe zuvor. Leopold ließ den weichenden Feind durch einige Truppen unter dem General von Nassau über Troppau nach Mähren verfolgen, und ging mit der übrigen Heeresmacht nach Neiße zurück, wo er am 24. Januar eintraf. Der Markgraf Karl von Brandenburg kam inzwischen ebendaselbst an, um die Befehlführung über die Truppen in Oberschlesien zu übernehmen; einem Befehle des Königs zufolge mußte Schmettau ihn begleiten. Leopold ließ letzteren rufen, und sagte ihm in Gegenwart des Markgrafen: „Herr General, der König befiehlt, daß Sie mit dem Markgrafen nach Oberschlesien gehen sollen, und ich befehle Ihnen, daß, sobald Sie dort ankommen, Sie sogleich 300 bis 400 Wagen zusammenbringen, und sie hieherschicken, um Getraide für die Truppen Seiner Königlichen Hoheit zu laden." Schmettau versetzte, er werde dem Befehle gehorchen, wenn indessen bei Troppau keine wichtige Veränderung eingetreten, so werde man dort alles im Ueberflusse finden, und keine Zufuhr nöthig haben. Leopold warf einen drohenden Blick auf ihn, ohne diesmal noch ein Wort hinzuzufügen. Nach zwei Tagen aber, als Schmettau mit dem Markgrafen zu seiner Bestimmung abging, wiederholte Leopold jenen Befehl, und nahm Zeugen, daß er ihn gegeben. Seine Absicht konnte dabei nur sein, den Minister von Münchow durch schnelleren Abgang der für Neiße bestimmten Vorräthe in Verlegenheit zu bringen. Er zürnte seinen Untergebenen, welche durch unzeitigen Einwand seinem Sinne widersprachen. Indeß war gegen die Augenscheinlichkeit der Dinge nichts auszurichten; der Markgraf schrieb gleich nach seiner Ankunft, es sei an Lebensmitteln in Troppau der größte Ueberfluß, und die Wagensendung unterblieb, ohne daß Leopold etwas darüber sagen konnte. Noch einen Verdruß andrer Art hatte er zu bestehen. Des Königs Befehl zufolge sollte der General von Lehwaldt mit 10,000 Mann in die Grafschaft Glatz einrücken, und dieselbe vom Feinde reinigen. Leopold

hätte diesen Auftrag seinem Sohne Moritz gern zugewandt, allein die Ausführung war nicht aufzuschieben, und ehe die gewünschte Veränderung eintreten konnte, hatte Lehwaldt am 13. Februar bei Habelschwert den General Grafen Wenzel von Wallis gänzlich geschlagen, und unmittelbar darauf die ganze Grafschaft mit seinen Truppen wieder besetzt. Schlesien war auf diese Weise völlig wieder vom Feinde befreit.

Inmitten dieser Vorgänge wurde Leopold im Hauptquartier zu Neiße durch die unglücklichste Nachricht von Hause hart getroffen. Am 8. Februar kam ein Eilbote aus Dessau, und meldete, daß am 5. die Fürstin bedeutend erkrankt sei; einige Stunden später kam ein zweiter mit der Nachricht von ihrem Tode. Sie war 68 Jahr alt geworden. Leopold hatte niemals einen härteren Schlag erfahren, als diesen durch den unvermutheten Verlust der geliebten Gattin, der theuren Lebensgefährtin. Sein tiefstes Gefühl blieb indeß auch hier an den rauhesten Ausdruck gebannt; ihm stand nur Eine Sprechweise für all sein Inneres zu Gebot. Seine beiden Söhne Leopold Maximilian und Moritz befanden sich gerade bei ihm in Neiße, der letztere krank daniederliegend. Mit heulendem Ungestüm drang er in das Krankenzimmer, und verkündete die Unglücksbotschaft, indem er zwischen Greinen und Schluchzen ausrief „Moritz, der Teufel hat deine Mutter geholt!" Was ihm bei solchen Worten zu empfinden möglich war, zeigte sein tiefer Kummer. Tagelang verließ er das Zimmer nicht, er weinte und wehklagte beständig, kein Schlaf kam in seine Augen, kaum daß er einige Nahrung genießen mochte. Er kam zusehends von Kräften, und sein Zustand erfüllte mit Besorgniß. Nur die Kriegsangelegenheiten konnten ihn zu einiger Thätigkeit zurückrufen, ihrer Anforderung vermochte er sich nicht zu entziehen. Gab es auch vor dem Feinde keine Beschäftigung, so ging doch dieselbe in den innern Verhältnissen des Heeres nicht aus. Ein an sich unbedeutender Vorgang, den die schon erwähnte Lebensgeschichte Schmettau's erzählt, läßt einen Blick in die Stellung und das Verfahren thun, zu welchen Leopold's Mißtrauen damals gebracht war. In der Mitte des Februars erhielt Schmettau vom Könige den Befehl, sich nach Glatz

zu dem General von Lehwaldt zu verfügen; er selbst wußte nicht, was er dort solle, und konnte deßhalb auch Leopolden, bei dem er in Neiße durchreisend sich meldete, keine Auskunft darüber geben. Dieser indeß glaubte, Schmettau wolle nur nicht, und hiedurch erbittert, befahl er heimlich dem Postmeister, erst nach einigen Stunden dem General die verlangten Pferde zu geben, und sandte selber indeß einen Adjutanten eiligst nach Glatz voraus, um dort den Zweck von Schmettau's Reise zu erfragen. Doch weder Lehwaldt, noch der unter ihm stehende General von Fouqué, welcher von Seiten des Königs ein besonderes Vertrauen genoß, wußten das Geringste davon. Vier Stunden später kam endlich Schmettau nach Glatz, und die Ungewißheit blieb dieselbe. Leopold's Adjutant mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Erst am folgenden Tage brachte ein Brief des Königs an Lehwaldt den ersehnten Aufschluß, Schmettau werde nach Glatz kommen, und habe dort die Quartiere der Truppen und deren Vorposten in neuer Aufstellung anzuordnen. Nach vollendetem Geschäft reiste Schmettau durch Neiße wieder zurück, und konnte nunmehr Bericht von allem geben, doch ohne Leopold's einmal gefaßten Groll zu besänftigen. In Troppau hatte man schon das Gerücht gehabt, Schmettau sei bei seiner Ankunft in Glatz gefangen genommen, und auf die dortige Citadelle gebracht worden; solcher schlimmen Deutung erlag gleich alles, was dem Uebelwollen des alten Fürsten ausgesetzt erschien.

Die politischen Angelegenheiten hatten inzwischen eine neue Gestalt gewonnen. Kaiser Karl der Siebente war am 20. Januar 1745 gestorben. Man hoffte den Krieg zwischen dem Könige von Preußen und der Königin von Ungarn nun baldigst geendet zu sehen, da dessen eigentlicher Zweck mit jenem Todesfall erloschen. Allein Maria Theresia glaubte den Zeitpunkt günstig, um Schlesien wieder zu erobern, und Friedrich war genöthigt, für die Erhaltung seines errungenen Besitzes mit neuen Streitkräften im Felde zu erscheinen. Mit dem Frühjahr setzte sich alles in Bewegung. Der König kam den 26. März nach Neiße, und bezeigte Leopolden über seine Befehlführung die größte Zufriedenheit. In der

That hatte derselbe, ungeachtet seiner langsamen und oft unnöthigen Maßregeln, der Sache des Königs in diesem Feldzuge trefflich gedient. Waren auch nicht alle Vortheile, die möglich gewesen, durch ihn erreicht, so hatten seine Vorkehrungen dagegen auch jeden Unfall abgewehrt, und durch Kraft und Nachdruck, die seinen kleinsten Handlungen innewohnten, auf die Truppen vortheilhaft gewirkt. Leopold hatte schriftlich bereits die Erlaubniß nachgesucht, sich für einige Zeit nach Dessau zu begeben, und erhielt dieselbe jetzt von dem Könige selbst, zugleich aber den Auftrag, abermals ein Beobachtungsheer in der Gegend von Magdeburg zusammenzuziehen, da sowohl Hannover, als besonders auch Sachsen neuerdings gegen Preußen eine bedrohende Haltung annahmen. Leopold verließ im April Schlesien, und begab sich nach Hause, nicht aber nach Dessau selbst, weil er den Ort, wo seine Gemahlin gestorben, in seiner Betrübniß nicht sehen mochte, sondern wählte zum Aufenthalt das Lustschloß Oranienbaum. Ungeachtet seiner geschwächten Gesundheit unterzog er sich theils hier, theils in Magdeburg, wohin er häufig reiste, allen kriegerischen Arbeiten. Die Truppen kamen alsbald bei Magdeburg zusammen, nahmen am 12. August ein Lager bei Gattersleben, dann am 26. bei Wiesigke, und nachdem eine Uebereinkunft mit Hannover, die am 26. August geschlossen worden, von dieser Seite Sicherheit gegeben, zog am 31. August die ganze Macht nach Dieskau bei Halle, gegen die sächsische Gränze, wo sie viele Wochen unbeweglich im Lager stehen blieb. Eine ansehnliche sächsische Truppenmacht stand zwischen Merseburg und Leipzig; doch enthielt man sich beiderseits hier noch der Feindseligkeiten. Friedrich indeß führte den Krieg in Böhmen mit neuem Glück und Ruhm; am 4. Juni hatte er die vereinigten Oesterreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg geschlagen, und am 30. September gewann er über die Oesterreicher den Sieg bei Sorr und Trautenau. Durch die Verstärkungen, welche der Prinz Dietrich von Anhalt-Dessau und später der General von Gesler aus Böhmen herbeiführten, stieg inzwischen das Heer Leopold's bis zu 28,000 Mann. Die nahe Friedenshoffnung allein hielt den Hauptschlag, zu welchem diese Truppenmacht gegen

Sachsen bestimmt war, gleichsam noch in der Schwebe. Die Uebereinkunft mit Hannover gewährleistete dem Könige den Besitz von Schlesien; auf dieser Grundlage schien, nach dem siegreichen Feldzuge in Böhmen, der Frieden, an welchem thätigst gearbeitet wurde, unzweifelhaft. Der Winter versprach wenigstens eine vorläufige Ruhe. Unter diesen Umständen wurde das Lager bei Dieskau den 15. Oktober wieder aufgehoben, und die Truppen kehrten in ihre verschiedenen Standorte heim. Leopold begab sich zuförderst nach Dessau, dann aber zum Könige nach Berlin, wo er am 7. November eintraf. Schon Tages darauf aber, an welchem die eroberten Fahnen von Hohenfriedberg und Sorr in der Kirche aufgehangen wurden, gingen dem Könige geheime Nachrichten ein, welche plötzlich den kaum erhellten Gesichtskreis wieder verdunkelten. Im Augenblicke des größten Anscheins zum Frieden betrieb der Hof von Dresden, durch den Minister Grafen von Brühl geleitet, gegen Preußen den verderbenvollsten Streich. Während Friedrich durch Verhandlungen eingewiegt schien, sollten die unter dem Prinzen von Lothringen in Böhmen noch vereinigten Oesterreicher und Sachsen durch die Lausitz plötzlich in Schlesien einfallen, indeß zugleich ein andres Heer, zusammengesetzt aus 10,000 Oesterreichern unter dem General Grafen von Grünne und 25,000 Sachsen unter dem General Grafen Rutowski, über Leipzig eben so unvermuthet und rasch gegen Magdeburg und Berlin vordränge. Der König von Preußen schien durch einen solchen doppelten Ueberfall in das Herz seiner Länder ohne Rettung verloren, man theilte sich bereits in die Eroberungen. Allein Friedrich's Wachsamkeit wußte das Verderben, welches ihm bereitet wurde, zuvorkommend auf seine Feinde zurückzuschleudern. Er theilte die empfangenen Nachrichten zuerst Leopolden mit, der ihnen aber allen Glauben versagte, und mit Eigensinn und Trotz alle Gründe verwarf, welche der König für ihre Richtigkeit anführte. Nicht minder ungläubig erwies sich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Podewils. Als der König Leopolden gesagt, daß er ihm den Oberbefehl des Heeres, welches bei Halle neuerdings versammelt werden solle, wieder übertrage,

konnte dieser zwar die Begierde, an der Spitze jener Truppen neuen Kriegsruhm zu ärnten, nicht verhehlen, aber ohne darum in der Hauptsache nachgiebiger zu werden. Der König mußte sein Ansehen gebrauchen, und ihm endlich mit aller Strenge befehlen, die nöthigen Anstalten zur schleunigsten Wiedererrichtung des kaum aufgehobenen Heereslagers bei Halle sogleich zu treffen. Friedrich's Plan war schnell gemacht. Leopold sollte von Westen her in Sachsen einbrechen, und den Truppen unter Grünne und Rutowski die Spitze bieten; er selbst wollte von Schlesien aus in die Lausitz einfallen, und dem Prinzen von Lothringen entgegengehen. Unbekümmert um die Erklärungen Rußlands, um die Gefahr selbst, in welche die Hauptstadt Berlin augenblicklich gerathen konnte, war Friedrich einzig bedacht, den Feind von beiden Flügeln her so schnell als möglich zu fassen, und mit äußerster Kraftanstrengung zu überwältigen; denn es galt hier zu siegen, oder alles zu verlieren. Leopold rieth anfangs dem Könige dringend ab, sein Heer in Schlesien selbst anzuführen, und nahm sich dabei solch anmaßliche Freiheiten heraus, daß der König die Eifersucht des alten Feldherrn zuletzt mit harten Worten niederhalten mußte, und ihm trocken sagte, er habe beschlossen, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, und wenn er, der Fürst von Dessau, einmal selbst ein Kriegsheer unterhielte, so würde ihm dann auch freistehen, über dessen Befehlführung zu verfügen. Nachdem die Sachen einmal solchen Beschluß genommen, wandte Leopold sich, zwar mißvergnügt, doch darum nicht minder eifrig, zur Erfüllung des Auftrages, der ihm zu Theil geworden. Mit außerordentlicher Schnelligkeit wurden die Truppen auf's neue bei Halle zusammengezogen, am 20. November begab sich Leopold selbst dahin, und konnte gegen Ende des Monats die vollständige Heeresmacht mustern. Der König hatte sich inzwischen zu dem Heere nach Schlesien begeben, und nach einigen verstellten Bewegungen am 23. November unvermuthet in der Lausitz den Feldzug durch ein siegreiches Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf eröffnet, infolge dessen die vereinigte Heeresmacht des Prinzen von Lothringen sich in großer Verwirrung wieder nach Böhmen zurückwandte.

Am 27. November empfing Leopold Nachricht von den glücklichen Fortschritten des Königs in der Lausitz, und zugleich den Befehl, nun auch seinerseits unverzüglich nach Sachsen vorzurücken. Er setzte alles dazu in Bereitschaft, indem er zugleich über sein wahres Vorhaben den Feind zu täuschen suchte. Um glauben zu machen, er beabsichtige nur die Gränze zu decken, und wolle deßhalb wiederum rückwärts das Lager bei Wiesigke beziehen, ritt er am 28., begleitet von vielen Generalen, die Wege besichtigen, welche dorthin führen, nahm Rücksprache wegen der Verpflegung, und bestimmte ausführlich den Aufbruch der Truppenzüge. Am 29. aber in aller Frühe und tiefster Stille brach das ganze Heer von Halle, aus dreien verschiedenen Thoren, in der Richtung von Leipzig auf. Einige vorauseilende Reiterei jagte die sächsischen Reiterschaaren des Generals Sibilski vor sich her, und die gesammte Truppenmacht, in angestrengtem Marsche nachfolgend, gelangte um 3 Uhr nachmittags vor das verschanzte Lager der Sachsen bei Leipzig. Leopold ersah auf der Stelle dessen Schwäche, und obwohl die Truppen sehr ermüdet waren, befahl er dennoch sogleich den Angriff. Der General von Bredow mit 8 Schwadronen Reiterei drang zuerst ein, ihm folgte ein Theil des Fußvolks unter den beiden Prinzen Dietrich und Moritz von Dessau. Die Preußen übernachteten, zum Theil innerhalb derselben Verschanzungen, an der Seite der Sachsen, welche fast ohne Widerstand wichen, und während der Nacht in der Richtung von Eilenburg völlig abzogen, wohin ihr Geschütz bereits vorausgegangen war. Am folgenden Tage besetzte Leopold nach kurzer Unterhandlung die Stadt Leipzig, und am Abend auch die Pleißenburg. Hierauf, am 1. Dezember, sandte er einen Theil der Reiterei gegen Eilenburg vor, und folgte am 3. mit allen Truppen dahin nach. Am 4. Dezember zog der Prinz Moritz an der Spitze von 400 Husaren vor Torgau, wo sich große Vorräthe, und in der Elbschanze etwa 100 Mann Besatzung befanden; am 5. wurde Torgau durch den General von Kalnein mit 4 preußischen Bataillons besetzt, und am 6. kam Leopold mit den übrigen Truppen dahin. Hier blieb er, mit sorgfältigen Verpflegsanstalten

beschäftigt, einstweilen stehen. Am 9. aber empfing er vom Könige den Befehl, so schleunig als möglich nach Meißen vorzugehen, wohin der König seinerseits von Bautzen her den General von Lehwaldt mit 10 Bataillons und 10 Schwadronen vordringen ließ, um Leopolden die Hand zu bieten, und sich der Elbbrücke von Meißen zu versichern, welche für die Verbindung zwischen beiden Heeren von größter Wichtigkeit war. Lehwaldt drang über Königsbrück bis eine Meile von Meißen vor, allein die Elbe ging stark mit Eis, und gerade auf dieser Seite fehlte ein Stück der Brücke, von Leopold aber, auf der andern Seite, war noch nichts zu sehen. Seine Langsamkeit setzte die Ungeduld des Königs auf eine harte Probe; er hatte in 9 Tagen nur 9 Meilen gemacht; schlechte Wege und Schwierigkeiten in Herbeischaffung der nöthigen Wagen und Lebensmittel mußten die Schuld tragen. Friedrich aber ließ diese Entschuldigung nicht gelten; in Halle war ein Magazin zu Leopold's Verfügung, ein anderes in Leipzig genommen gleichfalls, ein drittes in Torgau, das ganze Land überdies zu allen Leistungen seinem Gebot eröffnet; er hatte kaum noch einen Feind vor sich, denn die Oesterreicher unter Grünne, welche gerade auf Berlin hatten losgehen sollen, waren auf die Nachricht von den Unfällen des Prinzen von Lothringen, die sich mit jedem Tage mehrten, eiligst nach dieser Seite gezogen, und die Sachsen sammelte Rutowski erst bei Dresden, damit die ganze Heeresmacht der Verbündeten sich dort alsdann vereinigte. Die Langsamkeit Leopold's, sagt Friedrich der Große in der Geschichte seiner Zeit, war demnach lediglich seinem Widerspruchsgeist und seinem Alter zuzuschreiben; er hätte nicht ungern die rasche Unternehmung in der Lausitz für die glückliche Unbesonnenheit eines jungen Mannes gelten lassen; er gab sich ein Ansehen von Ueberlegung und Bedächtigkeit, welches verbunden mit seiner langjährigen Erfahrung, recht das Gegenstück zu dem Feuer sein sollte, mit welchem der König seine Kriegsbewegungen betrieb. Dieses Urtheil Friedrich's wird durch alles, was wir sonst schon wissen, nur zu sehr bestätigt. Leopold empfing von dem Könige ernste Vorwürfe wegen seines bisherigen Zauderns, und die strengsten

Befehle, jetzt rasch nach Meißen vorzurücken. Er setzte sich demzufolge am 11. mit seinen Truppen in Bewegung, und versprach am 12. in Meißen zu sein. Durch zwei Gewaltmärsche, die auch in besserer Jahreszeit noch sehr stark gewesen wären, erreichte er dieses Ziel zur bestimmten Zeit, und besetzte Stadt und Schloß, indem einige sächsische Grenadierbataillons unter dem General von Ahlenbeck sich eiligst weggezogen, ohne die Brücke völlig zu zerstören. Leopold ritt sogleich hinzu, und befahl die schleunigste Herstellung des abgebrochenen Theils. Die Truppen schickten sich unterdeß an, noch denselben Abend durch Meißen durchzuziehen, und jenseits der Stadt in der Ebene ausgerückt zu lagern. Der linke Flügel der Reiterei hatte hiebei einen Hohlweg zurückzulegen, der große Zögerung verursachte; nur Mann für Mann konnten die Reiter hindurch, indem eine lange Reihe von Wagen mit Mehl und Brot beladen, welche Leopold unnöthigerweise von Torgau mitschleppen ließ, eine Zeitlang die Stockung vermehrte. Die beiden Dragonerregimenter Röhl und Holstein, welche den Zug beschlossen, hatten bereits über 12 Stunden zu Pferde zugebracht, und waren bei der äußerst durchdringenden Kälte in Erwartung ihrer Reihe, die noch ziemlich entfernt schien, endlich abgesessen. Da brachen plötzlich aus einem dichten Walde zwei sächsische Reiterregimenter unter dem General Sibilski hervor, stürzten auf die Unvorbereiteten, warfen alles in Unordnung übereinander, und nahmen 180 Gefangene nebst 3 Standarten und 2 Paar Pauken mit fort; der General von Röhl, der in seinem Wagen folgte, und vergebens dem Unheil steuern wollte, verlor dabei das Leben. Friedrich der Große führt ausdrücklich dieses Ereigniß an, um zu zeigen, daß die große Langsamkeit und Vorsicht dennoch zu Zeiten das Nöthige verabsäumen konnte, der Wald nämlich, in welchem der Feind sich versteckt gehalten, war ungeachtet seiner Nähe nicht durchsucht worden. Am 13. Dezember endlich konnte der General von Lehwaldt mit seinen Truppen, unter welchen auch Leopold's Regiment war, über die hergestellte Brücke von Meißen auf das linke Elbufer herüberziehen; durch diese Verstärkung stieg Leopold's Heer bis auf 34,000 Mann,

und am 14. rückte er nun mit dieser Macht, von dem Könige unaufhörlich gespornt, der am nämlichen Tage in Königsbrück eintraf, bis Rohrsdorf vor, wo die Truppen, trotz der ungeheuren Kälte, die Nacht unter freiem Himmel lagerten. An demselben Tage kam auch der Prinz von Lothringen mit seinem Heere bei Dresden an, fand jedoch gleich über die weitläuftigen Quartiere zu klagen, welche die sächsische Behörde seinen Truppen angewiesen, warnte Rutowski'n wegen der Annäherung der Preußen und erbat sich schleunigste Meldung, im Fall ihr Angriff nöthig machte, daß er zu Hülfe käme. Rutowski jedoch antwortete, die Preußen würden ihn in seiner festen Stellung nimmermehr angreifen, und wenn sie es thäten, würde er ihnen, ohne den Beistand des Prinzen, gewachsen sein. Der König inzwischen rückte in der Nacht nach Meißen, und hielt mit seinen Truppen beide Elbufer besetzt, um für jedes Ereigniß vorbereitet zu sein. Leopold empfing wiederholte Befehle vorzugehen und anzugreifen.

In aller Frühe am 15. Dezember brach Leopold von Rohrsdorf in vier Truppenzügen auf, und nahm über Wilsdruf den geraden Weg nach Dresden. Sein Vortrab stieß bald auf die Reiter des Generals Sibilski, und jagte dieselben vor sich her bis gegen Kesselsdorf. Leopold folgte mit der Hauptmacht unmittelbar, und hatte gegen Mittag das feindliche Heer in Schlachtordnung vor Augen. Dieselbe erstreckte sich rechts von Kesselsdorf, wo der linke Flügel der Sachsen sich festgesetzt, auf günstigen Anhöhen hinter einer Schlucht, welche dicht vor Kesselsdorf anfangend sich tiefer und tiefer gegen die Elbe fortzog, bis zu der Höhe vor dem Dorfe Bennerich, welche dem rechten Flügel der Sachsen zum Anhalt diente; von hier bis zur Elbe selbst, durch die zunehmend vertiefte Schlucht nur stets noch besser gedeckt, standen die Oesterreicher, 10 Bataillons stark, unter dem General von Grünne. Die ganze unter dem Oberbefehle des Grafen Rutowski hier vereinigte Macht betrug über 35,000 Mann. Vor dieser festen Linie lag in der Tiefe das Dorf Zöllmen, besetzt von 1000 Mann Warasdinern; die ganze Stellung, durch aufgepflanztes Geschütz — man

zählte 54 schwere Kanonen und 44 Geschwindstücke — auf allen Punkten wohl vertheidigt, erschien fast unangreifbar. In Kesselsdorf selbst waren 7 Bataillons sächsischer und österreichischer Grenadiere und das schöne Regiment Rutowski hinter Zäunen und Hecken vortheilhaft aufgestellt, unter dem Schutze von 28 Stücken Geschütz, welche rechts und links die Zugänge bestrichen; links von Kesselsdorf, wo der Boden in Fläche überging, standen 12 Schwadronen Dragoner als Rückhalt, die übrige Reiterei war hinter der Schlachtordnung vertheilt. Sobald Leopold mit eignen Augen diese Stellung des Feindes überschaut hatte, war er sogleich entschlossen, und befahl ohne Verzug den Angriff. Er war der Vorwürfe überdrüssig, und wollte in einem Hauptschlage zeigen, was seine Tapferkeit und Kriegskunst werth sei. In seiner soldatischen Kraftsprache verhieß er, jetzt wolle er in Sachsen einen Gestank ausgehen lassen, den man viele Jahre zu riechen haben solle. Die Truppen erhielten Befehl in drei Treffen sich zur Schlacht zu ordnen. Dies mußte längs der feindlichen Stellung von deren linkem Flügel her im wirksamsten Geschützfeuer geschehen, und wurde unter Kriegsmusik, die den Dessauer Marsch spielte, mit strengster Ordnung und ruhigster Fassung ausgeführt. Um 2 Uhr Nachmittags erst war der Aufmarsch vollendet, und an dem kurzen Wintertage keine Zeit mehr zu verlieren. Leopold hatte sogleich erkannt, daß Kesselsdorf der Schlüssel der ganzen Stellung und dessen Besitz für den Ausgang des Tages entscheidend sei; dahin richtete er demnach unverzüglich den vollen Angriff seines rechten Flügels. Indem die ganze Linie der Preußen mächtigst anrückte, setzte Leopold sich an die Spitze dreier Grenadierbataillons unterstützt von dreien Bataillons seines Regiments, richtete laut gen Himmel das Gebet: „Lieber Gott, steh mir heute gnädig bei, oder, willst du mir diesmal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern sieh wie's kommt!“ rief dann mit gezogenem Degen: „In Gottes Namen! Marsch!“ und führte den Angriff geradezu gegen die Spitze von Kesselsdorf. Unter dem General von Herzberg rückten die tapfern Grenadiere, mit entblößter Brust und scharfgeschultertem

Gewehr, bergan auf ungünstigem Boden, ohne einen Schuß zu thun, todverachtend gegen die Mündung der Kanonen vor. Furchtbares Kartätschenfeuer schlug verwüstend in ihre Reihen, nicht minder verderblich das Gewehrfeuer der feindlichen Grenadiere. Zu gleicher Zeit mußten der General von Lehwaldt mit Fußvolk, und der General von Gesler mit 3 Regimentern Reiterei gegen die linke Seite von Kesselsdorf vordringen, so daß der ganze Angriff einen Haken bildete. Mit größter Entschlossenheit, unter dem grimmen Zurufe Leopold's, erstiegen jene Bataillons die Höhe, und trachteten in das Dorf einzudringen, schon hatten sie 5 sächsische Kanonen, die vor dem Dorfe standen, stürmend genommen; aber der Hagel von Kugeln, der ihnen entgegen schlug, nahm ganze Reihen hinweg, der General von Herzberg fiel tödtlich getroffen, mit ihm eine Menge der besten Offiziere, und die zertrümmerten Schaaren wichen zurück; auf's neue führte sie Leopold zürnend gegen die Batterieen vor; reichlich färbte den Boden das Blut der Preußen, welches der Frost in Eis verwandelte, daß noch 14 Tage nachher gefrorene Pfützen davon zu sehen waren; breite Oeffnungen in den Reihen zeigten erschreckend den mit jedem Augenblick furchtbar zunehmenden Verlust. Unaufhörlich schmetterte das feindliche Geschütz, dem das tapferste Fußvolk nutzlos zum Opfer fiel; das preußische Geschütz war theils noch zurück, theils wegen des ungünstigen Bodens nicht zu gebrauchen. Dem Feinde seinen Vortheil zu rauben, und Muth und Kräfte zu neuem Angriffe zu sammeln, zog Leopold seine Leute etwas rechtshin zurück. Dieses Zurückgehen geschah nicht in bester Ordnung; die Sachsen und Oesterreicher, den Sieg entschieden glaubend, vergaßen Rutowski's strengen Befehl, ihre angewiesene Stellung in keinem Falle zu verlassen, und stürzten, um die fliehenden Preußen zu verfolgen, Victoria rufend aus dem Dorfe hervor. Die österreichischen Grenadiere fingen an die Gefallenen zu plündern; das Regiment Rutowski kam vor die eignen Batterieen, und machte dadurch deren Feuer schweigen. Diesen Augenblick hatte Leopold erwartet, und benutzte ihn mit rascher Entschlossenheit. Als Rückhalt seiner 6 Bataillons war das Dragonerregiment Bonin auf-

gestellt; schleunig befahl er dem Obersten von Lüderitz, der dasselbe befehligte, in die getrennten Reihen des Feindes einzubrechen, und augenblicklich folgte die Ausführung. Dem Ungestüm des plötzlichen Reiterangriffs widerstand das überraschte Fußvolk nicht, die meisten wurden niedergehauen oder gefangen, die übrigen flohen verwirrt zurück. Mit dem gesammten Fußvolke des preußischen rechten Flügels stürmte Leopold hinterher, und drang nun von allen Seiten ungestüm in das Dorf ein, dessen er sich bemächtigte, ehe der Feind wieder zur Fassung kam; die Kanoniere wurden niedergemacht, das sämmtliche Geschütz erobert; der General von Lehwaldt ließ die noch übrigen Truppen, welche Kesselsdorf vertheidigten, nach kurzem Gefecht das Gewehr strecken. Noch war der Sieg indeß nur unvollkommen. Leopold verlor keinen Augenblick. Er ließ den General von Gesler mit der Reiterei des rechten Flügels das Dorf in der linken Seite, gegen welche derselbe von Anfang seine Richtung gehabt, vollends umgehen, und über die 12 Schwadronen sächsischer Dragoner herfallen, welche hier als Rückhalt aufgestellt waren; sie wurden im ersten Anlaufe so heftig geworfen, daß sie nicht wieder, trotz aller Bemühung, konnten zum Stehen kommen. Unaufhaltsam drang jetzt der ganze preußische rechte Flügel aufrollend die Stellung der Sachsen hinab, warf alles über den Haufen, was Widerstand leisten wollte, und trieb ganze Schaaren Flüchtiger vor sich her. Inzwischen hatte der preußische linke Flügel, unter dem Befehle des Prinzen Moritz von Dessau, mit dem Feinde über die Schlucht hinüber, welche zwischen beiden Schlachtordnungen trennend hinlief, ein heftiges Kanonenfeuer gewechselt, da die unwegsame Schwierigkeit des Bodens jede weitere Unternehmung versagte. Als jedoch der Sieg auf dem rechten Flügel sich so glänzend entschied, wollte das Fußvolk des linken nicht mehr zurückbleiben. Unter dem fürchterlichen Kugelregen des feindlichen Geschützes warfen sich zwei Regimenter, mit dem Gewehr zwischen den Beinen die jähen Wände der Schlucht hinabrutschend, in die Thaltiefe, nahmen das Dorf Zöllmen, und stiegen auf der andern Seite, trotz Morast, Schnee und Gestein, den steilen Boden wieder hinan. Oben auf

dem Rande angelangt, suchten sie schnell ihre gebrochenen Reihen herzustellen, und stürmten zu 30 bis 60 Mann, wie sie eben ankamen, gegen das feindliche Fußvolk, welches, verwirrt und erschrocken über diesen unerwarteten Anblick, schon zu weichen begann. Zwei sächsische Reiterregimenter aber stürzten in vollem Rennen auf die noch ungeordneten preußischen Haufen an, deren Vernichtung in diesem Zustand unvermeidlich schien; doch schnell, in Folge der bewunderns-würdigsten Zucht und Uebung, waren die Preußen geschlossen und schußfertig, ließen die feindliche Reiterei dicht heran, und gaben ihr dann ein so wohlgeführtes Feuer, daß alles in schleunigste Flucht umkehrte. Von allen Seiten drangen nun die Preußen siegreich vor, ihr Gewehrfeuer that die entsetzlichste Wirkung; kein sächsisches Viereck hielt. Die gesammte sächsische Reiterei, etwa 50 Schwadronen, sollte sich entgegenwerfen, allein nichts war vermögend, nicht das Zureden der Generale, nicht das Beispiel des Herzogs von Weißenfels, der sich selbst an die Spitze stellte, diese Reiterei mit dem Degen in der Faust zum Einhauen zu bringen; das Feuer einiger preußischen Batterieen, welche nach unsäglicher Mühsal endlich bergan vorrückten, zersprengte sie vollends; in schrecklichster Unordnung wurde die Flucht allgemein. Der schnelle Einbruch der Nacht hemmte die Verfolgung, zu welcher auch unter den Generalen von Wreech und von Rochow die Reiterei des preußischen linken Flügels, die wegen der Hindernisse des Erdreichs bisher unthätig geblieben, noch zuletzt herangekommen war. Der Sieg war vollständig, die Preußen übernachteten auf dem Wahlplatze, Leopold im Dorfe Bennerich, sein Regiment in den rauchenden Trümmern von Kesselsdorf. Die Sachsen hatten 3000 Todte verloren, und 7000 Verwundete, die größtentheils gefangen wurden, ferner 5 Fahnen und 3 Standarten, 1 Paar Pauken und 48 Kanonen. Der Verlust der Oesterreicher war am wenigsten beträchtlich, die Nacht begünstigte ihren Rückzug, ehe der Angriff sie ganz erreicht hatte. Der preußische Verlust wurde zu 1600 Todten und 3400 Verwundeten angegeben, nach sächsischen Berichten aber betrug er weit über das Doppelte, und in der That dürfte jene Angabe zu gering sein. Leo-

pold's Regiment hatte verhältnißmäßig am meisten eingebüßt, er selbst hatte bei dem Sturm auf Kesselsdorf drei Kugeln durch den Rock bekommen. Seine Anordnungen zur Schlacht, die Unerschrockenheit des Angriffs und die rasche Umsicht und Entschlossenheit, mit welchen er inmitten des Kampfes die Bewegungen gelenkt, zeigten den erfahrenen Meister seines Faches, den vollendeten Kriegshelden. Aufrichtig bekannte er indeß, der General von Gesler habe durch seine Reiterangriffe den größten Theil an dem ruhmvollen Tagewerke. Leopold hätte Kesselsdorf allerdings gleich von Anfang mehr umgehen, und mit minderem Verluste den Feind in Seite und Rücken angreifen können, allein es war dazu keine Zeit mehr übrig, der Tag war beinahe vergangen, und Leopold fürchtete nur immer, mit dessen noch wenigen Stunden die Gelegenheit zur Schlacht und zum Siege enteilen zu sehen.

Während Leopold die Schlacht von Kesselsdorf lieferte, harrte in Meißen voll peinlichster Ungewißheit der König auf Nachrichten. Man sah den Himmel feurig, man hörte den Kanonendonner. Friedrich ließ die Reiterei satteln, das Fußvolk in's Gewehr treten. Er schickte Streifpartheien aus, um zu erkunden, was vorginge, er ritt selbst mit einer Schaar Husaren weit auf der Straße von Dresden vor, mußte aber bald, wegen einbrechender Dunkelheit, nach Meißen zurückkehren. In der Nacht brachte ihm ein Offizier von Leopold die Siegesnachricht. Am folgenden Tage, den 16. Dezember, rückte der König nun eiligst zu Leopold heran, und hierauf die vereinigte Heeresmacht auf beiden Ufern der Elbe gegen Dresden vor. Noch 4500 Gefangene und zahlreiches Geschütz fiel auf dem Wege dahin dem Sieger in die Hände. Am 17. beritt der König mit Leopold das Schlachtfeld, erstaunte über die bezwungenen Schwierigkeiten, und bedauerte zwar den Tod so vieler tapfern Krieger, doch pries er laut Leopold's herrliche Waffenthat, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, verzieh ihm sein früheres Säumen, und unterließ nichts, was dem Ruhme des alten Feldherrn schmeicheln konnte. Jedem Stabsoffiziere des siegreichen Heeres ließ er 500 Thaler als Geschenk reichen, Leopolden selbst aber eine Summe von 50,000 Thalern. Noch viele andere Belohnungen und

zahlreiche Beförderungen fanden Statt. Am 18. erfolgte der Einzug in Dresden, dessen Einwohner schaarenweise aus den Thoren geströmt waren, um das Schlachtfeld und die Preußen zu sehen. Der Hof war schon früher nach Prag geflüchtet; die österreichische Truppenmacht des Prinzen Karl von Lothringen befand sich zwar ganz in der Nähe, nahm aber mit den Ueberresten von Rutowski's Truppen den Rückzug in's Gebirge nach der böhmischen Gränze. Die Schlacht von Kesselsdorf entschied schnell den ganzen Krieg; der Plan der Verbündeten gegen Preußen war vernichtet, und der Frieden, an welchem schon lange gearbeitet worden, wurde schon nach zehn Tagen, auf die Grundlage der hannöverschen Uebereinkunft, am 25. Dezember 1745 zu Dresden glücklich abgeschlossen. Die preußischen Truppen räumten Sachsen, der König kehrte nach Berlin und Leopold nach Dessau zurück, wo er noch vor Ende des Dezembers eintraf.

An dem Schlusse seiner Laufbahn, wo sonst dem Greise sogar Besitz und Werth frühgewonnenen Verdienstes schwankend und unsicher zu werden pflegen, sah Leopold durch die herrlichste Kriegsthat sich mit neuem höchsten Gewinn des unbestrittensten Ruhmes gekrönt; die Schlacht von Kesselsdorf drückte sich als ein Siegel auf alle seine früheren Heldenthaten, und beurkundete zugleich seine Würdigkeit, als untergehendes Gestirn neben dem aufgehenden des Königlichen Feldherrn noch zuletzt emporzustrahlen! Ungeachtet aber seines so frisch bethätigten Verdienstes, und der gerechten Anerkennung, welche ihm von dem Könige zu Theil wurde, mußte zwischen so verschiedenen Karakteren und Stellungen viel Mißhelliges unausgeglichen bleiben. Leopold spannte die Saiten nur um so höher, der König wollte dies nur um so weniger gelten lassen. Doch Friedrich der Große rief auch solche übellaunige Verhältnisse nach seiner Geistesart gern in das heitere Gebiet des Scherzes zurück. Leopold war seinerseits dem kleinen Kriege des Umgangs nicht abgeneigt, und durch sein ganzes Wesen zum Urheber und Gegenstande neckender Angriffe gleich geeignet. Er hieß, wie er wußte, nicht bei den Soldaten allein der alte Schnurrbart; auch der König und die Prinzen nannten ihn mit diesem und andern

Spottnamen, wie z. B. der alte Fuhrmann, weil sie behaupteten, daß er die Manieren und das Ansehen eines solchen, mehr als eines Feldmarschalls, habe. Der Ausdruck solcher Neckereien überraschte nicht selten an ungewöhnlicher Stelle. So schenkte z. B. der König als ein schmeichelhaftes Andenken der gewonnenen Schlacht Leopolden einen genauen Plan derselben, so schön gezeichnet als prächtig verziert; als Schildhalter des Titels aber war in der Ecke ein alter Kater mit einem ungeheuern Barte angebracht; ein Scherz, der in seiner Anspielung hinreichende Deutlichkeit, im Grunde jedoch, nach beiderseitiger Sinnesart, keine sonderliche Ungebühr hatte. Doch nicht immer blieb der unzuverläugnende Widerstreit in solchen Schranken. Der König nährte vielfache Unzufriedenheit, in deren Stimmung frühere Eindrücke leicht wiedererwachen konnten, woraus vielleicht das härtere Urtheil zu erklären ist, welches er zuletzt über Leopold gefällt und in seinen Schriften hinterlassen hat. Das beste Vernehmen, welches sich äußerlich erhielt, konnte den tieferen Zwiespalt, der innerlich gegeben war, nicht ganz verhüllen, und es ergab sich gleichsam von selbst, und ohne bemerkliche Absicht, daß Leopold sich fernerhin mehr in Dessau, als in Berlin, aufhielt. Auch fand er dorten genugsame Beschäftigung. Die Waffenübungen seines Regiments in Halle kehrten nach dem Frieden, wie ehemals, zu ihrem gewohnten regelmäßigen Verlaufe zurück; sogar war Versäumtes nachzuholen, außer Acht Gelassenes einzuschärfen; durch so viel glänzende Kriegsergebnisse wurde die Zucht und Uebung, welche solch herrliche Früchte getragen, nur in desto höheren Werth gestellt. Fast mehr noch, als die Truppen, nahmen Leopold's Aufmerksamkeit jetzt seine Wirthschaftssachen in Anspruch. Durch den Tod der Fürstin, seiner Gemahlin, war in der Verwaltung seiner Angelegenheiten eine große Lücke fühlbar geworden; unverdrossen wandte er seine Thätigkeit auf diese Gegenstände, und arbeitete in seinem hohen Alter, wie ehemals, eifrig an Vermehrung seiner Güter und Einkünfte. Trefflich unterstützte ihn hiebei die Gewandtheit und Einsicht eines jungen Mannes, dessen mit einigen Worten hier gedacht werden muß. Franz von Brenkenhof war

in früher Jugend als Page zu Leopold nach Dessau gekommen; dieser urtheilte scharfsichtig von ihm, daß nach seinen außerordentlichen Anlagen er ein großer brauchbarer Mann, oder ein ausgemachter Bösewicht werden würde; um ihn zu dem ersteren zu machen, schlug er einen eignen Weg ein: Allen gelehrten Unterricht in Wissenschaften und Sprachen, ohne welchen er selbst sein Lebelang sich gut beholfen, tief verachtend, wandte er seine ganze Erziehung auf praktische Entwickelung; aber auch hierin nahm er einen besonderen Gang. In den ersten Jahren hatte Brenkenhof die stärksten Prüfungen der strengsten Eingezogenheit und des thätigsten Gehorsams zu bestehen. Tag und Nacht mußte er in Leopold's Vorzimmer sein, jedes Auftrags in jeder Art gewärtig, zu jedem Dienste bereit. Keinen andern Umgang durfte er haben, als mit seinem Herrn, in dessen Willen sein eigner sich ganz verlieren mußte. Als er mehr herangewachsen war, und genug geprüft und abgehärtet schien, gab ihm Leopold mehrere Freiheit, faßte bald ein unbedingtes Zutrauen zu ihm, und übergab ihm seine wichtigsten Geschäfte, sowohl in Finanzsachen als in Kriegsangelegenheiten. Nichts geschah im ganzen Fürstenthume, wobei nicht Brenkenhof als erklärter Vertrauter des Fürsten durch Rath und That mitgewirkt hätte; seine Berichte fanden stets Glauben, sein Urtheil gab meist Entscheidung. Der Page hatte nicht nur das Ansehen, sondern auch die Arbeit eines Ministers; daß er dieser mißlichen Stellung neben der höchsten Zufriedenheit seines Herrn auch den Ruf der seltensten Rechtschaffenheit und die allgemeine Liebe des Volks erwarb, rechtfertigte die Menschenkenntniß, mit welcher Leopold hier scharfblickend gewählt hatte. Als der schlesische Krieg ausgebrochen, mußte Brenkenhof in Pagenuniform den Dienst eines Generaladjutanten versehen, und zeigte sich im Kriegswesen nicht minder brauchbar, als in Verwaltungssachen. Oft mußte er mit einigen Husaren den Feind erkunden, und seine Berichte waren stets die zuverlässigsten. Er wünschte Offizier zu werden, allein Leopold meinte, wenn jener dem Feinde in die Hände fiele, wie bei den vielen gefahrvollen Aufträgen leicht möglich, würde er als Offizier kriegsgefangen bleiben, als Page da-

gegen gleich freigegeben werden, und behielt ihn demnach als Pagen. Einst fiel der nun schon zwanzigjährige Jüngling wegen seiner Größe dem König in die Augen, der Leopolden fragte, warum derselbe noch nicht Offizier sei? Dieser antwortete durch eine Ausflucht, sandte aber seinen Pagen augenblicklich nach Dessau zurück, damit dergleichen nicht wieder vorkäme. Durch des Jünglings eignes Bitten überwunden, machte er ihn endlich bei Errichtung eines neuen Regiments zum Premierlieutenant, aber bald empfand er Reue, und schon nach vierundzwanzig Stunden ließ er ihn vom Regimente zurückholen, und wiederum Page sein. Dies blieb Brenkenhof bis zum fünfundzwanzigsten Jahre, da er plötzlich im Jahre 1745 vom Pagen zum Oberstallmeister befördert wurde, und nun auch dem Range nach in die höheren Verhältnisse trat, die dem Wesen nach schon längst die seinigen waren. Brenkenhof wurde später Theilhaber an den Lieferungen, welche Schimmelmann für das preußische Heer übernommen hatte, und gewann dabei ansehnlich. Dann trat er als Geheimer Oberfinanzrath in preußische Dienste, wo seine rastlose Thätigkeit und sein gesegneter Eifer in tausend gemeinnützigen Anstalten und Schöpfungen rühmlichst kund geworden sind, und ihm noch jetzt verdienen, zu Ehren Leopold's als dessen Zögling hier genannt zu werden.

Im April des Jahres 1746 verwahrte Leopold durch eine dem Reichstage zu Regensburg eingereichte Schrift sein Recht als erster Reichsfeldmarschall, weil er vernommen, daß der Prinz Karl von Lothringen bei seiner Bewerbung um die Reichsfeldmarschallswürde die erste Stelle nachsuchte, und ihm jenen durch das Dienstalter bestimmten Rang dadurch zu beeinträchtigen drohte. Der Reichstag behielt Leopolden seine Gerechtsame vor, und damit war endlich abgethan, was diesem von jener so bedingten Ehrenstelle, deren seltne Wirksamkeit kaum irgend als eine erfreuliche zu hoffen war, Befriedigendes zu Theil werden sollte. Unter gewohnten Beschäftigungen verging das genannte Jahr. Leopold genoß einer festen Gesundheit, und weder Alter noch Kriegsmühen schienen seinen Geist und seine Rüstigkeit geschwächt zu haben. Im Januar 1747 reiste er wieder nach Berlin, um dem

Könige seine Aufwartung zu machen, mit welchem, wie mit dem ganzen Königlichen Hause, sich ein leidlich gutes Vernehmen darstellte. Nach seiner Rückkunft in Dessau beschäftigte er sich mit einer dritten Abfassung seines Testaments, welches er darauf, wie schon früher, bei dem Magistrate der Stadt Leipzig in Verwahrung gab. Noch immer versprach seine Gesundheit gute Dauer. Am 7. April aber befiel ihn unmittelbar nach der Mittagstafel ein heftiger Schlagfluß, der ihm plötzlich den Gebrauch aller Sinne nahm. Aus diesem schmerzlosen Unbewußtsein erwachte er nicht mehr, sondern verschied früh am 9. April 1747 im einundsiebzigsten Jahre seines Alters. Sein Leichenbegängniß wurde am 25. Juli ohne sonstige Pracht, aber mit kriegerischer Feierlichkeit gehalten, wie er sie zum Theil selbst verordnet hatte. In einem Sarge von Zinn, an welchem in halber Mannesgröße Grenadiere, die denselben zu tragen scheinen, als Verzierung angebracht worden, wurde der Körper in einer Kapelle ausgestellt, und das Regiment des Verstorbenen, von Halle herbeigerufen, mußte vorüberziehen, damit jeder Soldat noch einmal seinen gewesenen Feldherrn sehen möchte. Unter dreimaliger Abfeuerung von 12 Kanonen, die von Magdeburg gekommen, und dreimaligem Gewehrfeuer des Regiments erfolgte dann die Beisetzung. Eine Leichenrede hatte er verboten.

Ueber Leopold schrieb am 12. April, wenige Tage nach dessen Tode, der Prinz August Wilhelm von Preußen, ältester Bruder Friedrich's des Großen, in einem vertraulichen Briefe an den General von Fouqué, den ehemaligen Pagen und Zögling des Verstorbenen: — „La mort du vieux roulier a été si inopinée, qu'il n'a pas eu le temps de proférer le moindre signe, lorsqu'il se sentait mourir. Je crois que tout militaire doit le plaindre, ayant été dans cet art un grand homme. Si l'humanité avait accompagné sa valeur et son esprit, il aurait été parfait. Mais le destin n'accorde pas aux hommes la réunion de toutes les vertus; heureux, si le vice ne l'emporte point sur les bonnes qualités. Je ne trouve pas à ma portée de juger en ce cas le défunt, et je me contente de le

plaindre militairement." — Noch entschiedener urtheilt über Leopold in demselben Sinne Friedrich der Große in den „Mémoires de Brandebourg: „Le prince d'Anhalt était un homme d'un caractère violent et entier; vif, mais sage dans ses entreprises, qui avec la valeur d'un héros avait l'expérience des plus belles campagnes du prince Eugène Ses mœurs étaient féroces, son ambition démesurée; savant dans l'art des siéges, heureux guerrier, mauvais citoyen, et capable de toutes les entreprises des Marius et des Sylla, si la fortune avait favorisé son ambition de même que celle de ces Romains." Und an einer späteren Stelle: „Au-desus de tous les autres généraux, s'élevait le prince d'Anhalt; il avait par devers lui les actions les plus brillantes, et la confiance générale des troupes; ce fut lui qui sauva l'armée de Styrum à Hoechstedt, par une belle retraite; ce fut lui qui contribua beaucoup au gain de la seconde bataille de Hoechstedt si funeste aux Français, et ce fut lui que le prince Eugène reconnût comme l'auteur principal de la victoire de Turin. Ce prince joignit beaucoup de prudence à une rare valeur; mais avec beaucoup de grandes qualités il n'en avait guères de bonnes." — Die Schilderung, welche die Markgräfin von Baireuth von Leopold entwirft, stimmt mit den obigen im Allgemeinen überein; merkwürdig aber ist von dieser Prinzessin, die seine Gönnerin nicht war, der Zusatz: „Son esprit est cultivé et très-agréable dans la conversation quand il le veut." Auch Pöllnitz giebt, gleich den Vorhergenannten in seinen Denkwürdigkeiten Leopolden dasselbe Lob, denselben Tadel. Was Berenhorst über ihn sagt, theilt sich auf gleiche Art nach beiden Seiten. In der langen Reihe seines thatvollen Lebens konnte noch während desselben das Urtheil der Zeitgenossen über ihn sich ziemlich feststellen, und die Folgezeit findet über seinen Karakter schwerlich neue Aufschlüsse zu ertheilen. Sein Heldenmuth und seine Kriegstüchtigkeit stehen unbestritten in erster Linie; seine soldatische Persönlichkeit schritt durch die Welt als eine Gestalt, deren Erscheinung die ungebundene Kraft und Naivetät einer weit entlegenen Vorzeit mit den beschränkenden

Anforderungen eines modern pedantischen Zeitalters zu verbinden hatte. In der That erschien er den Truppen als ein Wesen höherer Art; den untergeordneten Zeugen des entflammten Eifers und eisernen Trotzes, mit welchen er in Kampf und Gefahr stürzte, mochte es nicht zu verargen sein, wenn sie den unerschrockenen Feldherrn, der in 22 Schlachten und 27 Belagerungen nur Einmal durch einen Streifschuß verwundet worden, für kugelfest und mit Zaubermächten im Bunde hielten. —

Von Leopold's Person ergiebt sich aus gleichzeitigen Nachrichten folgende Darstellung: „Seine Leibesgestalt ist über die gewöhnliche Größe, ansehnlich und wohlgebildet. Der Ausdruck seines Gesichts hat etwas Glückliches und Nachdenkliches, zugleich aber auch Furchtbares, dem man gern ausweichen mag. Aus seinen Augen leuchtet ein Feuer, das ihn gleich zu erkennen giebt. Obgleich die Hagerkeit seines Gesichts von seinem Alter zeuget, so benimmt sie ihm doch nichts von seiner natürlichen Lebhaftigkeit, die Schwärze desselben rührt theils vom Pulverdampfe, theils von rauher Luft und brennender Sonnenhitze her, denen er von Jugend auf beinahe täglich ausgesetzt gewesen. Seine Stimme ist durch häufiges Befehlführen bei den Truppenübungen zu einer durchdringenden Kräftigkeit ausgebildet; wenn er aber in Zorn geräth, so sind seine Worte einem Donner gleich, und alles um ihn her hat zu erzittern, obwohl er sich mit den Jahren mehr als in der Jugend zu mäßigen gelernt. Seine schwarzen Haare trägt er in einen Bandzopf eingebunden, welchen Putz er für einen Soldaten, der viel in Bewegung sein muß, besonders angemessen hält. Ein schwarzer Zwickelbart, und lange, zwanglos herabhängende Seitenhaare erhöhen die Scheu, welche sein Anblick einflößt. In seiner Kleidung hält er sich gering, und findet ein Belieben daran, durchgehends nicht besser einherzugehen, als ein gemeiner Soldat von seinem Regimente; gewöhnlich trägt er mit seinem blautuchenen Rocke graue Beinkleider von grober Leinwand, nebst dergleichen Weste, wobei die Brust meist offen ist. Auch seine Diener hält er sehr einfach, und sein Geräthe, wie seine Gewöhnung in Kost und Lager, ist alles von der Art eines

Mannes, dem Mangel und Ueberfluß, Hitze und Kälte, Anstrengung und Muße wenig Unterschied macht. Von aller Hoffahrt und gezwungenem Wesen, darinnen sonst große Herren zu leben pflegen, ist er ein abgesagter Feind, und verkehrt mit seiner Gemahlin und Kindern auf die unbefangenste Weise, deßgleichen mit andern Fürsten und Herren, denen er wohl gar, besonders wenn sie nicht Soldaten sind, mit beleidigender Geringschätzung begegnet. Mit den Leuten aus dem Volk aber, und besonders mit den Soldaten, wenn sie nicht im Dienste sind, bezeigt er sich freundlich und zutraulich, wie er sich denn auch ihren Scherz oft gar wohl gefallen läßt. Er ist ein eifriger und beständiger Freund, treu in Erfüllung seines Wortes, das er jedoch nicht leichtsinnig zu geben pflegt: dagegen unversöhnlich als Feind gegen diejenigen, von welchen er glaubt, daß sie ihm widerstreben, oder ihn hintergangen haben. An Strenge in der Kriegszucht wird ihm schwerlich jemand beikommen; er will, daß ihm schlechterdings gehorsamet werde, sowohl von den Soldaten, als von seinen Unterthanen, daher von letzteren, welchen er Besitz und Einkünfte zum Besten seiner Finanzen oft drückend ringerte, mit bittrem Scherze gesagt wird, sie seien zwar arm an Gütern, doch desto reicher an Gehorsam."

Seine Eigenschaften sind alle innerhalb der einmal gegebenen Aeußerungsweise zu erfassen. Wie das Schmachvollste und Beleidigendste zuweilen auch in den höflichsten Redensarten Platz finden mag, so kann auch in den rohesten sich ein edler und liebevoller Gehalt verbergen. Zärtliches Gefühl und wahres Wohlwollen, wenn sie in Leopold's Herzen aufstiegen, fanden bei ihm keinen anderen Ausdruck, als den seiner täglichen, soldatischen Kernsprache. Als ein Beispiel solcher Art, wo unter schnöder Rauhigkeit ächt Menschliches hervorbricht, mag noch folgender Zug hier stehen. Auf seinen Feldzügen forderte Leopold einst in Ronnitz, einem Dorf in Schlesien, wohin er gerathen war, einen Wegweiser, und erhielt, vermuthlich als den kundigsten Mann des Ortes, den Sauhirten. Der Fürst hieß ihn zu sich in den Karren steigen, wie er seine Kalesche nannte. Dem Gewaltigen zur Seite fühlte sich der arme Kerl nicht wenig beklemmt, und

wagte nicht die Füße in den Wagen zu ziehen. Eine Weile sah der Dessauer der Sache zu, dann aber schnauzte er den Gefährten an: „Saukerl, streck die Pfoten herein, wie sich ziemt; denkst du, daß die meinigen von Marzepan sind?" In gleicher Weise gab sich seine Religiosität zu erkennen. Er gehörte zur reformirten Kirche. Was aber im Einzelnen zu glauben sei, ließ er wohl dahingestellt, und fand sich ohne genaue Rechnung lieber im Ganzen ab, indem er eines allgemeinen guten Vernehmens mit dem höchsten Wesen nicht zu ermangeln meinte. Sein oben angeführtes Gebet bei der Krankheit seiner Tochter in Bernburg ist in diesem Bezuge höchst bezeichnend. Unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten war im preußischen Heere der Besuch der Kirche und die Haltung von Gebeten ein Theil der Dienstordnung, und Leopold duldete in diesem Dienste, wie in jedem andern, keine Lässigkeit. Als unter Friedrich dem Großen diese Richtung im Heere dennoch merklich nachließ, war er damit unzufrieden, und pflegte zu sagen: „Ein Soldat ohne Gottesfurcht ist nur ein Maths!" Sein besonderes Wohlgefallen an dem Liede Luther's „Eine feste Burg ist unser Gott" auszusprechen, gab es für ihn kein kräftigeres Wort, als daß er jenes Lied „unsres Herrgotts Dragonermarsch" nannte. Er hat, wie schon erwähnt, mehrere Kirchen erbaut. Predigten besuchte er öfters, und fand dabei nach seiner Weise dann zu loben und zu tadeln. In den letzten Jahren seines Lebens ließ er zu Dessau in einem Zimmer des Schlosses für sich und seine Familie regelmäßig alle Sonntage predigen. Seine Gewaltsamkeit, die bis zur Unmenschlichkeit steigen konnte, war in seinem Karakter derjenige Zug, welcher alles andre Schlimme zumeist hervorhob. Die Vorstellung der Selbsthülfe war seiner Seele tief eingewurzelt. Die Zustände des Krieges, wo die kämpfende Gewalt das Recht bald entscheiden, bald unterstützen muß, übertrug er allzuleicht auf Verhältnisse des Friedens, in welchen das Recht andre Wege und Hülfsmittel zu nehmen hat. Seine Leidenschaft ging so weit, daß er in einem Streite mit dem Fürsten von Anhalt-Bernburg sein preußisches Regiment auf den Grund und Boden des Feindes führte, und daselbst alles niedertreten

und verwüsten ließ; der höchstgekränkte Fürst eilte persönlich herbei, aber vermochte kaum, nach dem heftigsten Auftritte, die Abstellung des Frevels zu erlangen. Gegen Gleiche hätten die Fehden des Mittelalters der Gemüthsart Leopold's wohl entsprochen, gegen Untergebene that es noch die schonungslose Sitte seiner eignen Zeit. Daß Leopold kein Freund von Wissenschaften und Künsten gewesen, ist aus allem bisher Angeführten genugsam zu erachten; daß er sie gehaßt, wäre zu viel gesagt, er nahm gar nicht so viel Kunde von ihnen, als dazu erfordert gewesen wäre. Die Tonkunst allein, bei Jagd und Krieg unverkennbar ein Reiz- und Prachtmittel, fand in sofern etwas Gnade, die jedoch nicht die geringste Kenntniß mit sich führte. Einer einzigen Melodie war er mächtig geworden, der des Dessauer Marsches; nach ihr sang er in der Kirche all und jede geistliche Lieder, zum Staunen und Wunder der Anwesenden. Einst hörte er dem Spiele seiner Regimentsmusik mit vielem Vergnügen zu; plötzlich sieht er, daß zwei Waldhornisten aufhören zu blasen; mit funkelnden Augen tritt er vor sie hin: „Kanaillen, warum blast ihr nicht?" fragt er heftig. „Ew. Durchlaucht", antwortet der Beherztere, „wir pausiren jetzt." Diese Frechheit ist ihm zu arg: „Warte, Kanaille", ruft er, „ich will dich im Dienste pausiren lehren!" Und Stockschläge treiben die vermeinten Saumseligen eiligst wieder zur Arbeit an. Merkwürdig war bei Leopold's Art und Weise seine entschiedene Lust am Schreiben. Er schrieb selbst ungemein viel; im Hausarchive zu Dessau befinden sich ganze Ballen Briefe, Berichte und andere Schriften von seiner Hand. Er wagte sogar schriftstellerische Versuche; so schrieb er eigenhändig das Leben des preußischen Generals Ulrich von Stille, um das Andenken dieses ihm theuren Kriegsgefährten zu verewigen, ferner verfaßte er auf den König Friedrich Wilhelm den Ersten bald nach dessen Tode eine Lobschrift, worin er denselben als einen unvergleichlichen Herrn und König schildert, endlich Denkwürdigkeiten seines eignen Lebens, die aber nur bis zum Jahre 1703 gehen. Dabei war seine Handschrift von seltsamer Beschaffenheit; nicht genug, daß die Züge seiner Buchstaben kaum zu entwirren sind, auch die Wahl und

Fülle der letztern bringt in Noth; er schob in jede Silbe regelmäßig ein h ein, z. B. Gehnehrahllihnn, für: Generalin. Einst hatte er einen Befehl geschrieben, dessen Inhalt der General, welcher ihn ausführen sollte, schlechterdings nicht entziffern konnte. Ein Offizier mußte damit zu dem Fürsten zurück; großes Donnerwetter, und banges Harren auf Erklärung des Schreibens; aber diese wollte nicht erfolgen; auch Leopold selber konnte seine Handschrift nicht lesen, und warf endlich voll Grimm den Zettel in's Feuer: „Aber Schwernoth", rief er, „ich hab's auch nicht geschrieben, daß ich es lesen soll, sondern ihr!" und gab hierauf den Befehl mündlich. Seine Sekretaire hatten mit ihm einen harten Stand. Im Jahre 1745 gab das Königliche Generaldirektorium in Berlin ihm den Dichter Gleim zum Stabssekretair. In Oranienbaum ließ Leopold, im Hemde, mit dem Rücken gegen den Kamin stehend, den Empfohlenen vor sich, und fuhr ihn mit seiner gewaltigen Stimme an, ob er der Kerl sei? Gleim faßte sich, und antwortete kurz und barsch in demselben Tone. Leopold stutzte; als er aber nach einiger Zeit den Sekretair mit allen Papieren, die er zur Unterschrift brachte, zum Teufel schickte, weil es ihm jetzt nicht gelegen sei, und Gleim dagegen mit scheltendem Poltern darauf bestand, es solle und müsse jetzt sein, so ließ er es sich gefallen, und hielt den Mann nur um so mehr in Ehren. Bald aber wurde Gleim noch anders erschreckt. Im Lager von Dieskau hatte ein Jude, der als Kaufmann mit guten Pässen reiste, die aufgefahrenen Kanonen gezählt, wie schon viele Reisende ohne Arg und Schaden gethan hatten; diesen Unglücklichen aber traf es, als Kundschafter festgenommen, und zum Tode verurtheilt zu werden. Gerechte Vorstellungen gelangten an den alten Fürsten; als dieser aber, ohne auf irgend neue Untersuchung einzugehen, nur kurz antwortete: „Soll hängen!" wurde Gleim für sein eigenes Leben bange, und benutzte den nächsten Anlaß, sich nach Magdeburg zu entfernen, wo er krank wurde, und darauf den Abschied nahm.

Leopold hatte mit seiner Gemahlin zehn Kinder gezeugt, fünf Söhne und fünf Töchter. Der älteste Prinz, Wilhelm Gustav, starb im Jahre 1737 an den Blattern; in der

Krankheit erklärte er sich mit Johanna Herrin, einem bürgerlichen Mädchen, heimlich vermählt. Der alte Fürst versprach für sie und ihre Kinder beste Sorge zu tragen, und behielt den ältesten der Söhne bei sich. Leopold Maximilian, der zweite Prinz, wurde nunmehr der Nachfolger in der Regierung, die er nach des Vaters Tode sogleich antrat; er hatte mit demselben in den letzten Jahren nicht immer in völliger Einigkeit gelebt; zur Regierung gekommen, erwirkte er späterhin bei dem Kaiser, daß die Wittwe seines Bruders mit dessen sechs Söhnen und drei Töchtern in den Reichsgrafenstand mit dem Namen von Anhalt erhoben wurden. Der dritte Prinz hieß Dietrich; der vierte Eugen. Moritz, der fünfte, war des Vaters besonderer Liebling; ihn ließ er ohne allen Unterricht aufwachsen, um zu sehen, was die Natur allein aus ihm machen würde. Schon im siebenten Jahre hielt er ihm eine Kompanie Knaben zur Uebung in den Waffen, König Friedrich Wilhelm besoldete dieselbe bis zum Jahre 1727 gleich andern Truppen. Moritz wuchs unter dem Spiel und Ernste des Krieges heran, ohne die geringste Kenntniß von andern Dingen zu erlangen, und konnte selbst als General weder lesen noch schreiben, obwohl er sonst offnen Kopf und guten Sinn hatte. Die Söhne sämmtlich, wie schon erwähnt, waren Soldaten; ihre Erziehung, sowohl in diesem als in jedem andern Stücke, behielt sich der Vater vor; auch folgten sie seiner Kirche, der reformirten. Die Töchter dagegen blieben der Mutter überlassen, welche dieselben mit größter Sorgfalt erziehen und unterrichten ließ; gleich ihr bekannten sie sich zur lutherischen Kirche. Die zweite Prinzessin, Luise, heirathete den regierenden Fürsten von Anhalt-Bernburg; die vierte, Leopoldine, den Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt; die übrigen drei starben unverheirathet. Außer diesen Kindern hinterließ Leopold auch zwei natürliche Söhne, die beiden Brüder von Berenhorst, für welche er in der letzten Abfassung seines Testaments gute Fürsorge traf.

Die Natur hatte in Leopold's Persönlichkeit eine merkwürdige Fülle kriegerischer Kraftwirkung zusammengefaßt; er selbst hat über ein halbes Jahrhundert dreien Königen von

Preußen in Krieg und Frieden ruhmvoll gedient; das preußische Heer, die unerschütterliche Grundlage des emporsteigenden preußischen Staates, war größtentheils seine Schöpfung; noch lange führte, so wie der Dessauer Marsch, auch sein Kriegsgeist die Preußen zu Schlacht und Sieg; drei seiner Söhne, die Prinzen Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, wurden, gleich ihm, preußische Feldmarschälle, und sein Sohn Georg Heinrich von Berenhorst erwarb den Ruhm desjenigen Schriftstellers, der über die Kriegskunst mit Einsicht und Gründlichkeit am geistreichsten geschrieben hat. —

Leopold's Bild, von dem preußischen Hofmahler Anton Pesne gemahlt, befindet sich auf dem Schlosse zu Dessau, und auch in Berlin mehrmals; sein Ausdruck ist heitere Kraft, von der man sich bald angezogen bald abgeschreckt fühlen muß. Seine eigenthümliche Kleidung ist in dem Gemählde ganz nach der Wirklichkeit abgebildet, die preußische Feldmarschallsuniform, und dazu grauleinene Unterkleider vom gröbsten Zeug und einfachsten Zuschnitt. Seinen kleinen Hut ziert Eichenlaub, das alte brandenburgische Feldzeichen, welches von der Schlacht bei Warschau unter dem großen Kurfürsten hergeleitet wird. Auf andern Bildern ist ein Lorbeerzweig daraus geworden. Im Jahre 1790 ließ der Prinz Heinrich von Preußen zu Rheinsberg den Helden des preußischen Heeres ein Denkmal errichten, welches in ausführlichen Inschriften viele würdige Namen, und unter diesen, in erster Reihe, auch den Ruhm Leopold's verherrlicht.

Als König Friedrich Wilhelm der Zweite in seinen letzten Lebensjahren dem Fürsten Leopold ein Standbild auf dem Wilhelmsplatze zu errichten beschlossen, und hiefür eine Stelle bezeichnet hatte, welche dem Palaste des Ministers Grafen von Finckenstein im Gesichte lag, schrieb dieser an den König, und bat, ihm nicht die Schmach anzuthun, daß er aus dem Fenster blickend das Bild eines Staatsverräthers vor Augen haben müsse. Der König nahm dies anfangs ungnädig, wurde jedoch stutzig, als Finckenstein, um seine Aeußerung zu rechtfertigen, urkundliche Schriften aus dem Geheimen Staatsarchive vorlegte, welche auf Verbindungen hindeuteten, die der Fürst nach dem Tode Kaisers Karl's des Sechsten mit dem

Wiener Hofe angeknüpft habe, um die Absichten Preußens auf Schlesien zu hintertreiben. Der König erlebte das Fertigwerden der Bildsäule nicht, und auch sein Nachfolger befahl durch ein Kabinetschreiben vom 13. März 1798 an den Staatsminister von Heinitz, sie solle auf dem Wilhelmsplatze gegenüber der Bildsäule von Zieten aufgestellt werden, änderte aber bald nachher, wohl nicht ohne Rücksicht auf jene Erörterungen, diesen Befehl dahin ab, der Dessauer solle „auf seinem Exerzirplatze" stehen. Wirklich wurde die Bildsäule, diesem Befehl gemäß, am Rande des Lustgartens, dem Schlosse gegenüber, im Jahre 1800 aufgestellt. Hier stand sie bis im September 1826, wo sie bei Umgestaltung des Lustgartens versetzt werden mußte, und nun zuletzt doch auf den Wilhelmsplatz kam, und nun ihre zuerstbestimmte Stelle erhielt. Sie ist eines der Meisterwerke des Bildhauers Gottfried Schadow, der sie, zumeist nach dem Bilde von Anton Pesne, in carrarischem Marmor ausgeführt. Die Vorderseite des Fußgestells hat folgende Inschrift: „Dem Andenken des regierenden Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, Königl. Preuß. General-Feldmarschalls, weihet dieses Denkmal Friedrich Wilhelm der Dritte im dritten Jahre seiner Regierung." Die Rückseite: „Siegreich leitete er die preußischen Hülfsvölker am Rhein, an der Donau, am Po. Er eroberte Stralsund und die Insel Rügen. Die Schlacht bei Kesselsdorf krönte seine kriegerische Laufbahn. Das preußische Heer verdankt ihm die strenge Mannszucht und die Verbesserung seiner Krieger zu Fuß. Er lebte vom 3. Julius 1676 bis den 7. April 1747."

General Freiherr von Seydlitz.

Seinen innigstverehrten Freunden

Wilhelm von Willisen,

Königlichem Generallieutenant, Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse, zc.

und

Adolph von Willisen,

Königlichem Generallieutenant und Oberstallmeister, Ritter zc.

widmet diese Lebensbeschreibung als Denkzeichen treuer Zuneigung

K. A. Varnhagen von Ense.

Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz, eines altadeligen, aus Thüringen stammenden, aber früh auch in Sachsen, Hessen und Preußen, in Böhmen und Schlesien, so wie in Polen verbreiteten Geschlechtes, kam zur Welt den 3. Februar 1721 zu Kalkar im Herzogthum Kleve, wo sein Vater, Daniel Freiherr von Seydlitz, als Rittmeister im Dragoner-Regiment Sonsfeld stand. Seine Mutter war eine geborene von Ihlow. Ueber beide findet sich nichts weiter Bemerkenswerthes mitgetheilt. Die Jugend und Erziehung des Knaben waren ohne Zweifel dem Berufe gemäß, der sich aus den Verhältnissen des Vaters am natürlichsten folgerte; dem Sohne des Offiziers mußte der Kriegsdienst die nächste Aussicht bieten. Strenger Unterricht wurde damals den Edelleuten nicht erlassen, durfte aber die Ausbildung körperlicher Anlagen nicht hindern, und die Augenblicke harten Zwanges vergütete aufsichtslose Freiheit. In vollen Maßen genoß Seydlitz der großen Begünstigung, daß die Lust und Kraft seiner frühsten Jahre ungehemmt der Bahn zugewiesen waren, wo seine Neigung befriedigt wurde, und Glück und Ruhm ihn erwarteten. Im siebenten Jahre saß er schon zu Pferd, ritt bald mit Erwachsenen in die Wette, und scheute keinerlei Gefahr. Der Vater, der inzwischen im Kürassierregiment des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt eine Schwadron erhalten hatte, freute sich des muthigen Knaben, und erzählte von dessen kühnen Uebungen dem Markgrafen, der an Wagnissen jeder Art das größte Gefallen hatte. Doch starb der Vater, bevor der Sohn das achte Jahr erreicht hatte, und die Erziehung desselben fiel nun ganz der Mutter anheim, die zwar wenig für ihn thun konnte, aber ihn doch zu

Freienwalde in der Neumark die Schule besuchen ließ. Hier scheint weder sein Lernen zugenommen, noch seine Wildheit sich gemindert zu haben; der Markgraf von Schwedt aber blieb aufmerksam auf den verwaisten Knaben, und wählte ihn, da er noch nicht vierzehn Jahre alt war, zu seinem Pagen.

Dieser Prinz, Neffe Königs Friedrich's des Ersten und mütterlicherseits des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, hatte die Ausgelassenheit seiner ungezähmten Jugend auch in das Mannesalter mit herüber genommen, und übte fortwährend die tollkühnsten Streiche, den gewaltsamsten Uebermuth aus. Weder die strengen Formen des Kriegsdienstes, noch das Mißfallen Königs Friedrich Wilhelm's des Ersten, dessen jüngste Tochter ihm vermählt wurde, konnten diesen ungeordneten Geist mäßigen. Die rohesten Pferde wurden bestiegen, die halsbrechendsten Sprünge gewagt, überall Gefahr und Schwierigkeiten aufgesucht, jeder Ordnung getrotzt; sogar in Liebesabentheuern nur Wildheit und Gewalt geschätzt. Solchem Herrn und solcher Lebensweise wurde Seydlitz übergeben, und diese Schule, welche sein Verderben zu werden drohte, half seine größten Fähigkeiten entwickeln. Die gewandte Kühnheit, deren vervielfachte Proben jeden Zeugen staunen machten, entzückte den Markgrafen, und Seydlitz wurde ganz sein Liebling. Hiemit war indeß keine Schonung und Sorgfalt verbunden, im Gegentheil, nur vermehrte Anforderung und Rücksichtslosigkeit. Nicht zufrieden, dem Jünglinge das Zureiten der unbändigsten Pferde zuzumuthen, zwang er ihn sogar Hirsche im Thiergarten zu besteigen, und bei deren wildem Toben und Rennen sich als Reiter zu behaupten. Bei Spazirfahrten ließ der Markgraf meist in's freie Feld lenken, und den Wagen dort anhalten, Kutscher und Vorreiter mußten absteigen, die Zügel allen vier Pferden über den Hals werfen, und diese dann heftig anpeitschen, daß sie über Stock und Stein dahinflogen, bis der Wagen zerbrach oder umfiel, da denn der Prinz wie der Page, der nach damaligem Gebrauch im Wagentritte stand, im rechten Augenblicke durch kühnen Sprung sich retten mußte, worin beide solche Fertigkeit erlangt hatten, daß es nie verunglückte. Auch zwischen den sausenden Flügeln einer großen Windmühle ritten sie

öfters durch, wo Roß und Reiter jedesmal Gefahr liefen, beim geringsten Verfehlen in die Luft geschleudert zu werden; ein berühmtes Wagestück, welches Seydlitz noch in späteren Jahren, da er schon General der Reiterei war, in Woisselsdorf bei Grottkau vor vielen Zeugen wiederholte. Die Tollkühnheit erzog sich in solchen Ausübungen Gewandtheit und Geistesgegenwart zu Begleitern. Diese Eigenschaften dienten dem Markgrafen, der, obwohl General, doch nie eigentlich Kriegsmann gewesen, nur zu unfruchtbarem Spiel: für Seydlitz wurden sie die Grundlage der höchsten kriegerischen Tüchtigkeit, die keines Hindernisses und keiner Gefahr achtete, und indem jener ein toller Waghals blieb, so bildete sich in diesem der freieste und muthigste Reiter aus, dem an festem Sitz und sicherer Führung kein anderer gleich kam, und der zugleich durch Maß und Haltung sich in kraftvoller Schönheit darstellte. Verderblich dagegen wurde für ihn die frühe Bekanntschaft mit sinnlicher Ausschweifung, zu der ein üppiger Hang ihm sein ganzes Leben hindurch verblieb, den er wenig bemeistern lernte. Auch die früh erlangte Gewohnheit des Tabackrauchens behielt er aus seiner Pagenzeit als unbezwingliche Leidenschaft, die nicht selten unbequem, wo nicht gar nachtheilig wurde.

Vier Jahre führte Seydlitz dieses Leben bei dem Markgrafen, der ihn sodann, im siebzehnten Jahre, als Kornet in seinem Kürassierregiment anstellte, das seinen Standort zu Belgard in Pommern hatte. Der Befehlshaber des Regiments, Oberst von Rochow, war mit dem Markgrafen gespannt, und sah den Günstling desselben mißtrauisch an; er glaubte ihn beauftragt, alles, was im Regimente vorging, an seinen Herrn einzuberichten, und ließ den vermeinten Aufpasser die ganze Strenge der Unterordnung und alle Mühsale des Dienstes fühlen. Doch durfte Seydlitz hier nur wenig über ein Jahr seine Geduld in den harten und reizlosen Friedensbeschäftigungen üben, denn König Friedrich der Zweite, der im Jahre 1740 den Thron bestiegen hatte, fing bald nachher an, seine Truppen zusammenzuziehen, um die Ansprüche, die er auf Schlesien hatte, mit Waffengewalt durchzusetzen. Das Regiment des Markgrafen rückte mit

in den Krieg, der im Jahre 1741 unter dem Namen des ersten schlesischen so rasch als erfolgreich gegen Oesterreich unternommen wurde, und Seydlitz konnte den kühnen Muth und schnellen Ueberblick, die er bisher in so manchen Anlässen gezeigt hatte, nun vor dem Feinde darthun. Der muthige, aber auch ungestüme und vorwitzige Kornet fand jedoch jetzt eben so wenig wie vorher ein gutes Vernehmen mit seinem Obersten.

Die Augen des Königs zog Seydlitz zuerst als Ordonnanzoffizier in einem Gefecht auf sich, wo der Feind aus einer seitwärts aufgestellten Batterie den Preußen großen Nachtheil zufügte. Der König fragte laut, von welchem Kaliber wohl das Geschütz sein möchte? Die Meinungen waren verschieden. Seydlitz, ohne ein Wort zu sagen, sprengt in das vorliegende Feld, hält in der feindlichen Schußlinie still, bemerkt wo die Kugeln einschlagen, sitzt ab, rafft eine frisch angekommene glücklich auf, wickelt sie in sein Schnupftuch, und bringt sie dem Könige, der alles mit angesehen hat, und für die muthig herbeigeschaffte Antwort mit gnädigem Blicke dankt.

Ein unglückliches Ereigniß betraf ihn aber bald nachher, und schien die Hoffnungen des Jünglings weit hinaus niederzuschlagen. Der König hatte sich im April des Jahres 1742 aus Mähren, wohin er vorgedrungen war, zurück nach Böhmen gewendet, und Schlesien gegen Mähren hin ziemlich entblößt gelassen. Die leichten ungarischen Reiter streiften in beträchtlichen Schaaren aus dem Gebirge hervor, und wurden den Preußen sehr beschwerlich. Der Oberst von Rochow hielt mit seinen Kürassieren das Städtchen Kranowitz unfern Ratibor besetzt, und hatte dort einige Verschanzungen angelegt, aus denen er nicht ohne dringenden Anlaß hervorrücken wollte. Als nun gemeldet wurde, daß 5 bis 6000 Ungarn im Anzuge wären, beschloß er, um noch sicherer zu sein, einen Posten nach einem Dorfe vorzuschieben, welches in einem engen Thale gegen den Feind hin lag, aber von diesem noch nicht besetzt war. Der Kornet Seydlitz erhielt den Auftrag, mit 30 Kürassieren in das Dorf zu rücken, und sich dort so lange zu halten, bis Fuß-

volk zu seiner Unterstützung ankommen könnte. Dem jungen Offizier dünkte dieser Auftrag verfänglich, er sah kaum die Möglichkeit eines Erfolgs, dagegen Niederlage und sogar Gefangenschaft fast unvermeidlich, und weil er argwohnte, der Oberst habe gerade deßhalb ihn, und außer der Dienstreihe, für das Unternehmen gewählt, so wagte er den letztern Umstand hervorzuheben, und äußerte freimüthig, zu einem Ehrenposten dieser Art sei er noch zu jung, und es gebühre ihm nicht, seinen Kammeraden. außer der Reihe vorzutreten, da es aber einmal so befohlen sei, so werde er entschlossen seine Schuldigkeit thun, und der Herr Oberst könne versichert sein, daß er Leben und Freiheit theuer verkaufen werde. So zog er mit seiner Mannschaft ab, und besetzte das Dorf, dessen Lage und Umgegend er bei genauer Prüfung nur stets nachtheiliger fand. Die Zugänge ließ er sogleich verrammeln, seine Leute absitzen, die Pferde gekoppelt in einen Hof zusammenbringen, und stellte nach beiden Seiten des Dorfes je zwölf Kürassiere hinter Hecken und Zäunen auf. Der Feind erschien, und wurde mit lebhaftem Karabinerfeuer empfangen, das ihn eine Zeit lang abhielt. Allein seine Schaaren rückten stärker heran, und umzingelten und beschossen das Dorf von allen Seiten. Mehrere Stunden dauerte das Gefecht, und Seydlitz hielt sich gegen die Uebermacht. Als aber ein Theil der Kürassiere verwundet, das Feuer wegen Mangel an Patronen nicht fortzusetzen, und nirgends ein Ausweg mit dem Degen möglich war, lieh er dem Zurufe des Feindes endlich Gehör, und ergab sich mit seinen Leuten kriegsgefangen, doch mit der ehrenvollen Bedingung, daß ihm seine Waffen, Gepäck und Pferde, den Kürassieren aber Montirung, Mantelsäcke und Ledertaschen verbleiben sollten. Der Oberst von Rochow hörte das Gefecht, ohne sich in seiner Ruhe zu stören; der General aber, der hier den Befehl führte, kam selbst herbei, und rückte mit drei Schwadronen Kürassieren gegen den Feind, sah sich indeß beim Uebergang einer schmalen und schlechten Brücke unvermuthet von mehr als 3000 Ungarn angegriffen, die plötzlich hinter den Anhöhen hervorbrachen, und konnte nur mit größter Tapferkeit und vielem Verlust den freien Rückzug erkämpfen. Dieser Um-

stand erhöhte die Theilnahme für Seydlitz, und zeigte die ganze Uebermacht des Feindes, gegen welchen seine lange Vertheidigung nun wie ein Wunder erschien. Als nach einigen Stunden die Gegenwehr noch immer anhielt, wie sich aus dem Schießen deutlich ergab, so wurden endlich ein paar Kompanieen Fußvolk abgeschickt, ihn zu befreien; allein zu spät, denn bevor sie an den Feind kamen, war Seydlitz schon kriegsgefangen. Der König selbst hatte den Hergang des Gefechtes genau vernommen, den tapfern Kornet beklagt, und befahl, dessen Auswechslung zu veranlassen, indem er für ihn, wenn es nicht anders wäre, einen österreichischen Rittmeister loszugeben willigte. Dies war gegen Ende des Mai 1742.

Seydlitz war indeß als Kriegsgefangener nach Ungarn abgeführt worden, und verlebte seine Tage wohl nicht sehr glücklich; denn wie sehr auch sein Bewußtsein ihn von jeder Schuld freisprechen durfte, so mußte er doch seinen Unfall hart empfinden, und über die Eindrücke und Meinungen, die sich damit verknüpfen würden, in manchem Zweifel schweben. Man glaubt, Raab sei der ihm angewiesene Aufenthaltsort gewesen, und daß er in der Stadt aufsichtslos habe umhergehen dürfen; denn es wird erzählt, er habe einen Plan der Festungswerke daselbst aufgenommen. Doch möchte diese Nachricht kaum zu verbürgen und nur dem guten Willen späterer Lobredner beizumessen sein, welche den Männern, deren Verdienst eine frühere Zeit nach Kriegsthaten maß, gar zu gern auch den Schmuck der Kenntnisse und der Bildung zu leihen wünschten, zu denen im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts und im Frieden der Sinn und die Ansprüche sich mehr und mehr gesteigert hatten. Es ist nicht wahrscheinlich, aber auch nicht nöthig, daß Seydlitz Pläne gezeichnet habe. Die Auswechslung erfolgte noch während der Kriegszeit, und kaum angelangt im preußischen Lager, wurde er sogleich zum Könige geführt. Hier mußte er den Hergang des Gefechts, durch das er in Gefangenschaft gerathen, umständlich erzählen, und konnte, sogar durch Vorlegung der ehrenvollen Kapitulation, die er mit dem österreichischen Befehlshaber abgeschlossen, und sorg-

fältig bewahrt hatte, dem Begehren des Königs genügen, der streng die Wahrheit wissen wollte und jede Angabe genau prüfte. Da die gute Meinung, welche der König von der Sache schon gefaßt hatte, sich durchaus bestätigte, und ihm der junge Offizier sowohl Belohnung als Aufmunterung zu verdienen schien, so fragte er ihn: was er lieber wolle, der erste zu ernennende Lieutenant in einem Kürassierregiment, oder Rittmeister und Befehlshaber einer Schwadron Husaren sein? Die Husaren standen damals der andern Reiterei in der Meinung sehr nach, als eine neue, noch nicht genug bewährte Truppe, die der König aber gern heben wollte. Seydlitz wählte von beiden Anerbieten das letztere, welches dem Könige zu gefallen schien, der ihn sogleich dem Regimente von Natzmer, den sogenannten weißen Husaren, zutheilte. Durch so viel Gnade ermuthigt, empfahl Seydlitz dem Könige nun auch seine braven Kürassiere, durch deren heldenmüthige Ausdauer allein es ihm möglich geworden, dem überlegenen Angriffe so lange zu widerstehen. Der König nahm diese Bitte gut auf, ließ jene Leute besonders auswechseln, und beschenkte sie. Der Oberst von Rochow hatte von allem diesen keine Ahndung, und empfing den aus der Gefangenschaft wiederkehrenden Kornet, als dieser, von dem Könige entlassen, nun auch bei ihm sich meldete, mit heftigen Vorwürfen und strengen Drohworten; durch jene Kapitulation, meinte er, sei die Ehre des Regiments verletzt, er müsse dem Könige den Vorgang melden und auf Bestrafung antragen. Zu sehr im Vortheil, um sich so leicht aus seiner Fassung bringen zu lassen, erwiederte Seydlitz mit größter Ruhe, es bedürfe keiner Meldung mehr, der König sei von allem unterrichtet, und er selbst komme nur, um dem Herrn Obersten zu danken, daß er durch jenen Auftrag, der so unglücklich geschienen, ihm den Weg des Glücks eröffnet habe; denn der König habe ihn jetzt eben zum Rittmeister ernannt, und ihm eine Schwadron in dem Husarenregiment von Natzmer verliehen.

Auf diese Weise, nicht wie gewöhnlich erzählt wird, machte Seydlitz den ersten außerordentlichen Vorschritt in seiner Dienstlaufbahn, den großen Sprung vom Kornet zum

Rittmeister. Einer Sage zufolge wäre er dies bei ganz anderem Anlaß geworden. Er soll nämlich zu Berlin im Jahre 1743, nach geschehener Truppenschau, im Gefolge des Königs noch als Kornet mitreitend, auf dem Heimwege zu andern Offizieren, die neben ihm ritten, die Umstände seiner Gefangennehmung erzählt, die Schuld derselben auf die Nothwendigkeit, zu Fuß und auf geschlossenem Boden zu fechten, geworfen, und laut und keck behauptet haben, ein Reiteroffizier, der noch zu Pferde sei, dürfe sich nie gefangen geben; der König habe dies gehört und nichts gesagt, bei der Brücke des Zeughauses aber sei er allein vorgeritten, habe Seydlitz herbeigerufen, und dann die in der Mitte der Brücke befindlichen Aufzüge emporheben lassen, wodurch das übrige Gefolge abgesperrt worden: dann habe er sich zu Seydlitz gewendet, und lächelnd gesagt: „Nun hat Er ja noch sein Pferd, und ist doch mein Gefangener?" dieser jedoch, wie sehr auch überrascht, sei keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, habe sein Pferd gespornt, im hohen Sprunge sattelfest über das Brückengeländer in den Fluß hinab gesetzt, und glücklich wieder das jenseitige Ufer erstiegen. Der König soll ihn darauf als Rittmeister begrüßt, und ihm bei den weißen Husaren eine Schwadron gegeben haben. Es klingt ganz artig: „Als Kornet sprang er in die Spree hinein, und als Rittmeister schwamm er an's Land;" aber das Geschichtchen ist nicht wahr.

Durch den Frieden von Breslau war Schlesien eine preußische Provinz geworden, und eine ansehnliche Truppenstärke blieb zur Hut dieser neuen Erwerbung dort zurück; darunter auch das Husarenregiment von Natzmer, in welchem Seydlitz stand; er selbst rückte mit seiner Schwadron nach Trebnitz, einer kleinen Landstadt, auf dem rechten Oderufer. Hier traten die gewöhnlichen Friedensbeschäftigungen wieder ein, und neben der Zucht des Dienstes und der Einübungen, welche besonders für die noch nicht ganz geregelten Husaren nöthig schienen, und wobei Seydlitz mit aller Strenge und sogar Härte verfuhr, die einem Befehlshaber damals gegen seine Untergebenen gewöhnlich waren, bestand zwischen ihm und seinen Offizieren ein lebensfrohes und freundschaftliches

Verhältniß, in welchem es an gemeinsamen Wagnissen und kleinen Abentheuern nicht mangelte. Doch dauerte die Friedensruhe nur kurze Zeit; im Jahre 1744 begann der zweite schlesische Krieg, und Seydlitz rückte mit seiner Schwadron in's Feld, wo er meistens im Vortrab der von dem Generallieutenant von Nassau befehligten Truppen mit dem Feinde hart zu thun hatte. Der Oberstlieutenant von Schütz, vormals Hauptmann in russischen Diensten, befehligte die weißen Husaren, und führte mit ihnen manchen verwegenen und geschickten Streich aus. Er war als Partheigänger berühmt, und seiner guten Dienste wegen dem Könige wichtig, aber seine schonungslose Grausamkeit hatte ihn zugleich furchtbar und verhaßt gemacht. Man erzählte von ihm die gräßlichsten Züge von Unmenschlichkeit, die er gegen Freund und Feind verübte; so pflegte er bei seinen heimlichen Märschen die armen Landleute, welche von seinen Partheien, theils um sie als Wegweiser zu gebrauchen, theils um dem Feinde jede Erkundigung abzuschneiden, eingefangen und ihm gebracht waren, eine Zeit lang ruhig mitzuschleppen, sobald sie ihm aber unnütz und beschwerlich wurden, und es doch noch gefährlich schien, sie freizugeben, so ließ er die schuldlosen Leute jämmerlich niederhauen, und sein Weg war fast immer durch solche Mordthaten bezeichnet. Der König wollte diesen Gräueln Einhalt thun, und ordnete daher an, daß Seydlitz, auf dessen Gemüthsart er bei dieser Gelegenheit ein ehrenvolles Vertrauen setzte, bei der Person des Oberstlieutenants verbleiben, demselben in Kriegssachen gehorchen, die unnützen und schändlichen Grausamkeiten aber verhindern sollte. Es gelang ihm in der That, jenes gräßliche Niedermetzeln völlig abzuschaffen, und diese Art von Gefangenen wurden fortan bis zum Ablaufe der Zeit, innerhalb deren ein Verrath schaden konnte, genau bewacht, dann aber, ohne daß ihnen ein Leid geschah, heimgeschickt. Auch andere Grausamkeiten, welche Schütz durch zweckloses Niederbrennen der Wohnstätten so wie durch körperliche Peinigungen sonst vielfältig ausübte, wußte Seydlitz meistens glücklich abzuwenden. Er war hiebei allerdings auf die Befehle des Königs gestützt, allein daß diese so gut und leicht befolgt wurden, war sein eignes

Verdienst, und hauptsächlich der Achtung zuzuschreiben, welche der junge Rittmeister durch seine schon anerkannten und immer mehr sich bewährenden militairischen Eigenschaften dem wilden Anführer einflößte, der über dem tüchtigen Gefährten den lästigen Aufseher vergessen mochte. Im nächsten Feldzuge während des Jahres 1745 wurde Seydlitz den Wütherich los, indem derselbe bei einem Zusammentreffen mit dem Feinde, der keinen Pardon geben wollte, in Stücken gehauen wurde. Er war nur einunddreißig Jahr alt.

Seydlitz hatte an vielen größern und kleinern Gefechten, welche gegen die zahlreichen leichten Truppen der Oesterreicher zu bestehen waren, den glücklichsten Antheil, und zeichnete sich durch Muth und Geistesgegenwart jederzeit aus. Seine Husaren bildeten sich nach ihm, und folgten vertrauungsvoll dem Anführer, der alles, was er von Andern forderte, auch selbst leistete. Als bei Landshut in Schlesien am Pfingsttage 1745 die Oesterreicher durch ein scharfes Gefecht aus dortiger Gegend zurückgedrängt wurden, rückten die weißen Husaren in der zweiten Linie gegen Reich-Hennersdorf vor, und der Oberst Soldan, der mit seiner Truppe in erster Linie war, ließ die feindlichen Husaren den Engweg durch das Dorf ruhig zurücklegen. Seydlitz, Malachowski und Warnery, alle drei jung und feurig und der Gegend kundig, wollten dies nicht dulden, zogen sich mit ihren Reitern durch die Zwischenräume der ersten Linie durch, fielen über den Feind her, und jagten ihn. Sie schickten sich eben an, auf gleiche Weise 10 Schwadronen feindlicher Husaren in dem Engwege von Fallbrück anzugreifen, als der Oberst Soldan, der eine seiner Schwadronen nachfolgen sah, Appell blasen ließ, worauf alles umkehrte, und in Unordnung, und nun selber vom Feinde verfolgt, zurückkam; damals wurde die durch das Gefecht aufgelöste Reitertruppe immer rückwärts wieder vereint, wovon Seydlitz hier den Nachtheil empfinden mußte, und es war ganz im Sinne seiner Bemerkungen und seiner Kühnheit, daß der König in den nächsten Jahren bei seiner Reiterei durchgängig anbefahl, die Sammlung der zerstreuten Truppe stets vorwärts und gegen den Feind gerichtet zu bewirken. Der König scheint in dieser Zeit den jungen

Offizier, der wegen seines Verhaltens in dem Treffen bei Landshut auch von Winterfeldt ihm besonders angerühmt worden war, stets günstiger in's Auge gefaßt zu haben, da derselbe bei jeder Gelegenheit in seiner Person die Eigenschaften glänzend bewies, welche der preußischen Reiterei noch am meisten zu wünschen waren; denn der König fand, daß diese im Vergleich des Fußvolkes in ihrer Ausbildung und Brauchbarkeit noch sehr zurückstünde, und war eifrig bedacht, größere Gewandtheit und rascheren Ungestüm in ihre Bewegungen zu bringen.

In der Schlacht bei Hohenfriedberg, am 4. Juni 1745, wo die preußische Reiterei die staunenswürdigsten Erfolge durch Wunder von Tapferkeit errang, focht Seydlitz auf dem rechten Flügel gegen die den Oesterreichern verbündeten Sachsen, und nahm persönlich den sächsischen General von Schlichting gefangen. Gleich nach diesem großen Siege wurde er zum Major ernannt, erst vierundzwanzig Jahr alt, aber schon über sein Alter hinaus im Kriege gereift und namhaft geworden. In der Schlacht von Sorr, am 30. September 1745, führte er seine Husaren mit glänzender Tapferkeit auf's neue zum Sieg, und wurde bei einem heftigen Angriff gegen feindliche Reiterei durch den Schuß einer Karabine in den linken Arm verwundet. Dies hinderte ihn nicht, an den weiteren Kriegsereignissen, die bis tief in den Winter fortdauerten, bald wieder Antheil zu nehmen. Bei Zittau überfiel er mit Warnery gemeinschaftlich die österreichische Nachhut, die unter dem Grafen von Burghausen bei schlechtem Weg und Wetter langsam einherzog, und durch die raschen Angriffe der Husaren gänzlich aufgerieben oder versprengt wurde. Noch vor dem Schlusse des Jahres aber, nachdem die Preußen noch die Schlacht bei Kesselsdorf gewonnen, kam der Frieden von Dresden zu Stande, durch welchen der zweite schlesische Krieg beendigt wurde. Seydlitz kehrte mit dem Frieden in sein früheres Standquartier nach Trebnitz zurück.

Die Preußen hatten in dem eroberten Lande noch immer vielfachen Widersinn zu bekämpfen, und besonders war ihnen die katholische Geistlichkeit so wie ein Theil der ehemals

österreichischen Beamten hartnäckig abgeneigt; diese Stimmung zeigte sich nicht selten in unverhohlenem Trotz, öfter in kalter Zurückhaltung und Unfreundlichkeit. In Trebnitz befand sich ein weibliches Cisterzienserkloster, dessen Aebtissin der neuen Ordnung der Dinge nicht hold war, und nun auch durch die Nähe der ketzerischen, zu Abentheuern aufgelegten und dabei höchst einnehmenden Offiziere, wie Seydlitz und seine Untergebenen waren, die Klosterzucht mannigfach gefährdet sah. Eine Folge dieser Verstimmung war, daß der Schwadron von den Klostergütern für die Pferde nur sehr schlechtes und kaum zureichendes Futter geliefert wurde; der Landrath ließ die deßfallsigen Klagen unbeachtet, und so glaubte Seydlitz dem Uebel andere Abhülfe suchen zu müssen. Die Aebtissin pflegte jeden Tag mit einigen Nonnen auf die nahen Klostergüter spaziren zu fahren, in einer großen schweren Kutsche, die von vier wohlgenährten Hengsten nicht allzu rasch gezogen wurde. Auch Seydlitz fuhr mit vier Hengsten, die aber mager und muthig, mit den klösterlichen gar nicht zu vergleichen, den leichten Wagen im Flug entführten. Zur wohlberechneten Stunde kam Seydlitz in einem Hohlwege, wo kaum auszuweichen war, mit seinem Viergespann dem der Aebtissin entgegen, und kaum wurde sein Kutscher des Klosterwagens ansichtig, als er seiner Pferde scheinbar nicht mehr mächtig sie nur noch heftiger antrieb und wild in die entgegenkommenden hineinjagte, so daß unter den acht aufgereizten und einander bedrängenden Thieren ein furchtbares Getümmel entstand, in welchem die Frauen sich schon verloren glaubten, und selbst ihr Kutscher und Bedienter, von Schreck erstarrt, an keine Hülfleistung dachten. In diesem Augenblicke der größten Noth sprang Seydlitz herbei, und indem seine Leute geübt und beherzt sich der Pferde zu bemeistern suchten, hob er die Damen aus dem Wagen, und jede von ihnen glaubte ihm ihr Leben zu verdanken. Er beklagte den widrigen Vorfall, und versicherte, sein Kutscher solle auf das härteste bestraft werden; da jedoch die Aebtissin dies feierlichst verbat, und ihn mit den freundlichsten Worten begütigte, so ließ er sich nachgiebig finden, antwortete verbindlichst auf die schönen Dank- und Freundschaftsversicherungen, und schloß endlich

mit der Bemerkung, er glaube wirklich, sein Kutscher habe weniger Schuld, und seine Pferde seien aus einer Art von Neid und Eifersucht gegen die der Frau Aebtissin losgestürmt, weil sie wohl sähen, daß diese das gute Futter von den Klostergütern bekämen, ihnen aber nur das schlechte zu Theil würde. Der Scherz wurde in seiner ganzen Bedeutung aufgefaßt; das Futter gab keinen Anlaß zur Klage mehr, und es fand forthin zwischen beiden Theilen ein leidliches Vernehmen statt.

Schlimmer, als den guten Klosterfrauen, war dem widriggesinnten Landrath zu begegnen. Dieser hatte, um gegen die ihm verhaßten Offiziere desto sicherer im Vortheil zu sein, sich bei dem General von Natzmer einzuschmeicheln gesucht, der ohnehin sehr peinlich war, und seine Untergebenen gern tadelte und beschränkte. Alles, was bei der Schwadron vorging, war dem General gleich bekannt; die Beschwerden über schlechtes und mangelndes Futter beantwortete er mit Ermahnungen gegen das zu rasche Reiten und unnütze Anstrengen der Pferde, und bei jeder Besichtigung fand er ihren Futterzustand nicht mäßig genug. Die Angebereien waren bisweilen falsch, meist übertrieben, aber auch oft nur zu sehr begründet, und in allen Fällen höchst lästig und verdrießlich. Lange war es verborgen, wer dem General alles zutrage, endlich entdeckte Seydlitz durch einen Zufall den Landrath als den Kundschafter und Ankläger. Dieses Handwerk sollte ihm verleidet werden; und da hier kein offenbares Entgegentreten zulässig war, so ersann Seydlitz folgenden Anschlag, in welchem sich Strafe und Warnung in wünschenswerthem Maße zu vereinigen schienen. Der Landrath ritt an bestimmten Tagen von seinem Gute zur Stadt, und pflegte hiebei die ebene Landstraße zu verlassen, um seitwärts einen Fußweg einzuschlagen, der über ungleichen Boden, aber um vieles schneller an's Ziel führte. An einem trüben Nebeltage, da der Landrath sich in der Stadt befand, und nach dem Gute wieder zurückreiten mußte, rückte Seydlitz mit seiner Schwadron zu einer Feldübung aus, theilte die Husaren in zwei Partheien, von denen die eine den Feind vorzustellen hatte, und ließ jenen Fußweg zwischen beiden die Scheidelinie sein,

welche demnach längs ihres ganzen Verlaufs, bald von der einen, bald von der andern Seite, durch vorgeschobene Posten besetzt oder beobachtet war. Der Landrath kam angeritten, stieß auf eine Vedette, wurde angehalten, und trotz aller Widerrede zu dem nächsten Posten gebracht; der hier befehlführende Unteroffizier entschuldigte die Husaren, die nur ihre Dienstvorschrift befolgt, auch wohl den Herrn Landrath nicht gekannt hätten, und ließ ihn auf den Fußsteig zurückbringen. Kaum hundert Schritt weiter geritten, findet er abermals eine Vedette, die ihn gleichfalls anruft, und da er sich auf die schon gehabte Erörterung stützen will, so wird er, als von dem Feinde herüberkommend, nur um so strenger auch hier zu dem nächsten Posten abgeführt. Abermals mit Entschuldigungen entlassen, und seinen Weg fortsetzend, fällt er alsbald in dasselbe unvermeidliche Begegniß, muß wieder auf jener Seite die gleichen Weitläufigkeiten bestehen, und so fortan zwischen beiden Partheien wechselnd bergauf und bergab die öfters weit zurückstehenden und mühsam erreichbaren Posten besuchen, und kommt auf diese Weise zuletzt ermattet und ergrimmt bei dem Hauptposten an, wo der Major sich befindet, gegen den er seine Klagen über die ausgestandene Behandlung ausschüttet. Seydlitz aber entgegnete mit großem Ernst, er bedauere das Mißgeschick des Herrn Landraths, aber seine Husaren hätten darin nur ihre Pflicht gethan, daß sie ihm mißtraut hätten, denn man könne niemals sicher sein, unter welcher Gestalt ein Spion erscheine, und sein Ritt auf solchem Nebenwege habe ihnen verdächtig sein müssen, da jeder, wer nichts Heimliches im Dunkeln zu betreiben suche, an solchen trüben Tagen die offne Straße hielte. Der Nachdruck, welchen Seydlitz auf seine Worte legte, machte sie dem Landrath vollkommen verständlich, und sie blieben nicht ohne Frucht; er fand es gerathen, manche bei der Schwadron vorfallende Dinge unerwähnt zu lassen, und selbst diesen ihm gespielten Streich mochte er nicht anzeigen.

Ein andrer Zug erwarb ihm den Dank und die Zuneigung aller Umwohner. Ein polnischer Edelmann, der in seiner Heimath ungestraft jeden Unfug verübte, durch seine Größe und Stärke überall Furcht erweckte, mit Faust oder

Säbel alles niederschlug, was sich ihm widersetzte, und seine benachbarten Standesgenossen durch Zweikämpfe, Ueberfälle, Brandstiftung, das untere Volk aber durch grausame Mißhandlungen fast ganz unter seine Willkür gebracht hatte, zog mit stattlichem Gefolge auf alle Märkte, wo die Kaufleute ihm aus Furcht ihre Waaren umsonst überließen, jedermann sich in seine Laune fügte, und auch die Edelleute, besonders beim Pferdehandel, gewöhnlich seinem Befehle folgten. Auf dem Pferdemarkte Koblin, wo er mit Seydlitz zusammentraf, schrie er diesem gleich zu, er müsse ihm ein Pferd abkaufen! Seydlitz erwiederte gelassen, er wolle jetzt hier im Gasthofe Mittagsmahlzeit halten, wenn jener Pferde zu verkaufen habe, solle er sie nur hieher bringen. Der Pole jedoch bestand hitzig darauf, Seydlitz müsse sogleich mit ihm auf den Pferdemarkt, und wurde zuletzt so wüthend, daß Seydlitz seinen Hut aufsetzte, seinen Säbel umschnallte, und den Polen seiner Wege gehen hieß. Augenblicklich zog dieser, und die Säbel kreuzten sich. Auf den dritten Hieb war der Pole über's Gesicht gehauen, und blutend floh er unter Schimpfreden zur Thüre hinaus; Seydlitz aber verfolgte ihn mit flachen Säbelhieben bis auf den Markt, wo polnische Edelleute zu Hunderten die unerhörte Züchtigung anstaunten, doch selbst von dem eignen Gefolge des Polen keiner sich zu regen wagte. Der kühne Preuße kehrte ruhig nach dem Gasthofe zurück, und da eine Genugthuung auf Pistolen, die er jedem anbieten ließ, der mit dem Vorgange nicht zufrieden sei, von niemand angenommen wurde, so ritt er ungestört und von vielen Segenswünschen begleitet heim. — Eine besondere Auszeichnung widerfuhr ihm auf einem Pferdemarkt in Krotozin, wo ein Armenier nebst vielen andern Pferden auch drei sehr wilde und noch nie gebändigte zum Verkauf anbot. Seydlitz verlangte sie zu reiten, aber der Armenier, der ihn im unscheinbaren Ueberrocke für einen geringen Mann ansah, erwiederte lachend: „Ei du wirst sie mir nicht abkaufen, die hat noch keiner geritten, und niemand kann sie reiten!" Doch Seydlitz bestand auf seinem Begehren, und ritt ein Pferd nach dem andern mit bestem Erfolg. Der Armenier, verwundert und begeistert, bot ihm nun hundert und zuletzt sogar

zweihundert Dukaten, falls er bei ihm als Stallmeister eintreten wollte; nachdem er jedoch erfahren, wer Seydlitz sei, überließ er ihm jene drei Pferde nun mit Freuden für sehr billigen Preis.

Die bedeutende Stufe, zu welcher Seydlitz so früh emporgestiegen, der Ruf, den er schon erlangt, und die gute Meinung, deren er bei dem Könige genoß, der ihn und gleichzeitig den Major von Warnery desselben Regiments nach der Herbstmusterung des Jahres 1746 mit kostbaren türkischen Säbeln beschenkte, und seinen Eifer wie seine Leistungen stets zu loben fand, mußten seinen Ehrgeiz mehr noch spornen als befriedigen, und scheinen auf sein Benehmen den größten Einfluß gehabt zu haben. Er fühlte wohl, wie sehr bei so ungewöhnlicher Auszeichnung er sich zusammenzunehmen habe, um nicht nur das Erlangte zu behaupten, sondern auch den verheißungsvollen Aussichten, die sich ihm für die Zukunft weit eröffnen durften, seinerseits in völliger Bereitschaft entgegen zu schreiten. Das Gefühl persönlichen Werthes und kräftiger Selbstständigkeit, verbunden mit der Vorstellung, noch zu Höherem berufen zu sein, bewirkte eine Haltung von Ernst und Würde, die bei solcher Jugend auffielen, ohne deren Anmuth und Wohlgefälligkeit zu stören. Das wortkarge, ja bis zur Beunruhigung schweigsame und schroff abgeschlossene Verhalten, welches Seydlitz in unvertraulichen oder gar fremdartigen Umgebungen, wie am Hofe, und selbst vor dem Könige, späterhin bezeigte, dürfte schon in dieser früheren Zeit begründet worden sein. Ganz und gar Soldat, und Reiter insbesondere, hatte er das Glück, in seinem Dienstberufe die vollständigste Befriedigung zu finden. Um nichts bekümmert, was außerhalb der diesem Beruf angehörigen Lebensweise lag, empfand weder sein Ehrgeiz noch seine Neigung einen Antrieb, diesen Kreis zu überschreiten. Gegen Vorgesetzte benahm er sich mit der Gemessenheit, welche dem Bescheidenen geziemen mag, aber auch dem Stolzen vortheilhaft ist, und seine Untergebenen ließ er zwar keinen Augenblick den Befehlshaber in ihm vergessen, allein bei aller unerbittlichen Strenge, die er ausübte, vermied er willkürliche Härte und gehässige Peinlichkeit. Er selbst gab in allem das Beispiel pflichtmäßigen

Sinnes und unermüdeten Eifers, er leistete mehr, als von ihm gefordert wurde, und forderte nichts, was er nicht selber leistete. Unverdrossen widmete er sich allen Obliegenheiten des Dienstes, der bei der Reiterei so mannigfaches Einzelne und Kleinliche umfaßt, und sich in seinen scheinbaren Geringfügigkeiten doch unmittelbar wieder auf die größten Erfolge bezieht. Die vervielfachten Uebungen, welche der König auch aus der Ferne durch unablässlich eingreifendes Mahnen und selbstprüfende Aufmerksamkeit vorschrieb und leitete, hatten nicht überall den gewünschten Fortgang; bei den Reitern, welche Seydlitz befehligte oder unterwies, stiegen sie zur größten Vollkommenheit, und nach seiner Schwadron bildete sich das ganze Regiment, wiewohl der General von Natzmer den Sinn des Königs nicht in gleicher Weise zu fassen schien, sondern oft mit den Anordnungen seines Majors unzufrieden war, und darin nur das Verderben der Pferde und unnöthige Gefahr für die Mannschaft sah. Doch Seydlitz, der Zustimmung des König gewiß, ließ in seinem Eifer nicht nach, und wußte sich, bei allen Rücksichten der Unterordnung, die er zu beobachten suchte, von dem hemmenden Einflusse meist unabhängig zu erhalten. Was er ehemals aus verwegener Lust für sich allein vorgenommen, wurde jetzt für die ganze Truppe zur Aufgabe gestellt, und seine Reiter, fast nie durch Stockschläge, sondern durch Beispiel und Ehrgeiz getrieben, zeichneten sich bald durch außerordentliche Rüstigkeit und Gewandtheit aus. Er zuerst, wie Warnery sagt, lehrte die Husaren ihre Säbel zu Fuß und zu Pferde mit Geschick zu gebrauchen, ohne Bügel aufzusitzen, auf dem Pferde jede Stellung zu nehmen, ohne dessen Lauf inne zu halten. Roß und Mann sollten hier völlig in Eins verschmelzen, die Ungleichheiten des Erdbodens wie zur Ebene werden, im Sturme der Bewegung besonnene Geschicklichkeit walten. Das Pferd schulmäßig abzurichten, auch das wildeste folgsam zu machen, und des unbändigsten noch Herr zu bleiben, war die Aufgabe jedes gemeinen Husaren; über tiefe Gräben, über hohe Hecken und Zäune hinwegzusetzen, durch Gebüsch und Gewässer vorzudringen, das mußte, ungeachtet aller Zufälle und Beschädigungen, rastlos versucht und geübt werden; das

Gewehr im vollen Reiten zu laden und wohlgerichtet abzufeuern, war ein noch schwierigeres Ziel der Vollkommenheit. In allen diesen Stücken ging Seydlitz mit glänzendem Beispiele voran, das seinen Untergebenen wie seinen Kammeraden zur Nacheiferung diente.

Doch war er mit den ihm nahestehenden Personen nicht immer so schweigsam und ernst; außer dem Dienste, bei Spazirritten und auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, oder wenn Gesellschaft, wo man Damen fand, besucht wurde, liebte er freie und muntere Unterhaltung. Er hielt auf gutes Ansehen in allen Dingen, auf geschmackvolle, vornehme Einrichtung, und seine Tafel mußte stets gut und reich besetzt sein, ungeachtet er selbst im Essen und Trinken sehr mäßig war. Insbesondere sorgte er für gute und vielfache Weine, und konnte es nicht leiden, wenn ein Gast aus Bescheidenheit die Sorte verschwieg, die er am liebsten trinken mochte; womit der General von Natzmer seinen Unwillen aufzuregen pflegte, denn dieser, so oft er zur Besichtigung der Schwadron nach Trebnitz kam, und bei dem Major zu Tische blieb, forderte jedesmal, um zu zeigen, daß er nicht so vornehm lebe und die Ueppigkeit mißbillige, gewöhnlichen Franzwein, der ihm dann auch gereicht wurde; aber um der unwillkommenen Lehre durch die That gleich wieder zu begegnen, ließ der stolze Wirth für sich selbst und die andern Gäste gerade dann die feinsten und kostbarsten Weine geben. Seine untergebenen Offiziere pflegten ihn häufig zu besuchen, und brachten in der Regel jeden Abend bei ihm zu. Hier wurde stark Taback geraucht, wenig getrunken, und nie gespielt; die Unterhaltung bestand in freundschaftlichem Gespräch. Der Vorgesetzte trat alsdann ganz zurück, und jede Meinung und jedes Urtheil durfte sich zwanglos äußern. Man sprach von den Angelegenheiten des Dienstes, von Kriegsvorfällen, man erörterte schwierige Verhältnisse, mögliche Aufgaben und Leistungen. Auch die Jagd und scherzhafte Abentheuer kamen zur Sprache; allein so gern Seydlitz eine soldatische Munterkeit gestattete, so litt er doch nicht, daß in seiner Gegenwart ehrwürdige Vorstellungen zum Gespötte mißbraucht wurden, und eben so wenig konnten rohe Unanständigkeiten

seinen Beifall gewinnen, obgleich er seinen Hang zur Sinnlichkeit nicht verhehlte, und alle Rücksichten, welche diesem entgegenstanden, als Vorurtheile behandelte. Seydlitz hat die Jahre, die er in Trebnitz gestanden, oft für die glücklichsten seines Lebens erklärt. In Sponsberg, zwei Meilen von Trebnitz, besuchte er häufig zu Mittag einen Herrn von Rüdiger, der eine angenehme wackre Frau hatte. Erst Abends spät kehrte man aus dem gastlichen Hause zurück, in dunkler Nacht von weißen Windhunden geleitet, die in der bergigen Gegend oft vom Wege abschweiften, denen man aber stets folgte, weil man sich wechselseitig mit Ehrenwort verpflichtet hatte, immer bei den Hunden zu bleiben. Von den Offizieren, welche in dieser Zeit am meisten um ihn waren, sind drei namhaft geblieben, die damaligen Lieutenants von Lossow und Zetmar, und der Kornet Hohenstock, welche sämmtlich bei seiner Schwadron standen, und denen er späterhin, als er das Regiment verlassen mußte, das Versprechen gab, ihrer stets eingedenk zu sein, und ihnen nach seinen besten Kräften die Wege zu eröffnen, auf denen sie ihr Glück und Verdienst erproben könnten. Diese Zusage erfüllte er auch treulich, und er gedachte noch im Jahre 1768, als Hohenstock, der von bürgerlicher Herkunft und vom gemeinen Husaren zum Major aufgestiegen war, die Befehlführung des Husarenregiments von Usedom erhielt, der frühen Verheißung mit Wohlgefallen. „Ich habe", sagte er zu Hohenstock, „mein in Trebnitz gegebenes Wort zu erfüllen gesucht, so gut ich konnte. Lossow, bereits Generalmajor, hat seinen Weg gemacht; Zetmar, der darauf gesetzt war, ist darauf umgekommen, und Ihnen ist der Wagen angespannt." Zetmar war nämlich in der Schlacht von Torgau an der Spitze des Husarenregiments von Zieten tödlich getroffen worden; von den beiden Andern aber wurde Seydlitz überlebt, Lossow starb als Generallieutenant, Hohenstock als Generalmajor, und aus den dankbaren Erinnerungen des letztern rühren die Nachrichten her, welche von diesem Verhältnisse treuer Kammeradschaft auf uns gekommen sind.

Im Herbste 1752 wurde Seydlitz zum Oberstlieutenant befördert, blieb als solcher aber in dem Husarenregimente

von Natzmer nur noch einige Wochen. Denn der König, unzufrieden mit dem Zustande, in welchem er bei der letzten Musterung das Dragonerregiment Prinz Friedrich von Würtemberg gefunden hatte, wollte demselben einen Befehlshaber geben, der es, wie der König zu sagen pflegte, in Ordnung brächte. Hiezu wurde Seydlitz ersehen, der seine bisherigen Kammeraden nun verlassen, und seinen Aufenthalt zu Treptow in Pommern nehmen mußte. Auch hier blieb er indeß nicht lange, denn schon im Anfange des Jahres 1753 wurde er als Kommandeur zu dem Kürassierregimente von Rochow, und hiedurch wieder nach Schlesien versetzt, wo das Regiment in Ohlau seinen Stab hatte. Die Verschiedenheit des Dienstes und der Fechtart, bei Husaren, Dragonern und Kürassieren, nahm der König hiebei vorsätzlich in Betracht; er setzte voraus, daß ein tüchtiger Reiteroffizier, besonders in höherer Stellung, an keine einzelne Waffengattung der Reiterei gebunden sein dürfe, sondern den Vortheil der Schnelligkeit und des Anstürmens, worin ihr Wesen im Allgemeinen beruhe, in jedem ihrer Zweige müssen finden und anwenden können. Die Bedingungen jeder Waffenart sollten von dem Anführer beherrscht werden, aber hiezu gerade mußten sie ihm genau bekannt und vertraut sein, und deßhalb brachte der König bei Beförderungen und Versetzungen der höheren Offiziere den für Einzelne oft unbequemen Wechsel von Husaren zu Dragonern und von diesen zu Kürassieren absichtlich hervor, damit in deren verschiedener Dienst- und Gebrauchsweise gleiche Fertigkeit erlangt würde. Bei Seydlitz fand sich diese schon ausgebildet. Er hatte als Kürassier angefangen, war dann lange Husar gewesen, darauf kurze Zeit Dragoner, und endlich wieder Kürassier geworden, und wiewohl er äußerlich bei dieser Waffe verblieb, als Inhaber eines Regiments zunächst ihr seine unmittelbare Sorgfalt widmete, und forthin nur in dieser Uniform und Rüstung erschien, so hielt er sich doch von partheiischer Vorliebe frei, blieb insbesondere doch den Husaren günstig, ließ aber jeder Waffe ihr Verdienst und ihre Ehre, und verlangte nur von aller Reiterei, daß sie neben ihrem besondern auch dem allgemeinen Zweck entspräche, und zum ungestümen Angriff muthig und brauchbar sei. Wirklich hatte er die Husaren

zum geschlossenen Einhauen gleich schwerer Reiterei ausgebildet, und jetzt bildete er diese zum kleinen Krieg und in zerstreuter Fechtart aus. Im Sommer des Jahres 1755 wurde er in dem genannten Regiment Oberst, und auf dieser Stufe fand der im folgenden Jahre ausbrechende siebenjährige Krieg den jungen Helden, der bestimmt war, eine der glänzendsten Erscheinungen dieser thatenreichen Feldzüge zu werden.

Beim Einrücken des preußischen Heeres in Sachsen war Seydlitz mit seinem Regimente in dem Truppenzug, welchen der Herzog Ferdinand von Braunschweig am 29. August 1756 von Halle über Leipzig gegen Pirna hinanführte. Seydlitz verweilte einige Tage in Leipzig, wo er mit Beitreibung von Kriegssteuern und Brodlieferungen, welche der Stadt auferlegt worden, zu thun hatte, und hierüber unmittelbar an den König berichtete. Bald aber befand er sich wieder bei dem inzwischen von Pirna nach Böhmen vorgerückten Theile des Heeres, der die Oesterreicher, welche zum Entsatze der bei Pirna eingeschlossenen Sachsen heranzogen, beobachten mußte. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig befehligte hier die Vorhut, der Feldmarschall Graf von Gesler die Reiterei, der Feldmarschall Keith den ganzen Heertheil, bis der König selbst hier eintraf, den Oberbefehl nahm, und den Feind anzugreifen beschloß. Am 1. Oktober bei dem Flecken Lowositz kam es zur Schlacht; ein dicker Nebel bedeckte das Feld, doch unterschied man feindliche Reiterei; der König ließ Seydlitz rufen, und fragte ihn, ob er mit seinen Kürassieren jene Reiterei werfen würde? „Ja, Ew. Majestät“, antwortete Seydlitz, „doch die Kanonen von Lowositz würden auch mich bald wieder zurückweisen.“ Der König, dem diese Antwort nicht gefiel, ließ nun die gesammte Reiterei zwischen dem Fußvolk durch in drei Treffen aufrücken, und zuerst, um die Stellung und Stärke des Feindes aufzuhellen, erhielten 15 Schwadronen Dragoner den Befehl zum Angriff. Sie trafen auf 25 feindliche Schwadronen, schlugen diese augenblicklich in die Flucht, sahen aber bald im Verfolgen ihre Flanken feindlichem Fußvolk und Geschütz bloßgegeben, und mußten deßhalb zurückweichen, worauf die österreichische Reiterei verstärkt wieder vorrückte. Den Dragonern, die schnell

wieder in Ordnung standen, hatten sich indeß die Kürassiere, bei welchen auch Seydlitz mit seinen 5 Schwadronen war, so wie auch die noch übrigen Dragoner und Husaren, kampfbegierig ohne Befehl angeschlossen, und diese gesammte Reiterei, 71 Schwadronen stark, fiel mit Ungestüm abermals auf den Feind, der dieser Uebermacht keinen Augenblick widerstehen konnte, sondern in Verwirrung die Flucht ergriff. Ein tiefer, sumpfiger Graben, hinter welchem das österreichische Fußvolk gesichert stand, hemmte die Verfolgung, doch Seydlitz fand eine steinerne Brücke, sprengte hinüber, und ein Theil seiner Reiter folgte ihm, aber jenseits blieben viele Pferde im sumpfigen Boden stecken, zugleich hob in der Front und auf beiden Flanken ein heftiges Gewehr- und Geschützfeuer an, während herbeigeeilte frische österreichische Reiterei drohend in die rechte Flanke vorrückte, die preußischen Geschwader mußten nun wieder ihrerseits in Unordnung das Feld räumen, und konnten erst im Schutz ihrer Kanonen am Fuß einer Anhöhe sich wieder aufstellen. Sie hatten großen Verlust erlitten; unter den Getödteten waren zwei Generale, von Lüderitz und von Oertzen; und mehrere Offiziere und viele Gemeine, die ihre Pferde verloren hatten, waren in Gefangenschaft gerathen. Der König, dessen durch einen Adjutanten abgeschickte Befehle dem unzeitigen Angriff nicht hatten vorbeugen können, zog seine Reiterei hinter das Fußvolk zurück, führte nunmehr dieses in den Kampf, eroberte Lowositz, und nöthigte den Feind zum Rückzuge, der in guter Fassung geschah, indem die Schwierigkeiten des Bodens dem Sieger nicht erlaubten, seine Reiterei zum Verfolgen zu gebrauchen. Da Seydlitz in dieser Schlacht nicht selbstständig zu handeln hatte, so darf ihm die Unzeitigkeit des Angriffs nicht zur Last fallen, wohl aber ihm wie den anderen Ausführenden der augenblickliche Erfolg zur Ehre gelten. Auch scheint der König, wenn schon den Angriff mißbilligend, den Eifer und Ungestüm seiner Reiterei als Zeugniß ihrer Tüchtigkeit nicht ohne Wohlgefallen erkannt zu haben.

Nachdem der König durch den Sieg von Lowositz die Oesterreicher abgewehrt, ließ er seine Truppen zur Beobachtung in Böhmen stehen, und wandte sich gegen die Sachsen

zurück, denen jeder Ausweg und jede Hülfe versperrt wurde, und die endlich das Gewehr strecken mußten. Das preußische Heer nahm seine Winterquartiere in Sachsen und Schlesien längs der Gränzen von Böhmen. Seydlitz bekam in Dresden seinen Standort. Ein Schreiben, welches er am 24. Januar 1757 von dort an den König gerichtet, hat sich erhalten, und verdient, daß wir es auch hier aufbewahren, da es einen bezeichnenden Ausdruck sowohl für die Person als für die Verhältnisse liefert; dasselbe lautet: „Ew. Majestät sage im Namen sämmtlicher Offiziers Rochow'schen Regiments den allerunterthänigsten Dank vor die Winterquartier-Gelder, so Hochdieselben gnädigst geruhet uns auszahlen zu lassen. Wir haben dieser abermals empfangenen Wohlthat nichts als den ohndem schuldigen Eifer vor Ew. Majestät Interesse entgegenzusetzen, welcher bei uns unauslöschlich sein soll. Ein ungleich größerer Gewinnst wird es vor immer sein, wenn Ew. Majestät den heutigen Tag noch oft sieghaft und gesund zurücklegen.“ In jener Zeit war das Schreibewesen dem Kriegsmanne meist nur nothdürftig kund, aber der Karakter trat um so leichter an die Stelle des Talents, kurz und einfach sprachen Gesinnung und Sache sich aus, und man sieht in obigen Zeilen, bei aller Wortkargheit Seydlitzens, den Dank wie die Gelegenheit des Tages mit einer ganz guten Wendung ausgedrückt, die nicht ohne Anmuth ist. Daß die Ruhe der Winterquartiere für die Truppen nicht ungenützt verstreichen durfte, und besonders Seydlitz nichts versäumte, um seine Reiter in besten Stand zu setzen, und ihre Brauchbarkeit auf alle Weise zu erhöhen, ist mit Gewißheit anzunehmen, da der König dies wiederholt allen Befehlshabern einschärfte, und schon der Umstand, daß jede Kürassierschwadron während des Winters um 24 Köpfe vermehrt wurde, die thätigste Sorgfalt forderte; wobei den Vergnügungen, welche Dresden darbot, immer Zeit genug verbleiben konnte.

Den Feldzug des Jahres 1757 eröffneten die Preußen mit gerüsteter Kraft schon im April, und drangen mit vier Heertheilen zugleich von vier Seiten in Böhmen ein. Seydlitz war bei den Truppen, welche unter dem Oberbefehl des

Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau vom Erzgebirge her nach Kommotau und in dieser Richtung weiter gegen Prag vorrückten. Der General von Zieten befehligte den Vortrab dieses Zuges, und Seydlitz hatte sich bei dem Könige als besondere Gnade erbeten, mit seinem Regimente bei diesem Vortrab unter dem Befehl jenes von ihm sehr verehrten Generals dienen zu dürfen. Es fielen zahlreiche Reitergefechte vor, in welchen Seydlitz neben Zieten sich als tapferer Anführer auszeichnete; zum Theil unter den Augen des Königs, mit dessen Hauptstärke jener Truppenzug sich bald vereinigte. Bei Prag, wohin der Feind zurückgewichen war, folgte Zieten für seine Person dem Könige auf das rechte Ufer der Moldau, wo es am 6. Mai zu einer großen Schlacht kam, deren Verlauf hier um so weniger zu wiederholen ist, da die Truppen, bei welchen Seydlitz verblieben war, keinen Theil an ihr nahmen, denn Fürst Moritz, der auf dem linken Ufer der Moldau weilte, hatte zwar vom Könige den Befehl erhalten, an jenem Tage bei Klein-Kuchel oberhalb Prag über die Moldau zu gehen, um den Feind im Rücken anzugreifen, allein die vorhandenen Brückengeräthschaften reichten nicht aus, und diese Truppen, welche den geschlagenen Feind durch ihren Angriff hätten vernichten können, mußten den jenseitigen Vorgängen müssig zusehen. Seydlitz, von Ungeduld ergriffen, wollte bei Branick mit seiner Reiterei ohne weiteres durch den Fluß setzen, allein er wurde berichtet, die Schnelligkeit des Stroms und der bewegliche Triebsand erlaubten dies nicht; um zu erproben, wiefern diese Angabe richtig sei, wagte er sich persönlich in die Fluthen, gerieth aber alsbald in Lebensgefahr, denn zum Schwimmen war das Wasser zu seicht, und sein Pferd versank bis an den Hals im Triebsand, der sogar schon in die Pistolenhalfter einlief, und der Widerstrebende konnte nur mit großer Anstrengung und Gefahr durch einige seiner Leute vom Pferde gerissen, und wieder auf's Ufer gebracht werden.

Nach gewonnener Schlacht hielt der König den Feind in Prag eingeschlossen, und traf Anstalten, die Stadt durch Beschießung zur Uebergabe zu zwingen. Ein Theil der

österreichischen Truppen hatte sich aber tiefer in's Land zurückgezogen, und sowohl diese, als andere unter dem Feldmarschall Grafen von Daun heranrückende Truppen, die sich mit jenen zum Entsatz von Prag vereinigen konnten, mußten beobachtet werden. Diesen Auftrag erhielt Zieten, der mit 40 Schwadronen vorrückte, dann aber der Herzog von Braunschweig-Bevern, dem außer dieser Reiterei noch Truppen von allen Waffen zugetheilt waren. Da jedoch Daun täglich neue Verstärkungen erhielt und dreister heranrückte, so beschloß der König, sich selbst an die Spitze jener Beobachtungstruppen zu stellen, und nachdem er auch seinerseits noch einige Verstärkungen herangezogen, glaubte er es mit dem wenn auch zahlreicheren Feinde aufnehmen zu können.

Der König befand sich mit den wenigen Bataillons und Schwadronen, die er von Prag herbeigeführt, anfangs allein der ganzen Uebermacht Daun's ausgesetzt, der aber keinen Angriff wagte, und dem Könige Zeit ließ, mit seinen anderen Truppen zusammenzustoßen. Der Oberst von Warnery sagte hierauf zum Könige: „Daun hat einen guten Streich verfehlt.“ Der König schwieg, aber Seydlitz, der zugegen war, versetzte: „Daun hat natürlich nicht glauben können, daß ein König von Preußen eine Patrouille in's Land führt!“ Dieses kühne Wort mißfiel nicht, es stellte die Kühnheit des Königs heraus.

Bald aber zweifelte der König, ob wirklich Daun, und so stark wie ihm gemeldet worden, gegenüberstehe; doch bestätigten alle Nachrichten diese Thatsache, und der verneinende Eigensinn des Königs veranlaßte unangenehme Auftritte und bedenkliche Stimmungen. Am 17. Juni Mittags, als der König mit seinen Truppen aus der Gegend von Kaurzim gegen Kuttenberg vorrücken wollte, erblickte er endlich mit eignen Augen das ganze feindliche Heer vor sich, auf den Anhöhen vorwärts von Kriechenau sehr vortheilhaft gelagert, in einer Stellung, die in der Fronte durch sumpfige Niederungen gedeckt, in der linken Flanke aber deßhalb nicht anzugreifen war, weil die dazu erforderlichen Bewegungen des preußischen Heeres ihm die Verbindung mit Prag und Schlesien unterbrochen hätten. Nur die rechte Flanke der Oester-

reicher schien einen Angriff zuzulassen, und diesen wollte der König sogleich unternehmen, entschlossen wie er war, eine Schlacht zu liefern, zu der allerdings die wichtigsten Beweggründe ihn drängten. Noch am nämlichen Nachmittage ließ er sein kleines Heer links abmarschiren, und die Richtung auf Planian nehmen. Daun jedoch erkannte aus dieser Bewegung die Absicht des Königs, hob noch am Abend sein Lager auf, und nahm während der Nacht eine neue Stellung auf den Anhöhen hinter dem Dorfe Chotzemitz, in welcher ihn die Preußen am andern Morgen vorfanden. Der König setzte aber deßungeachtet seine Bewegung fort, und entwickelte seine Truppen längs der Kaiserstraße zwischen Planian und Kollin. In dieser Stellung wurde fürerst Halt gemacht. Aus den obern Fenstern eines an der Straße gelegenen Wirthshauses, zur goldenen Sonne genannt, prüfte der König durch sein Fernrohr nochmals genau die nunmehrige Stellung des Feindes, deren außerordentliche Stärke er sehr wohl erkannte, so daß er eine Weile sein Vorhaben aufzugeben schien; da jedoch die rechte Flanke Daun's wiederum als der verhältnißmäßig schwächere Theil seiner Stellung erkannt wurde, und eine Entscheidung durchaus nothwendig war, so blieb der frühere Beschluß fest, und seine Ausführung wurde nach der neuen Lage der Sachen durch den König selbst angeordnet, der den versammelten Generalen sogleich mündlich die näheren Befehle gab.

Es war schon über die Mittagszeit des 18. Juni, als die Preußen sich abermals in Bewegung setzten. Der König wollte mit seinem linken Flügel den rechten Flügel des Feindes angreifen, und hiezu seine ganze Stärke dorthin verfügbar haben; er befahl daher, sein rechter Flügel solle sich von dem gegenüberstehenden Feinde ganz zurückhalten, um zur Unterstützung jenes Angriffs frische Truppen liefern zu können. Die meiste Reiterei, 100 Schwadronen, wurde gleichfalls auf den linken Flügel gezogen. Hievon sollten 50 Schwadronen Husaren, unter Zieten's Anführung, die feindliche Reiterei, welche unter Nadasdy's Befehl die linke Flanke Daun's deckte, aus dem Felde vertreiben, die anderen 50 Schwadronen sollten zum Hauptangriff mitwirken. Die-

ser wurde durch den General von Hülsen mit 7 Bataillons, 30 Schwadronen und einigem Geschütz gegen das Dorf Krzeczhorz, welches der Feind vor seinem rechten Flügel stark besetzt hatte, lebhaft eröffnet. Der Widerstand war aber größer als man vermuthet hatte. Denn der österreichische Feldherr, aufmerksam gemacht, daß hauptsächlich sein rechter Flügel bedroht sei, hatte frühzeitig seine Stellung verändert, sich mit allen Truppen mehr rechts gezogen, und seinen rechten Flügel durch Geschütz und eine gegen Krzeczhorz gerichtete Flankenstellung gestärkt, so wie auch den rechts von diesem Dorfe liegenden Eichbusch mit Fußvolk besetzt. Nadasdy wich vor dem Angriffe Zieten's hinter den Eichbusch zurück, kam aber bald wieder hervor; Seydlitz, anfangs 15 Schwadronen befehligend, wurde jetzt mit 25 Schwadronen vom Könige zur Unterstützung Zieten's abgeschickt, und ein heftiger Reiterangriff warf Nadasdy's Truppen weit zurück, die Preußen aber, durch den Boden gehemmt, und aus dem Eichbusch in Flanke und Rücken beschossen, konnten ihren Vortheil nicht behaupten, sondern zogen sich in ihre frühere Aufstellung zurück. Mittlerweile hatte Hülsen das Dorf Krzeczhorz erstürmt und 7 Kanonen genommen, stieß dann auf die österreichische Flankenstellung, und für sich allein nicht stark genug zu neuem Angriff, behauptete er sich wenigstens in guter Stellung, indem er das Feuer fortsetzte, und das Herankommen von Unterstützung erwartete. Allein der König hatte das nachrückende Haupttreffen zu früh Halt machen lassen, und der Vorstellungen des Prinzen Moritz nicht geachtet, welcher meinte, daß die von ihm befehligten Truppen, um den bestimmten Angriffspunkt zu erreichen, noch länger im Marsch bleiben und bis gegen den Eichbusch vorrücken müßten. Da im Laufe des Tages Daun sein Heer stark rechtshin gezogen hatte, so befanden sich die preußischen Fußvölker, die jenem die Flanke abgewinnen sollten, nur erst vor dessen Front, und als der König bald darauf den Befehl gab, die Truppen sollten aufmarschiren und den Feind angreifen, erneuerte Prinz Moritz seine Vorstellungen ohne Erfolg. Der König gerieth in Zorn, und duldete keinen weiteren Widerspruch. Das Fußvolk, 22 Bataillons stark,

marschirte auf, und stand dem Dorfe Chotzemitz gegenüber; der linke Flügel dieser Linie mußte sogleich vorrücken, der rechte, unter dem General von Manstein, sollte noch außer dem Gefecht bleiben; diesen letzteren Befehl erhielt auch der Theil der Reiterei, der auf dieser Seite noch zurückgeblieben war. Ungeachtet große Lücken zwischen der Reiterei Zieten's, der Stellung Hülsen's und den Truppen des Prinzen Moritz bemerklich waren, und die letztern, welchen im Vorrücken sogleich vom Könige befohlen wurde, sich links zu ziehen, dadurch neue Zwischenräume entstehen ließen, zu deren Ausfüllung man einige Bataillons aus dem zweiten Treffen heranzog, so ließ doch im Ganzen die Sache der Preußen sich vortheilhaft an; Hülsen's Grenadiere drangen in den Eichbusch, und er selbst und Prinz Moritz, als dieser mit 9 Bataillons hieher gedrungen war, erstürmten die große feindliche Batterie bei Krzeczhorz, und warfen einen Theil des österreichischen Treffens in Unordnung zurück. Die preußische Reiterei schien jetzt einen Hauptschlag ausführen zu müssen, allein sie versäumte den Augenblick, sei es, daß die Schwierigkeiten des Bodens ihr zu groß dünkten, oder daß neuer Befehl und weitere Entwickelung der Sachen ihr nöthig schienen. Auf österreichischer Seite dachte man schon an Rückzug, und die Preußen waren im Begriff, den Sieg an sich zu reißen, allein Daun hatte seine Mittel noch keineswegs erschöpft. Sein Fußvolk eroberte den Eichbusch wieder, und setzte sich darin fest; auch Nadasdy's Reiterei drang nach erhaltener Verstärkung auf's neue vor, und wiewohl sie durch Zieten's raschen Anlauf sogleich geworfen wurde, so mußte dieser doch ebenfalls gleich wieder aus dem mörderischen Flankenfeuer des Eichbusches sich zurückziehen. Mit diesem Augenblicke begann die für die Preußen ungünstige Wendung der Schlacht. Der König wurde besorgt, und ließ von Zieten's Reiterei 15 Schwadronen unter dem Befehle von Seydlitz als Rückhalt hinter dem linken Flügel des vorgedrungenen Fußvolkes sich aufstellen. Unglücklicherweise konnte dieses Fußvolk durch kein frisches mehr unterstützt werden. Denn fast gleichzeitig mit dem linken Flügel hatte der General von Manstein, gegen den Befehl des Königs, aber durch

die Aeußerung eines Adjutanten desselben irr geworden, mit den Bataillons der Mitte einen Angriff gemacht; anfangs nur in der Absicht, das vor der Fronte liegende Dorf Chotzemitz einzunehmen, allein das Gefecht wurde bald allgemein, und alle Bataillons kamen in's Feuer. Der Feind wurde auch hier geworfen, die Preußen drangen muthig vor; allein ihr Vorrücken brachte sie nur unter die feindlichen Kartätschen. Der König eilte herbei, konnte aber den Kampf nicht mehr entwirren; auch mußte seine Aufmerksamkeit sich wieder dem linken Flügel zuwenden, in dessen Flanke zwei Linien österreichische Reiterei sich zeigten. Ein vom Könige befohlener Reiterangriff des alten Generals von Pennavaire mußte gleich den früheren, bei anfänglichem Erfolg, vor dem Gewehr- und Geschützfeuer aus dem Eichbusch allen Vortheil wieder aufgeben. Seydlitz, hier zum erstenmal selbstständig an der Spitze einer Kürassier-Brigade, nämlich 10 Schwadronen der Regimenter Rochow und Prinz von Preußen, denen 5 Schwadronen Dragoner — das Regiment Normann — zugetheilt waren, ersah einen günstigen Augenblick, brach aus seiner Stellung in den ebenen Raum hervor, der sich zwischen dem Eichbusche und dem feindlichen rechten Flügel darbot, und deckte dadurch die linke Flanke des preußischen Fußvolks, hielt sich aber dabei nicht auf, sondern fiel stürmend in den Feind, warf zuerst ein Regiment Fußvolk in die Flucht, dann zwei Reiterregimenter, die ihm entgegenkamen, und während er diese mit den Kürassieren verfolgte, drangen die Dragoner unter ihrem Anführer Major von Platen links in das zweite Treffen der Oesterreicher, wo sie abermals ein Regiment Fußvolk niederrannten und dessen Fahnen eroberten; sächsische Karabiniers wollten ihnen den Rückzug abschneiden, die Dragoner aber machten mit Zügen kehrt, und stürzten mit solchem Ungestüm auf die Sachsen, daß diese mit Geschrei davonjagten und 2 Standarten einbüßten. Allein dieser Sturm ließ sich nicht fortsetzen, die Pferde waren athemlos, die Schwadronen auseinander, und da feindliche Uebermacht abermals die linke Flanke bedrohte, so wurde auch diese glänzende Waffenthat nutzlos, und Seydlitz mußte seine Reiter bis hinter Krzeczhorz zurückführen. Ein

erneuter Angriff Pennavaire's gelingt nicht, so wenig wie zwei andere, welche der König selbst und dann Prinz Moritz mit wenigen und schon erschütterten Schwadronen versuchen. Noch behauptet sich auf der eroberten Anhöhe das Fußvolk im hartnäckigsten Kampfe, allein das Pulver fängt an zu fehlen, Unterstützung erscheint nicht, von Gewehr- und Geschützfeuer getroffen, durch die eigene Reiterei in Unordnung gebracht, und unvermuthet nun von der feindlichen angefallen, sehen die heldenmüthigen Schaaren sich überwältigt, und die Schlacht ist verloren. Vergebens will der König, so tapfer wie seine Grenadiere, einen kleinen Haufen noch zum Sturm führen. Daun rückte mit ganzer Macht vor, und auch die Mitte und der rechte Flügel der Preußen wurden nach großem Kampf und Verlust geschlagen. Auch Nadasdy zeigte sich nochmals, den aber die Reiterei von Zieten auf's neue zurückwies, und diese deckte, das Schlachtfeld bis zur Dunkelheit behauptend, den langsamen Rückzug, den keine Verfolgung störte. Zieten selbst war beim Angriff auf eine österreichische Batterie, wozu Prinz Moritz ihn aufgefordert, verwundet worden. Jede Reiterschaar folgte nun ihrem besondern Anführer. Der General Werner, und die Obersten Seydlitz und Warnery blieben die Nächsten am Feind. Seydlitz, der sich auf die Kaiserstraße gezogen, rückte auf dieser, längs der ganzen österreichischen Fronte, die beträchtlich vorgegangen war, ruhig gegen Planian, wo die Truppen sich wieder sammelten. Die Preußen hatten 45 Kanonen, 22 Fahnen und von 18,000 Mann Fußvolk über 12,000 verloren, von der Reiterei kaum 1500 Mann. Der König hatte für sein Unternehmen zu wenig Fußvolk, er selbst war von seinem ersten Angriffsplan, Manstein von dem erhaltenen Befehl abgewichen, deßhalb ging die Schlacht verloren; die Truppen jedoch hatten ihre Schuldigkeit gethan, und nur die Reiterei ihrer Aufgabe nicht ganz entsprochen. Der König war unzufrieden mit ihr, und nicht zu Lob und Anerkenntniß aufgelegt; aber Seydlitz hatte durch die kühne Sicherheit und unwiderstehliche Gewalt, mit denen er eingewirkt, als ein großes Beispiel hervorgeleuchtet, das nicht unbelohnt bleiben sollte. Am 20. Juni, zwei Tage nach der Schlacht von

Kollin, erhielt Seydlitz die Ernennung zum Generalmajor. Er war erst 36 Jahr alt, und also für diese Würde noch sehr jung; als aber der um 20 Jahr ältere Zieten, der nach der Schlacht bei dem Könige ihn bestens gerühmt und zu seiner Beförderung redlich beigetragen hatte, wegen derselben ihm jetzt Glückwünsche brachte, soll er lächelnd erwiedert haben: „Wenn etwas aus mir werden soll, Ew. Exzellenz, so war es Zeit, denn ich bin schon 36 Jahr alt.“ Der Major von Platen, der unter Seydlitz so tapfer mitgefochten hatte, wurde zum Obersten befördert.

Die nächste Folge der verlorenen Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag, und die allmählige Räumung Böhmens. Die bei Kollin geschlagenen Truppen übergab der König dem Befehl seines Bruders August Wilhelm, der mit ihnen, von der österreichischen Hauptstärke bedrängt, den Rückzug nach der Lausitz antrat. Die Geschichte dieses Rückzuges und seine traurigen Folgen sind anderweitig erzählt, und wir haben hier nur nachzutragen, was Seydlitz dabei betrifft. Er gehörte mit seiner Brigade von 10 Schwadronen zu den Truppen, welche der General Graf von Schmettau dem Heere vorausführte. Als diese am 19. Juli in der Lausitz bei Zittau anlangten, fanden sie den Eckartsberg von feindlichem Fußvolke stark besetzt, und etwa 40 Schwadronen Reiterei rückten in der Ebene heran. Hier beherrschten Einsicht und Besonnenheit den kühnen Kampfesmuth, und Seydlitz erklärte, einer solchen Uebermacht in dieser Lage mit 10 Schwadronen zu widerstehen, sei ganz unthunlich. Die Preußen wichen demnach aus, und zogen in die Stadt. Am folgenden Tage erschien die ganze Macht des Feindes, und besetzte die Anhöhen so wie die Ebene bei Herwigsdorf, wodurch die Preußen in Zittau für den Augenblick von der Hauptstärke des Prinzen August Wilhelm, die noch zurück in Böhmen war, sich abgeschnitten sahen. Schmettau mußte erwarten, daß die Stadt würde angegriffen und beschossen werden, wobei die Reiterei von keinem Nutzen sein konnte, sie sollte daher versuchen, zu dem Heere des Prinzen zurückzukehren. Seydlitz machte sogleich seine Anstalten. Die Vorstadt von Zittau gegen Herwigsdorf wurde

mit Fußvolk besetzt, darauf 100 Husaren, die bei Schmettau verbleiben sollten, und die Packpferde der Offiziere nebst den Zugpferden des Geschützes in die nächsten Felder geschickt, wo das Getraide rasch gemäht und auf die Pferde geladen wurde. Bei diesem Erscheinen der Preußen rückten die Oesterreicher aus ihrem Lager, und ein vorgeschobener Wachtposten von beinahe 1200 Reitern saß augenblicklich zu Pferde. Da jedoch die gesammte preußische Reiterei bereits abgesessen war und nur mit Futterholen beschäftigt schien, so kehrte das österreichische Fußvolk bald in's Lager zurück, und die Reiter saßen wieder ab: mittlerweile hatte Seydlitz mit seinen Schwadronen längs der Vorstadt hin eine Kette gebildet, und als das Futterholen beendigt war und die beladenen Pferde wieder zur Stadt kehrten, ließ er plötzlich Appell blasen, seine Reiter vereinigten sich rasch von beiden Enden gegen die Mitte, brachen ungestüm hervor, und überrannten in geschlossenem Angriff die feindliche Reiterei, bevor sie nur zum Aufsitzen kam; sie wurde zersprengt, und konnte gänzlich aufgerieben werden; allein Seydlitz durfte nicht säumen, die kurze Frist für sein Entkommen zu benutzen, er brach in geschlossener Ordnung gerade durch, ließ dann seine Linie abbrechen, und eilte im schärfsten Trabe seinen Weg dahin, der ihn dem erstaunten Feinde schnell aus dem Gesichte, und mit aller seiner Mannschaft glücklich zu dem Prinzen August Wilhelm führte.

Der König mußte sich alsbald gegen die Franzosen wenden, welche gegen seine Verbündeten in Westphalen und Hannover eingedrungen waren, und auch von Thüringen her gegen ihn anrückten. Er sandte von Dresden zuerst Seydlitz mit 10 Schwadronen Husaren und 5 Schwadronen Dragonern nach Leipzig voraus, um den französischen General Turpin zu verjagen, der sich mit seinen Husaren in die Gegend von Halle vorgewagt hatte. Seydlitz hoffte denselben in der Nacht zum 4. September in Merseburg aufzuheben, fand aber den Feind nicht mehr, und stieß bei Grimma wieder zu den Truppen, welche der König in Person gegen die Franzosen und die mit ihnen vereinigten österreichischen und Reichstruppen heranführte. Er machte den

Vortrab, und traf zuerst den Feind am 7. September in Pegau, wo das Thor jenseits der steinernen Elsterbrücke verrammelt und das nächste Gemäuer durch Schützen vertheidigt war. Seydlitz hatte kein Fußvolk, seine Reiter aber waren zu jedem Dienst eingeübt; er ließ 100 Husaren absitzen und das Thor angreifen, welches auch sogleich gesprengt wurde, worauf er mit sämmtlicher Reiterei im Galopp über die Brücke eindrang, und durch die Stadt durchjagend auf der entgegengesetzten Seite wieder in's Feld gelangte, dort zwei österreichische Husarenregimenter, die hinter einem Engwege vortheilhaft gestellt waren, ohne Säumen angriff, warf, bis Zeitz verfolgte, und mit 350 Gefangenen zurückkehrte. Am folgenden Tage zeigte sich ein Theil dieser geschlagenen Truppe wieder bei der Brücke über die Saale, unfern Schulpforta, wurde aber auf's neue mit Verlust geworfen und zerstreut. In Buttstädt erfuhr der König den unglücklichen Vertrag von Kloster-Seven, wodurch die hannöverschen Truppen wehrlos wurden, und nun auch das französische Hauptheer unter dem Herzog von Richelieu gegen ihn heranrücken konnte. Die kleine preußische Heerschaar durfte nun nicht weiter vorgehen, doch wollte der König gern die bei Erfurt unter dem Fürsten von Soubise versammelten Truppen aus dieser Nähe zurückdrängen, und führte in dieser Absicht 2000 Reiter und 3 Bataillons Fußvolk dorthin. Der Versuch gelang, Soubise wich zurück, und der König folgte ihm den 15. September mit seinen Reitern nach Gotha, wo die österreichischen Husaren nochmals geworfen und bis gegen Eisenach verfolgt wurden. Seydlitz blieb mit 20 Schwadronen zur Beobachtung des Feindes stehen, der König aber begab sich wieder nach Erfurt zu seinen übrigen Truppen, über deren Schwäche er den Feind auf alle Weise zu täuschen strebte. Am 17. September meldete Seydlitz, der mit seinen Husaren über Gotha hinausgerückt stand, seine Dragoner aber rückwärts theils in diese Stadt, theils nach Gumbstädt gestellt hatte, die feindlichen Truppen verschanzten sich bei Eisenach, und wollten dort den Angriff des Königs abwarten, froh daß ihnen diese Stellung verblieben. Da Seydlitz an diesem Tage den Tod des Generals von Winterfeldt erfahren, so

gedachte er in seinem Schreiben auch dieses Ereignisses, das ein jeder, dem des Königs Interesse zu Herzen gehe, beklagen werde; sein Antheil war aufrichtig, Partheisucht und Neid lagen ihm fern, er schmeichelte der Gunst nicht, wie er keine Feindschaft fürchtete; mit Winterfeldt hatte er in bestem Vernehmen gestanden, und in ihm die großen Eigenschaften des Kriegers wie den edlen hohen Sinn des Menschen verehrt, ohne deßhalb Schmettau's oder Zieten's Verdienst weniger zu achten.

Die Franzosen glaubten, der König sei noch in Gotha, und Seydlitz suchte sie darin zu bestärken, indem er sie angriffsweise beunruhigte, ihre vorgeschobenen Posten in der Nacht überfiel, und bis Mechterstädt zurückjagte. Der Prinz von Hildburghausen, der die Reichstruppen befehligte, hatte jedoch bessere Kundschaft, und forderte Soubise auf, mit vereinten Kräften die Preußen aus Gotha zu vertreiben. Sie rückten daher mit 6000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern nebst einigem Geschütz am 19. September früh von drei Seiten gegen Seydlitz an. Dieser, bei Zeiten benachrichtigt, zog sich in bester Ordnung allmählig weit hinter Gotha zurück, ließ dann seine Schwadronen gegen den Feind aufmarschiren, die Husaren von Szekely im ersten Treffen, das Dragonerregiment Meineke im zweiten, und weiter rückwärts mußte das Dragonerregiment Katt sich zu einer langen eingliedrigen Reihe ausdehnen, die für die Ferne das Ansehen einer großen Truppenstärke gab. Er hatte es so eingerichtet, daß diese lange Reihe, im Fall es nöthig würde, auf das erste Zeichen wieder geschlossen dastehen, und ihm den Rückzug decken könnte. Wirklich glaubte der Feind, eine bedeutende Macht vor sich zu haben, und Seydlitz bestärkte ihn darin durch Abschickung eines Dragoners nach Gotha, der dort als Ausreißer ankam und erzählte, der König sei mit ganzer Macht im Anzuge. Als der Feind unentschlossen in seinen Bewegungen innehielt, ließ Seydlitz einige Schwadronen Husaren absitzen, schob sie als Fußvolk in die Zwischenräume der Reiterei, und begann hierauf mit der ganzen Linie vorzurücken. Nun zweifelte der Feind nicht länger, da er Fußvolk sah, daß die Hauptmacht nahe sei; er bestand

die wiederholten Angriffe nicht, welche die vordersten Schwadronen, erst lässiger, dann ungestümer, auf ihn machten, bis zuletzt eine Schaar Husaren und Dragoner mit verhängtem Zügel in die Stadt sprengten, wo die Reichstruppen schon in vollem Rückzuge waren, und Soubise, der auf dem Schlosse zu Mittag speiste und der Herzogin mit größtem Lobe von den preußischen Husaren sprach, nicht eilig genug auf's Pferd kommen und das Freie gewinnen konnte. Ueber 60 Mann wurden in Gotha gefangen, dazu 4 Stabsoffiziere, 4 Lieutenants, und große Beute an Pferden und Gepäck, unter letzterem sehr viele Putz- und Bequemlichkeitssachen, welche dem Spott und Scherze reichlich Stoff gaben. Seydlitz griff jenseits Gotha den Nachtrab des Feindes nochmals an, brachte ihm neuen Verlust bei, und ließ ihn bis gegen Eisenach nicht zu Athem kommen. Dieser glänzende Erfolg, wo die Reiterei alles geleistet, was man von ihr und dem Fußvolk vereint nur erwarten durfte, wurde von dem Könige mit besonderem Wohlgefallen gewürdigt, so daß er einen eignen Zeitungsartikel darüber anfertigen ließ, und noch lange nachher, bei Abfassung seiner Geschichtbücher, das an diesem Tage von Seydlitz erworbene Verdienst umständlich zu dessen größtem Ruhm erörterte. „Jeder andere Offizier", heißt es daselbst, „wäre mit sich zufrieden gewesen, aus einer so schwierigen Lage sich ohne Verlust herauszuziehen; Herr von Seydlitz würde nicht begnügt gewesen sein, hätte er sich nicht mit Vortheil herausgezogen. Dieses Beispiel beweist, daß die Fähigkeit und Entschlossenheit eines Generals mehr im Kriege entscheiden, als die Zahl der Truppen. Ein mittelmäßiger Anführer in solcher Lage wäre durch die sichtbare Uebermacht des Feindes entmuthigt worden, hätte sich bei deren Annäherung zurückgezogen, und die Hälfte seiner Leute in einem Nachtrabsgefecht verloren, welches die überlegene feindliche Reiterei schleunigst anknüpfen mußte. Die treffliche Verwendung des in breiter Ausdehnung dem Feinde von fern gezeigten Dragonerregiments gab dem Herrn von Seydlitz Gelegenheit, großen Ruhm in einer so mißlichen Sache zu erwerben." In seinem Bericht an den König von diesem Vorgange bat Seydlitz für's Künftige um Verstärkung,

„denn das heutige Manöver“, sagt er, „wird schwerlich zweimal gelten.“ Der König rief ihn aber schon am 20. September Abends mit allen Truppen von Gotha zurück, und da meinte Seydlitz, er getraue sich mit seiner schwachen Schaar am hellen Tage ohne Verlust abzuziehen, „denn die Furcht vor Ihro Majestät Waffen“, so schrieb er, „ist bei dem Feinde nicht geringe.“

Die Lage des Königs war in dieser Zeit überaus schwierig geworden, und es bedurfte großer Aufmerksamkeit und Anstrengung, um gegen die Menge seiner Feinde überall aufzukommen, Böhmen hatte er räumen müssen, Sachsen und Schlesien waren von den Oesterreichern bedroht, in Preußen rückten die Russen vor, die Schweden beunruhigten Pommern, und die Franzosen und Reichstruppen standen gegen die Elbe und in Thüringen. Der österreichische General von Hadik, mit 3000 Mann leichter Truppen, erschien am 16. Oktober sogar vor den Thoren Berlins, und besetzte einen Theil der Vorstadt. Der König mußte seine nächsten Truppen, um Spree, Elbe und Saale her, vielfach in Bewegung erhalten, bald hier bald dort seine Abtheilungen zu stärkerer Macht vereinigen, und den Franzosen und Reichstruppen blieb dabei das linke Saalufer eine Zeit lang Preis gegeben. Als der Feind aber auf das rechte Ufer herüberkam, und gegen Leipzig anrückte, wandte sich der König wieder ebenfalls dahin, und wollte, bevor ihn andre Bedrängniß vielleicht bald in größere Ferne riefe, wenigstens auf dieser Seite durch einen starken Schlag freien Raum schaffen. Der Feind zog sich bei des Königs Anmarsch über die Saale zurück, und die Preußen, nachdem sie bei Halle, Merseburg und Weißenfels den Uebergang erzwungen, folgten auf das linke Ufer nach. Die Franzosen und Reichstruppen unter Soubise und dem Prinzen von Hildburghausen, waren jetzt gegen 64,000 Mann stark, indem auch eine Abtheilung des französischen Hauptheeres, das unter Richelieu jenseits des Harzgebirges blieb, sich mit ihnen vereinigt hatte. Die Stärke der Preußen betrug höchstens 22,000 Mann. Der Feind hatte seine Macht bei Mücheln zusammengezogen, wohin der König am 3. November über Braunsdorf und Roßbach vorrückte. An der Spitze

einiger Reiterei besichtigte er die feindliche Stellung; ihre Schwäche, so wie die Sorglosigkeit des Feindes, aus dessen Zeltenreihen die preußischen Husaren Pferde und Gefangene herausholten, gaben günstige Aussicht für den Angriff. Allein noch in der Nacht änderte der Feind sein Lager, und als am 4. November in der Frühe des Tages die Preußen anrückten, fanden sie ihn in einer so vortheilhaften Stellung, daß der König sie unangreifbar erachtete, und daher durch das Dorf Schortau wieder zurückging, um hinter demselben ein durch unwegsamen Sumpfboden gedecktes Lager zu beziehen, dessen rechter Flügel an das Dorf Bedra, der linke an Roßbach sich anlehnte. Dieser kleine Rückzug wurde durch die Franzosen mit Geschützfeuer und mit dem Lärm von allen Trommeln und aller Musik, die sie zusammenbringen konnten, jubelnd begrüßt; die feindlichen Generale waren der Meinung, der König wolle schleunigst über die Saale zurückweichen, und es dünkte ein trefflicher Anschlag, ihm nach Weißenfels und Merseburg zuvorzukommen und den Rückzug abzuschneiden, ja man sah schon voraus, daß er, durch die Uebermacht eingeschlossen, sich würde ergeben müssen. Am folgenden Tage, den 5. November, sollte dies ausgeführt werden.

Um die eigne Bewegung zu verdecken, und die Preußen in ihrer Stellung zu beschäftigen, ließ der Feind ihrem rechten Flügel gegenüber einige Truppen ausrücken, die auch zu feuern anfingen, jedoch aus der Ferne ganz unwirksam. Seydlitz mit einigen Schwadronen besichtigte diese Truppen, doch ohne weiteres Ergebniß. Mittlerweile zog die feindliche Hauptmacht treffenweise rechts ab, und bald kamen Meldungen, daß diese Bewegung sich dem Dorfe Zeuchfeld vorbei gegen Pettstädt richte, und also die linke Flanke des Königs zu gewinnen suche. Der König wollte dies nicht glauben, und setzte sich um 12 Uhr in Roßbach ruhig zur Tafel. Seydlitz aber, der mitspeiste, und nach allem, was er gesehen hatte und jetzt nachträglich melden hörte, die Gefahr erkannte, schickte in der Stille seinen Adjutanten ab, und ließ die Reiterei satteln und sich bereit halten. Das schwere Geschütz, welches dicht neben der Reiterei stand, wurde diesem Beispiele nach gleichfalls in Bereitschaft gesetzt. Nach längerem Zweifel

über die Absichten des Feindes, ersah der König mit eignen Augen von dem hohen Schlosse zu Roßbach durch sein Fernglas die Gewißheit jener Richtung, und daß die Truppenzüge, wiewohl sie nur langsam fortschritten, schon über Pettstädt hinaus den Weg nach Reichertswerben einschlügen. Die Preußen hatten bis dahin still gewartet, jetzt um 2 Uhr Nachmittags erging der Befehl, die Zelte abzubrechen; das Lager war augenblicklich verschwunden, und die Truppen standen im Gewehr. Die Bereitschaft der Reiterei und des Geschützes kam jetzt wohl zu Statten. Der König setzte sich an die Spitze des Fußvolks, das mit einer Viertelsschwenkung links treffenweise abmarschirte, und derselben Richtung folgte, in welcher Soubise vorrückte; die sämmtliche Reiterei, mit Ausnahme einiger Schwadronen, die bei dem Dorfe Schortau zur Beobachtung des gegenüberstehenden Feindes zurückblieben, erhält Befehl dem Feinde die Straße nach Merseburg zu sperren, sie schwenkt aus dem dritten Treffen gleichfalls links ab, und eilt in raschem Trabe dem Fußvolke voraus; Seydlitz befehligt sie, obgleich der jüngste Reitergeneral, in den aber der König sein ganzes Vertrauen setzt. Beide Heere trennt erst die morastige Niederung, die von Braunsdorf im Halbbogen nach Roßbach und Lunstädt zieht, dann eine leichte Erhöhung, die sich hinter Lunstädt und Reichertswerben erstreckt, und als höchsten Punkt den Janushügel bildet. Der König behauptet sich im Vortheil dieser Höhen, welche den Truppenzug verdecken, und läßt auf dem Janushügel unter dem Befehl des tapfern Obersten Moller eine starke Batterie auffahren, die den Feind heftig beschießt, der unterhalb marschirt, und das Feuer seines Geschützes ohne Erfolg aufwärts richten muß. Die Spitzen beider Heere, die preußische ungesehen, kommen einander stets näher; auch auf französischer Seite ist die Reiterei voraus, sie eilt, damit die Preußen nur nicht entkommen mögen, ohne Vortrab leichtsinnig einher, sie schwenkt bei Reichertswerben links, und zieht gegen den Janushügel an, sich schon im Rücken der Preußen und des Sieges gewiß glaubend. Plötzlich dringt Seydlitz mit seinen Schwadronen im vollen Trab hinter dem Hügel hervor, sieht sich in der rechten Flanke des Feindes, erkennt die Wichtig-

keit des Augenblicks, und ohne das Fußvolk abzuwarten, und wiewohl schon ein weiter Zwischenraum ihn von diesem trennt, beschließt er sogleich den Angriff. Seine Reiterei ist gering an Zahl, der Aufgabe kaum gewachsen; er sieht sich genöthigt, um seine Linie gehörig auszudehnen, seine Schwadronen in großem Abstande von einander aufzustellen. Er läßt einschwenken, 15 Schwadronen stellt er in's erste Treffen, 18 in's zweite, 5 Schwadronen Husaren decken die linke Flanke. Zum erstenmale steht hier, wie fortan immer, die preußische Reiterei, anstatt wie bisher dreigliedrig, jetzt nach Seydlitz Neuerung in zwei Glieder gereiht. Beim Aufmarsch aber, der in größter Schnelligkeit geschieht, fällt noch ein Unheil vor; eine Schwadron vom Leibkürassierregiment, weil das Pferd des Rittmeisters scheu geworden, kommt etwas aus der Ordnung, die sich zwar augenblicklich herstellt, allein Seydlitz hat es gesehen, er sprengt heran, und im Vollgefühl des Meisters und Befehlshabers jagt er mit grimmigem Gebote, „er solle sich zum Teufel scheeren", den bestürzten Rittmeister vor der Fronte weg, der sich auch niemals wieder beim Regimente hat sehen lassen! eine Gewaltsamkeit und Eigenmacht, deren anmaßliches Beispiel der König zu rügen unterließ, vielleicht weil er darin nur denselben Heißzorn sah, der sich eben so unbezwinglich in den Feind stürzt. Jetzt ist alles bereit, noch aber das Gewehr nicht aufgenommen, was Seydlitz stets dem letzten Augenblicke vorbehält; er reitet weit voran, der ganzen Linie sichtbar, und durch Emporschleudern seiner Tabackspfeife giebt er das entscheidende Zeichen, worauf alles die Säbel zieht und im vollen Rennen ihm nach auf den Feind eindringt. Dieser ist 52 Schwadronen stark, die der Herzog von Broglio befehligt, sie versuchen in der Eile rechts aufzumarschiren, allein Seydlitz läßt ihnen keine Zeit; ehe sich die Schaaren nur aufstellen, sind sie niedergerannt und zusammengehauen; zwei österreichische und zwei französische Reiterregimenter wollen dem Sturm begegnen, wirklich werden 5 preußische Schwadronen des ersten Treffens geworfen, aber die großen Zwischenräume, zu welchen Seydlitz sich genöthigt gesehen, gewähren ihm jetzt den Vortheil, schnell mit dem zweiten Treffen hervorzubrechen, und im

nächsten Augenblick ist der vorgedrungene Feind zurückgeschlagen, und alles flieht in größter Verwirrung. Der Hohlweg bei Reichertswerben hemmt die Flüchtigen, und viele werden hier gefangen. Die geschlagene Reiterei flieht bis zur Unstrutt, und zeigt sich an diesem Tage nicht wieder; Seydlitz, der sie bis jenseits Reichertswerben verfolgt, sammelt nun seine athemlosen Schaaren, führte sie links über Tagewerben weiter vor, und steht jetzt im Rücken des feindlichen Fußvolkes.

In gleicher Weise, wie die Reiterei, hatte auch der König mit dem Fußvolke die rechte Flanke des Feindes gewonnen, ließ links einschwenken und die ganze Linie nebst dem Geschütz vom Janushügel zum Angriff vorrücken, wobei der linke Flügel sich immerfort weiter links zog, der rechte anfangs zurückgehalten blieb; das Dorf Reichertswerben war bereits durch 5 Bataillone besetzt. Der Feind war, wie schon mit der Reiterei, nun auch mit seinem Fußvolke sorglos eilend gegen Reichertswerben vorgerückt, ohne die Möglichkeit eines Angriffs zu denken; er wurde durch die preußische Linie völlig überrascht, seine Bataillone fanden keinen Raum sich zu entwickeln, ihre tiefen Reihen wurden durch das preußische Geschütz heftig beschossen, ihre rechte Flanke war Preis gegeben, im Rücken erschien die preußische Reiterei. Vergeblich suchten sie gegen die letztere eine Linie aufzustellen, vergeblich durch gedrängte tiefe Schaaren den König zu hemmen; das herangekommene Geschütz des preußischen linken Flügels schmetterte sie durch Kartätschen nieder, das Fußvolk eröffnete sein wirksames Gewehrfeuer, und nach kurzem Kampfe wandte sich alles zur Flucht, indem die vordersten Truppen auf die folgenden geworfen und diese in größter Unordnung mit fortgerissen wurden. Zwei französische Reiterregimenter, Kürassiere und Dragoner, hatten sich zu ihrem Fußvolke geflüchtet, und schlossen demselben die rechte Flanke zwischen beiden Treffen, etwas gedeckt durch deren hakenförmig vorgezogene Enden. Seydlitz hielt mit etwa 10 Schwadronen schlagfertig gegenüber, zögerte jedoch anzugreifen, weil diese Truppen durch das Anrücken des Königs ohnehin zum Weichen genöthigt sein mußten. Wirklich empfanden sie nach wenig Augen-

blicken das mörderische Feuer der Preußen, und setzten sich in Bewegung, um davonzukommen. Der Befehlshaber dieser eingeklemmten Reiterei beging die Ungeschicklichkeit, sie mit ganzer Linie rechts schwenken zu lassen, wobei ihr äußerster linker Flügel dicht an der Fronte der aufmarschirten preußischen Schwadronen vorüberjagen mußte und ihnen die ganze Flanke bloß gab; diesen Augenblick ersah Seydlitz, brach ungestüm auf die Fliehenden ein, warf sie auf das Fußvolk zurück, und brachte auch dieses in die furchtbarste Verwirrung. Ganze Schaaren gaben sich gefangen. Seydlitz aber bekam bei diesem Einhauen einen Flintenschuß in den Arm, und seine Verwundung machte den Angriff eine kurze Zeit stocken. Unter Begünstigung dieses Umstandes suchten noch zuletzt einige französische Regimenter den Kampf zu erneuen, und der linke Flügel der Franzosen sandte einige Reiterei den Rückzug zu decken; ein französisches Reiterregiment warf sich in vollem Trabe mit erhobenem Pallasch auf ein preußisches, welches zurückwich; doch Seydlitz war inzwischen verbunden, setzte sich auf's neue an die Spitze seiner Schaaren, warf den letzten Rückhalt des Feindes, 5 Reiterregimenter, durch wiederholte rasche Angriffe in die Flucht, und wandte sich alsdann mit aller Kraft wieder auf die Fußvölker, die gehemmt und genöthigt theilweise noch Stand hielten; allein auch dieser Widerstand war bald überwunden, und nach einem Kampfe von kaum zweistündiger Dauer, bevor noch die völlige Dunkelheit eintrat, der vollständigste Sieg erfochten. Von dem preußischen Fußvolke waren nur 7 Bataillons, unter der Anführung des Prinzen Heinrich von Preußen, zum Feuern gekommen, 10 Bataillons auf dem rechten Flügel hatten, gleich dem linken der Franzosen, gar keinen Theil an der Schlacht genommen, sie war durch die klugen Anordnungen des Königs, die richtige Bewegung der Truppen, durch die gute Aufstellung des Geschützes, und vor allem durch den entschlossenen Angriff der Reiterei gleich im Beginn entschieden worden. Der Feind hatte gegen 3000 Todte und Verwundete, über 5000 Gefangene, worunter 5 Generale und 300 Offiziere, 67 Kanonen, 7 Fahnen und 15 Standarten nebst unendlichem Gepäck verloren; die Preußen zählten

165 Todte, worunter 3 Offiziere, und 376 Verwundete, eingerechnet 20 Offiziere.

Selten ist eine Schlacht so rasch und vollständig gewonnen worden, selten ein Sieg so glänzend erschollen, so eindrucksvoll und weithin genannt worden; die Schlacht von Roßbach wurde durch ihre Folgen, wie die Flucht der Franzosen durch ihre lächerlichen Umstände, zur deutschen Volkslustbarkeit, an der sich jedes von den Franzosen verletzte Gefühl labte. Man hatte auf beiden Seiten keine Beachtung dafür, daß die Franzosen an eigentlicher Tapferkeit keinen Mangel, und ganze Regimenter in manchen Augenblicken den kühnsten Muth bewiesen hatten. Die Schlechtigkeit der Anstalten und die Schmach der unkriegerischen Hofgünstlinge überragte alles. In Frankreich selbst sah die Nation den Krieg gegen die Preußen nur als Sache des Hofes an, dem allein die Schande der Niederlage angerechnet und sogar gegönnt wurde, während Neigung und Bewunderung sich vielfach und laut für Friedrich und seine Helden aussprachen. Auch die gefangenen Generale und Offiziere, welche der König ehrenvoll behandelte, theilten diese Gesinnung; nach dem Könige stand Seydlitz in ihrer Meinung am höchsten, von dem es mit Bezug auf seine noch so jungen Jahre hieß: „que ce garçon était né général." Der König dankte allen Truppen für den erfochtenen Sieg, insbesondere doch der Reiterei, die an diesem Tage in einer vorher nie gesehenen Größe erschienen war, und im neuen Vollbewußtsein ihres Vermögens unter solchem Anführer sich fortan unüberwindlich glaubte. Seydlitz empfing vom Könige mit den huldreichsten Worten, denen dieser eine so ganz eigene Anmuth leihen konnte, den schwarzen Adlerorden, den bis dahin nur in zwei besondern Fällen und seitdem nie wieder ein Generalmajor bekommen hat. Nach einigen Tagen, am 20. November, wurde er auch Generallieutenant, und zugleich Inhaber des Kürassierregiments, das bisher seiner Befehlführung anvertraut gewesen, und gerade jetzt erledigt worden war.

In der kurzen Zeit eines halben Jahres von der Stufe eines Obersten zu der eines Generallieutenants aufgestiegen zu sein, und noch vor der letztern den höchsten Orden empfan-

gen zu haben, dessen mancher Generallieutenant nach langen Dienstjahren noch entbehren mußte, war eine Auszeichnung, deren bis dahin niemand im preußischen Heere sich rühmen konnte, und auch seitdem niemand wieder. Seydlitz bezeigte sich in seiner Erhebung dankbar und bescheiden, und suchte das Verletzliche zu mildern, welches sie für verdiente Kammeraden haben konnte; so benachrichtigte er den tapfern General von Meineke, der ebenfalls bei Roßbach war verwundet worden, von der außerordentlichen Beförderung, durch welche dieser ältere General nun ihm nachstand, mit der treuherzigen Versicherung, daß dieser Vorzug, den die Gnade des Königs ihm verliehen, ihn nie der Achtung werde vergessen lassen, die einem der bravsten Generale gebühre, der älter als er im Dienste sei, und dessen Freundschaft ihm sehr am Herzen liege. Jedoch fand er sich in seinem neuen Verhältnisse sogleich bequem, als ein Mann, der sich jeder Aufgabe seines Faches gewachsen fühlte, und mit der höheren Stufe nur seinen wahren Boden betrat. Seine erste Sorge war, die tapfern Offiziere zu bedenken, die sich unter ihm ausgezeichnet hatten, und er säumte nicht, dem Könige mehrere Beförderungen vorzuschlagen, welche dieser auch sofort genehmigte.

Seine Wunde, zwar an sich nicht bedeutend, aber von langsamer Heilung, hinderte ihn, an den nächsten Kriegsbegebenheiten, welchen der König nach Schlesien entgegenzog, Theil zu nehmen. Er blieb in Leipzig zurück, wo er alsbald die Nachricht von dem glänzenden Siege vernahm, den der König am 5. Dezember bei Leuthen über die Oesterreicher davongetragen. Der König ließ ihn durch den Prinzen Heinrich von den in Schlesien erfochtenen Vortheilen eigends benachrichtigen, und Seydlitz fühlte sich durch die Sache selbst, wie durch das schmeichelhafte Gedenken des Königs, freudigst angeregt. Inzwischen mußte er sich in Geduld ergeben, und die Zeit der Winterquartiere ferner in Leipzig auf Herstellung seiner Gesundheit verwenden. Der Geheimrath Dr. Cothenius fand leichter die Wunde, aber schwieriger den übrigen Krankheitszustand, in welchen Seydlitz verfallen war, zu behandeln. Es ist schon oben angedeutet worden, daß sinnlicher Reiz ihn früh bemeistert hatte, und ihm die nach-

theiligen Folgen achtloser Neigungen nicht erspart geblieben waren. In Schlesien hatte besonders der Umgang einer zwar von Geburt vornehmen, aber in ihrer Aufführung gemeinen Dame höchst verderblich auf ihn eingewirkt, und der bald darauf ausgebrochene Krieg durch seine heftigen und unaufhörlichen Anstrengungen jede Sorgfalt für die tief angegriffene Gesundheit unmöglich gemacht. Je mehr der Körper, so lange die Spannung der Thätigkeit waltete, mit gebotener Rüstigkeit geleistet hatte, um so mehr verfiel er, sobald jenes Gebot und Leisten einen Augenblick aufhörte. Durch angewandte Mittel trat nach und nach einige Besserung ein, doch hinderte ein örtlicher Umstand, der mit Erschlaffung der Gefäße und Schwäche der Nerven zusammenhing, noch längere Zeit am Reiten; der König erkundigte sich mehrmals theilnehmend, und Seydlitz berichtete mit unbefangener Aufrichtigkeit sein Uebel, das ihm noch nicht erlaube zu Pferde zu sein, indem bei allen bisher gemachten Proben eine gänzliche Versagung des Athems erfolgt sei. „Sobald dieser Umstand", setzt er hinzu, „nur bis zum Erträglichen gehoben, so hoffe mein Metier, welches mich ein ziemliches Glück, noch mehr aber Ew. Majestät Gnade schätzbar gemacht, mit der größten Treue nach wie vor zu verrichten, und in solchem zu ersterben rc." Auch diese Worte, gleich den früher angeführten, bezeugen einen feinen Sinn, der sich bündig zu fassen weiß. Unter Beihülfe des Frühjahrs, und nachdem er zur Beschleunigung der Kur, wie er gegen Ende des März aus Pförten an den König schrieb, noch den Buchdorfer Müller angenommen, fand er sich genugsam hergestellt, um sich zu dem Heere des Königs zu begeben, der in Schlesien, nachdem er den Feldzug des Jahres 1758 durch Belagerung und Erstürmung der Festung Schweidnitz begonnen hatte, sich zu ernstlichern Bewegungen rüstete. Er wußte den Feldmarschall Daun, welcher einen Angriff gegen Böhmen fürchtete, und deßhalb sein Heer dort in fester Stellung zusammenhielt, geschickt zu täuschen, und rückte im Anfange des Mai mit seiner Hauptstärke über das Gebirge nach Mähren hinab.

Das nächste Ziel der Unternehmung war Olmütz. Allein

diese Festung wurde durch den österreichischen General von Marschall gut vertheidigt, die Anstalten zur Einschließung und Belagerung entsprachen dem Zwecke nicht, und für die mannigfachen Verwickelungen, die hier eintraten, war selbst die Truppenzahl der Preußen viel zu gering. Seydlitz erscheint im Gange dieser Kriegsereignisse nur auf Augenblicke, in untergeordneten Vorgängen, wobei keine bedeutende Reitermasse zu vereinigen, noch eine große Entscheidung zu bewirken war. Alle Befehle und Anordnungen ertheilte der König selbst, und auch das Verdienst der Ausführung konnte sich zu keinem Glanz erheben, da der Feind jedem größern Gefecht auswich. So marschirte Seydlitz am 12. Mai mit 2 Dragonerregimentern und 300 Husaren südlich von Olmütz nach Tobitschau, und nachdem Fußvolk ihm dahin gefolgt, weiter bis Kremsir, nahm aus dieser Gegend und vom linken Ufer der March zwischen Prerau und Holeschau alle Lebensmittel und alles Futter weg, damit der Feind auf dieser Seite nicht vordringen könnte, und rückte am 17. wieder im Lager bei Neustadt ein. Am 29. Juni sandte der König ihn nur mit einigen Schwadronen Husaren und Dragonern in dieselbe Gegend, um Gewißheit über eine gemeldete Annäherung feindlicher Truppen zu erhalten, die sich aber nicht zeigten. Die Lage des Königs war inzwischen durch das Heranrücken Daun's, in dessen Heere besonders der General von Loudon durch seine Thätigkeit und Einsicht den Preußen verderblich zu werden anfing, sehr verschlimmert, die Festung so gut wie befreit, dagegen seine Verbindung mit Schlesien abgeschnitten, und nachdem Loudon in dem Engwege von Domstädtel am 30. Juni die Truppen Zieten's geschlagen, und große preußische Zufuhren theils genommen theils zerstört hatte, blieb nichts übrig, als Mähren zu verlassen. Der König hob die Belagerung auf; anstatt aber nach Schlesien sich durchzuschlagen, wie zu beabsichtigen er den Schein gab, nahm er unerwartet die Richtung nach Böhmen, selbst im Rückzuge wieder in Feindesland eindringend, von dessen Mitteln lebend, und die Vortheile der Stellung und Uebermacht des Gegners noch eine Zeit hindurch vereitelnd. Bei Ausführung dieses schwierigen und gefahrvollen Marsches bestand Seydlitz ein

rühmliches Gefecht bei Chlumetz, und deckte später an der Spitze der ganzen Reiterei den weiteren Rückzug, der nur sehr langsam der Gränze von Schlesien sich näherte. Endlich zog das Heer glücklich über das Gebirge, und stand am 8. August wieder im Lager bei Landshut und Grüssau. Doch war hier keine lange Rast gewährt.

Wie im vorigen Jahre die Franzosen, hatten in diesem die Russen mit großer Macht den Kriegsschauplatz betreten, und ihre drohenden Fortschritte zwangen den König, mit seiner Hauptstärke sich ihnen entgegenzuwerfen. Das russische Heer, über 50,000 Mann stark, unter dem Oberbefehl des Generals Grafen von Fermor, war durch Preußen und Polen in die Neumark bis zur Oder vorgedrungen, auf das rechte Ufer der Warthe übergegangen, und bedrohte die Festung Küstrin, nachdem die Stadt am 15. August bereits durch Wurfgeschütz in Brand geschossen worden. Die preußischen Truppen, unter dem Befehl des Generals Grafen von Dohna, hatten sich vor der Uebermacht allmählig zurückgezogen, und standen bei Gorgast zunächst der Festung hinter der Oder; sie waren durchaus zu schwach, um den Feind im offnen Felde zu bekämpfen. Schon am 11. August aber war der König mit 16 Bataillons und 28 Schwadronen seiner besten Truppen, zusammen etwa 14,000 Mann, aus dem Lager bei Landshut der bedrängten Mark zu Hülfe geeilt, ging bei Frankfurt über die Oder, und traf am 21. August in Gorgast ein. Er musterte hier die vorgefundenen Truppen, und sagte zu Dohna: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen." Auch war er sogleich entschlossen, nachdem er die Lage der Dinge genau erforscht, den Russen ungesäumt eine Schlacht zu liefern, um auf dieser Seite neuen Raum zu gewinnen, und dann wieder gegen die Oesterreicher sich zurückzuwenden. Er wußte den Feind zu täuschen, als wolle er bei Küstrin nur zum Schutze dieser Festung über die Oder gehen, zog aber indeß längs des Stromes hinab, ließ bei Güstebiese eine Brücke schlagen, die binnen drei Stunden fertig war, und befand sich am 23. August mit etwa 32,000 Mann, wovon beinahe ein

Drittheil Reiterei, und 117 Geschützen, auf dem rechten Oderufer im Anmarsche gegen den Feind.

Dieser stand gegen Küstrin, wandte sich aber eilig, als er in seinem Rücken das Heer des Königs erkennen mußte, und machte Front dorthin, woher der Angriff drohte. Er nahm eine gute Stellung hinter den Dörfern Quartschen und Zorndorf, den linken Flügel an die Mietzel, einen durch jenes Dorf zur Oder fließenden Bach, gestützt, den rechten an die Drewitzer Heide, die sich gegen Küstrin zieht, angelehnt; vor der Front erstreckt sich zuerst der Zabergrund, eine sumpfige Vertiefung, von Zorndorf nördlich gegen Quartschen hin, dann nach einigen Zwischenräumen der Einschnitt des Galgengrundes, der von Wilkersdorf fast in gleicher Richtung läuft, und noch weiter eine dritte Tiefe, welche nordwärts in dem Hofebruch sich gegen Quartschen zurückwendet, wo alle diese Niederungen an der Mietzel zusammenstoßen. Als die Preußen auf der linken Flanke dieser Stellung jenseits des genannten Baches bei Darmietzel erschienen, und von hier aufwärts bis zur Neudammer Mühle lagerten, richteten die Russen gegen diese Lagerung noch eine Hakenstellung, welche das Hofebruch und weiterhin einen großen Bogen der Mietzel vor sich hatte. So war die Stellung am 24. August Nachmittags. Der König aber beschloß, den Angriff nicht von dieser Seite, sondern von der ganz entgegengesetzten, auf den minder stark angelehnten rechten Flügel des Feindes zu machen, wobei er zugleich den Vortheil im Auge hatte, sich zwischen den Feind und Küstrin einzuschieben, und im Nothfalle sich auf diese Festung zurückziehen zu können. Hiezu mußte die ganze Stellung des Feindes umgangen werden, wozu die Gegend sich günstig genug darbot. Bei der Neudammer Mühle wurden in der Nacht Uebergänge über die Mietzel bereitet, die Truppen ließen das zunächstliegende Dorf Zicher rechts, zogen sich links in die Heide von Massin, und am 25. August frühmorgens marschirte das ganze Heer, durch die Waldung verdeckt, in drei Treffen heran. Fermor hatte jedoch in der Nacht seine Stellung geändert, war über den Zabergrund hinausgeschritten, und stand jetzt, zusammengedrängt in ein unregel-

mäßiges Viereck, zwischen diesem und dem Dorfe Zicher, im Rücken das Hofebruch, die Front gegen Wilkersdorf. Die Preußen kamen bei Batzlow aus dem Walde in die Ebene, rückten schlagfertig über Wilkersdorf gegen Zorndorf vor, und der König, der die neue Stellung des Feindes besichtigt hatte, fand auch jetzt noch dessen rechten Flügel als bestes Ziel des Angriffs. Die drei sumpfigen Niederungen aber, welche den vorliegenden Boden durchschnitten, und die zu umgehen die Absicht gewesen, deckten nicht mehr die Fronte der Russen, sondern liefen gerade auf sie hin, und die Fronte des Angriffs mußte dadurch ebenfalls, je weiter sie vorrückte, desto mehr getheilt werden.

Die preußische Vorhut drang über Zorndorf hinaus, und eröffnete den Kampf durch wirksames Geschützfeuer gegen die rechte Eckspitze der russischen Aufstellung; die Bataillone, links an den Zabergrund gestützt, drangen muthig vor, und warfen die erste Linie des Feindes zurück. Die beiden Haupttreffen schlossen sich dieser Bewegung an, in schräger Richtung vorschreitend, mit versagtem rechten Flügel, der erst später am Gefechte Theil nehmen sollte. Fast alle Reiterei war unter Seydlitz' Anführung auf dem äußersten linken Flügel aufgestellt, noch jenseits des Zabergrundes, der sie von dem Fußvolke, dem sie Unterstützung sein sollte, beim weiteren Vorgehen desselben mehr und mehr trennte; gleich im Beginn des Gefechtes erhielten aber drei Kürassierregimenter und bald darauf noch zwei Dragonerregimenter Befehl, sich auf den rechten Flügel hinzuziehen. Der König, welcher die ganze Truppenlinie übersehen konnte, bemerkte, daß die Reiterei nicht gehörig vorgehe, und sandte den Befehl, sie solle dem Fußvolke nachrücken. Allein Seydlitz wollte seine Reiter, für die es noch nichts zu thun gab, nicht unnütz dem feindlichen Kanonenfeuer aussetzten, und weigerte sich, selbst dem wiederholten Befehle des Königs zu folgen; er antwortete, es solle von der Reiterei nichts versäumt werden, er hoffe überall, wo und wann es noth thue, mit ihr zur Hand zu sein, und nach der Schlacht werde er sich rechtfertigen. Friedrich sandte nochmals, und ließ ihn wissen, er werde es nach der Schlacht mit seinem Kopfe zu verant-

worten haben, worauf Seydlitz ruhig erwiederte: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache." Im Vorrücken hatte jedoch das preußische Fußvolk die befohlene Linie nicht gehörig eingehalten, und die linke Flanke, welche dem Zabergrunde angelehnt bleiben sollte, dem feindlichen Feuer bloßgegeben, das Vordertreffen fand sich in seinem Angriffe nicht unterstützt, indem das Fußvolk, welches hinter ihm nachfolgen sollte, neben ihm in dieselbe Linie eingerückt war; so vermochten denn die wenigen Bataillone die zweite russische Linie nicht gleich der ersten zu werfen; im Gegentheil, der Feind, in dichten Massen aufgedrängt, fühlt seine Uebermacht und ersieht seinen Vortheil; das russische Fußvolk bricht mit großem Geschrei hervor, wirft das preußische zurück, und die russische Reiterei stürmt in diesem Augenblicke rasch heran, und vermehrt die Verwirrung, die schnell über den linken Flügel der Preußen sich ausbreitet und ganze Bataillone zur Flucht fortreißt; die Russen nehmen 26 Kanonen und verfolgen ihren Sieg. Seydlitz aber, der mit 31 Schwadronen jenseits des Zabergrundes hält, hat mit scharfem Aug' und Urtheil den Gang des Gefechtes beobachtet; der Befehl des Königs, das feindliche Fußvolk, sobald es erschüttert zu weichen anfinge, mit allem Nachdruck anzufallen, findet sich durch die Nothwendigkeit überboten, den siegestrunken und auch hie und da schon ordnungslos vorrückenden Feind zu hemmen, und den auf dieser Seite fast verlorenen Kampf herzustellen. Seydlitz ruft den Führer der Gardedükorps, Rittmeister von Wakenitz, den der Gendarmen und den seines eignen Regimentes heran, und sagt ihnen: „Die Schlacht ist verloren; ich will Ihnen selbst nicht einmal befehlen anzugreifen, wer es aber gut findet mag es thun!" Worauf Wakenitz erwiedert: „Ich will nicht, daß eine Schlacht verloren sei, ohne daß die Gardedükorps angegriffen hätten, ich greife an." Die beiden Andern stimmen bei. Nun faßt Seydlitz neues Vertrauen, mit heller Einsicht erkennt er die Größe des Augenblicks und seiner Aufgabe, mit Ruhe ordnet er seine Mittel, mit der Sicherheit des Meisters schreitet er

15*

zur Ausführung. Schon ist er mit seinen Schwadronen näher herangerückt, einige Stellen des Zabergrundes, wo Reiterei durchzudringen vermag, sind aufgefunden, im schnellen Fluge ziehen die Schaaren hinüber, stehen drüben gleich wieder schlagfertig, und auf das gegebene Zeichen stürzt alles mit verhängtem Zügel dem voranstürmenden Führer nach. In seiner kundigen Besonnenheit hatte er den Angriff gleich zwiefach geordnet; er selbst, an der Spitze zweier Husarenregimenter und seines Kürassierregiments, fällt mit erhobenem Säbel in die russische Reiterei, die von dem ungeheuren Stoße zerstiebt, in die sumpfigen Wiesengründe versprengt und auf der Flucht niedergemacht wird; die Gardedükorps und Gendarmen aber wenden sich gegen das russische Fußvolk, das unter den preußischen Klingen blutet, von den Rossen zertreten wird, aber nicht weicht, sondern hartnäckig im Kampfe beharrt. Seydlitz überläßt die russische Reiterei ihrer wilden Flucht, und greift mit seinen wieder schnell geordneten Schwadronen nun gleichfalls das feindliche Fußvolk an. Zu gleicher Zeit brechen 15 Schwadronen hervor, die hinter dem preußischen linken Flügel nachrückten, und 2 Dragonerregimenter, die vom Könige nach dem rechten Flügel beordert waren, und schon im vollen Trabe durch das brennende Zorndorf eilten, jetzt Gegenbefehl erhalten, und gleichfalls in diesen Kampf geworfen werden, der einer der blutigsten und verzweifeltsten ist, die jemals zwischen Reiterei und Fußvolk gestritten worden. Die Russen schaaren sich in dichte Klumpen, aus denen kein Entweichen, in denen keine Schonung möglich ist, die Getödteten und Verwundeten stürzen, aber die Stehenden rücken immer auf's neue dicht zusammen, und nähren die Wuth des Kampfes mit ausdauernder Gegenwehr. Husaren von Zieten dringen in solche Klumpen ein, werden darin umzingelt, und müssen sich mit größter Anstrengung wieder heraus hauen. Endlich aber siegte dennoch der Grimm und die Kraft der preußischen Reiter, ganze Massen des Feindes werden vertilgt, die runden Ungeheuer, in welche die zerstörten Ordnungen sich aufgeschaart, erliegen dem Schwerte, Tausende bedecken den Boden, wenige letzte Haufen fliehen, und in dem ganzen

Raum zwischen dem Zaber- und dem Galgengrunde steht kein Feind mehr. Hinter dem Galgengrunde jedoch steht die russische Hauptstärke noch unerschüttert, und durch die sumpfige Tiefe gegen den Reiterangriff geschützt; ihrem nahen Feuer würde Seydlitz seine Reiter nutzlos bloßstellen, sie müssen ohnehin nach so furchtbarem Kampfe sich sammeln, ordnen, erholen, und er führt sie zu diesem Zweck hinter Zorndorf zurück, wo er die Regimenter alsbald in neue Bereitschaft setzt, und aufmerksamen Blickes die weitere Entwickelung der Schlacht abwartet.

Seit 9 Uhr Vormittags hatte der Kampf auf dieser Seite begonnen, und es war jetzt ungefähr 1 Uhr, als hier die Erschöpfung beider Theile einen kurzen Stillstand gebot. Das Fußvolk des preußischen linken Flügels war unfähig, sogleich wieder zum Angriff vorzugehen, und der König beschloß, den durch Seydlitz und seine Reiter so kühn als unerwartet errungenen Vortheil zu verfolgen, und den bisher zurückgehaltenen rechten Flügel in den Kampf zu führen. Das Geschütz dieses Flügels rückte vor, und beschoß die zwischen dem Dorfe Zicher und dem Galgengrunde noch stehende russische Schlachtordnung, gegen welche bald auch wieder die Batterieen des linken Flügels ihr lebhaftes Feuer richteten. Die Kanonen des rechten Flügels waren aber unter zu schwacher Bedeckung der nachrückenden Linie zu weit vorausgegangen, russische Reiterei überfiel sie, bemächtigte sich ihrer, und warf sich alsdann mit Ungestüm auf das Fußvolk. Hier aber standen die Kerntruppen des Königs, die er aus Schlesien mitgebracht hatte, sie schlugen den Anfall muthig zurück, und bald auch trabte die preußische Reiterei dieses Flügels heran, warf die feindliche, und verfolgte sie bis über Zicher hinaus. Hiedurch war das Geschütz wieder befreit, und die ganze Linie der Preußen bewegte sich auf's neue vorwärts. Allein die Russen konnten bei ihrer Ueberzahl den Kampf immer noch mit frischen Truppen aufnehmen, und die Niederlage eines Theiles ihrer Reiterei hinderte nicht, daß ein andrer sogleich wieder hervorbrach, und den linken preußischen Flügel mit Ungestüm angriff. Die ersten Bataillone, noch erschüttert vom früheren Unfall,

erwarteten den Stoß nicht, und ihre Flucht riß die übrigen mit fort; 13 Bataillone, welche bei Groß-Jägerndorf rühmlich gekämpft hatten, hier aber von plötzlichem Schrecken erfaßt wurden, flohen in völliger Auflösung gegen Wilkersdorf; die Stimme der Befehlshaber wurde nicht gehört, die Gegenwart des Königs vermochte nichts, und das Beispiel seiner auch diesmal standhaften schlesischen Bataillone blieb vergebens. Keine frischen Truppen waren heranzuführen, alle standen im Feuer, und die große Lücke, welche diese unerwartete Flucht riß, schien dem Feinde den Weg des Sieges unwiderruflich geöffnet zu haben. Aber die Ehre und der Vortheil dieses blutigen Tages sollten dennoch für Preußen gerettet werden! Seydlitz hält hinter Zorndorf an der Spitze seiner Reiterei, die nach allen Mühsalen und Thaten dieses Tages noch unverdrossen und gespannt neuer Vollbringungen harrt. Er hat 61 Schwadronen vereinigt, die Gefahr des Augenblicks entgeht ihm nicht, er muntert die Truppen auf. „Kinder folgt mir!“ ruft er ihnen zu. „Wir folgen,“ antworteten ihm die vertrauenvollen Krieger; sein Befehl erschallt durch die Reihen, sein Beispiel leuchtet voran, und diese ganze Reitermasse wirft sich in jene Lücke, und stürmt in vollem Rennen auf den Feind, der durch sein eignes Vorrücken schon zerrüttet solchen Anfall nicht besteht; die russische Reiterei flieht in größter Verwirrung, und wird über das Schlachtfeld hinaus in die Moräste bei Quartschen gejagt. Jetzt führt der König den Kern seines Fußvolkes vom rechten Flügel gegen den russischen linken, durchbricht dessen Linien, findet aber immer neuen Widerstand, und die Tapferkeit der Russen macht jeden Augenblick das Gefecht wieder zweifelhaft. Da wendet sich Seydlitz von der Verfolgung, läßt seine Schwadronen, die er schnell auf's neue geordnet, links einschwenken, und stürzt mit aller Heftigkeit in die feindlichen Fußvölker. Kartätschen- und Gewehrfeuer schmettert entgegen, doch seine Reiter wanken nicht, sie dringen mitten in den Feind, und ein furchtbares Gemetzel entsteht, wo Reiterei und Fußvolk beider Theile in wildem Gemenge ficht, Schonung nicht gegeben noch gefordert wird, und zuletzt doch die kriegsgeübteren Preußen, deren Tapferkeit leichter sich wieder

ordnet und einigt, den hart bestrittenen Sieg behaupten. Gegen 8 Uhr Abends war der Feind in vollem Zurückweichen, seine ungeordneten Haufen zogen theils gegen die Mietzel, wo sie die Uebergänge zerstört fanden, theils hinter Zorndorf und in die Heide von Drewitz, nur auf dem Fuchsberge, zwischen dem Galgengrunde und dem Zabergrunde, hielt noch eine streitbare russische Schaar von allen Waffen, die sich unter dem General Demikoff wieder gesammelt hatte. Der König ließ sie in der Front und in der rechten Flanke angreifen, jedoch erfolglos, sein Fußvolk war erschöpft und verschüchtert, einige Bataillone, vom russischen Geschütz erreicht, wandten sich abermals zur Flucht, andre blieben im Galgengrunde mit Plünderung beschäftigt; die Reiterei war durch den sumpfigen Boden gehemmt. Erst in der Nacht verließ Demikoff seine Stellung. Die russischen Streitkräfte waren indeß am folgenden Tage noch bedeutend genug, um eine Erneuerung des Kampfes zu wagen, der sich aber auf einiges Geschützfeuer und einen verfehlten Reiterangriff beschränkte, nach welchem das russische Heer in der Nacht zum 27. August seinen Rückzug gegen Landsberg antrat. So verblieb den Preußen die Ehre und der Vortheil dieses denkwürdigen Kampfes, der in mehreren seiner Wendungen ihnen verderblich zu werden drohte, und dessen endlicher Erfolg nur mit den größten Opfern errungen war; sie hatten an Todten und Verwundeten fast 12,000 Mann, unter diesen 324 Offiziere, verloren. Der Verlust der Russen war größer, doch bei ihrer Ueberzahl minder fühlbar, er betrug über 21,000 Mann und darunter 941 Offiziere; Gefangene gab es wenige, und fast nur schwerverwundete, da Wuth und Erbitterung auf beiden Seiten während der Schlacht kein Leben schonten. Die Preußen hatten 26 Kanonen verloren, dagegen 103 Stücke russisches Geschütz erobert, und 27 Fahnen und Standarten genommen, jener Verlust war zunächst dem Fußvolk anzurechnen, dieser Gewinn aber hauptsächlich der Reiterei zu danken, welche hier abermals auf dem Gipfel ihres Ruhmes in ihrer kraftvollsten Entscheidung erschienen ist, und nach den Tagen von Roßbach und Zorndorf in aller neuern Geschichte keinen ähnlichen zu nennen hat. Sie hatte jeden

Preis errungen, den des Muthes, des Ungestüms, der Ausdauer; mit jeder Waffengattung war sie im Kampf gewesen, gegen jede siegreich geblieben, und jede Probe hatte sie doppelt und dreifach geleistet. Keine Schwadron hatte gewankt, keine gezaudert, kein Angriff mißlang, keiner war fruchtlos, sondern nothwendig, wohlzeitig und entscheidend jeder.

Im Glanze des Sieges strahlte vor Allen Seydlitz, dessen Name mit Begeisterung genannt wurde. Nach der Schlacht umarmte der König den Reiterhelden, dankte ihm in den gnädigst, rührendsten Ausdrücken, und sagte in der unwiderstehlichen Anmuth, die er seinen Worten voll Hoheit und Innigkeit zu geben wußte: „Auch diesen Sieg hab' ich Ihm zu danken." Seydlitz aber, im Gefühl der Anerkennung fremden Verdienstes mit dem Könige wetteifernd, rief bewegt: „Nicht mir, allergnädigster König! sondern den braven Leuten, die ich anführte, Ew. Majestät Reiterei hat den Sieg erkämpft, und sich der größten Belohnungen werth gemacht; vor Allen der Rittmeister von Wakenitz, der wie ein Löwe gefochten und die größten Thaten verrichtet hat." Wakenitz war an diesem Tage als ältester Schwadronsführer an der Spitze des Regiments Gardedükorps, welches besonders im Ueberwältigen des russischen Fußvolks den unerschrockensten Muth und beispiellose Kraft gezeigt hatte. Der König ernannte ihn sogleich zum Oberstlieutenant, und die beiden anderen Schwadronsführer desselben Regiments, von Posadowski und von Schätzel, zu Majors. Noch viele andere Offiziere, die Seydlitz zu Belohnungen vorschlug, erhielten Beförderung, andere den Verdienstorden, die Ausgezeichnetsten beides. Noch auf dem Schlachtfelde traf den König mit seinen Generalen der großbritannische Gesandte Sir Andrew Mitchell, der ihn im Kriege begleitete, und begrüßte ihn mit den Worten: „Der Himmel hat uns einen schönen Tag gegeben"; der König aber, noch ganz erfüllt vom thatsächlichen Eindruck, zeigte auf Seydlitz, und sagte: „Ohne diesen da würde es schlecht mit uns aussehen." Es wird erzählt, Seydlitz habe die Beförderung des Rittmeisters von Wakenitz, welchen der König auf jene Empfehlung sogleich zum Major ernannt hatte, nicht genügend gefunden, worauf ihn

der König auch noch zum Oberstlieutenant gemacht; als jedoch auch hiemit Seydlitz nicht zufrieden gewesen, und noch ferner in den König gedrungen sei, habe dieser mit einiger Ungeduld ausgerufen: „Ich werde ihn doch nicht gleich zum General machen sollen!“ Die Verschiedenheit des Standpunktes erklärt in solchen Fällen hinlänglich den Unterschied der Beurtheilung, ohne daß man deßhalb auf der einen Seite übertriebene Forderung oder auf der anderen unbillige Kargheit anzunehmen braucht; wir finden hier, sowohl Seydlitz als den König, jeden in seiner ihm zuständigen Weise, und der Groll, welcher in Betreff des Empfohlenen späterhin erwuchs, hat wenigstens hier noch keinen Grund. Ein anderer Umstand, die Schlacht von Zorndorf angehend, sei gleichfalls hier mit einigen Worten erwähnt. Der König sagt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, er habe zu dem Angriff, welchen Seydlitz ausgeführt, diesem den Befehl gesandt. Alle anderen Nachrichten aber stimmen dahin überein, daß Seydlitz nach eigener Einsicht und Entschließung gehandelt. Beides ist sehr wohl zu vereinbaren. Daß der König gleich anfangs Befehle zum Vorrücken an Seydlitz gesandt, ist auch von uns erzählt; die Richtung und Aufgabe der Reiterei mußte dadurch im Allgemeinen bestimmt sein, und was Seydlitz in solchem Sinne vollführte, darf hiernach wohl geboten heißen; daß er im Besonderen gerade nicht folgte, sondern Zeitpunkt und Oertlichkeit nach eigenem Urtheil wählte, ist zugestanden, und als sein Verdienst und seine Größe anerkannt; der Ausdruck des Königs spricht nur die erstere Thatsache aus, ohne die letztere zu verneinen; überhaupt ist der ganze Schlachtbericht des Königs äußerst kurz gehalten, und das Einzelne so wenig entwickelt, daß die wiederholten, in allen anderen Nachrichten sehr unterscheidbaren Angriffe nur als eine einzige Großthat der Reiterei zusammengefaßt werden. Man will vermuthen, der König habe die umständliche Schilderung unterlassen, weil ihm zu peinlich und doch unvermeidlich gewesen wäre, auch das schlechte Benehmen eines Theils seiner Fußvölker nach aller Strenge zu erörtern. Aber auch andere Berichte über die Schlacht von Zorndorf sind nicht sehr ergiebig, und wir

müssen ausdrücklich bemerken, daß über das Einzelne der taktischen Bewegungen, durch welche Seydlitz eine so große Reitermasse auf dem schwierigsten Boden kunstmäßig geleitet, so wie über die Befehlsworte, deren er sich bedient, ja sogar über die bestimmten Ausgangspunkte jedes einzelnen Angriffs, gar keine näheren Angaben übrig sind, und alle Vermuthungen hier der geschichtlichen Zuverlässigkeit entbehren. Wer den Plan einer Schlacht zeichnet, kann freilich die Truppen, die er auf dem Blatte anzubringen hat, nicht im Ungewissen darüber schweben lassen, sondern muß sie einem ganz bestimmten Punkte zuweisen, ohne dadurch seinen eigenen Zweifel aufzugeben; sehr zu tadeln aber wäre es, wenn die erzählende Darstellung aus der gezeichneten einen solchen Behelf ohne Noth in sich aufnehmen wollte.

Während die Russen ihren in Folge der verlorenen Schlacht angetretenen Rückzug fortsetzten, mußte der König sein siegreiches Heer alsbald wieder nach Sachsen wenden, wo die österreichische Macht unter Daun vorgedrungen war, und die preußischen Truppenschaaren unter Prinz Heinrich zum Widerstande nicht hinreichten. Der König eilte nach der Niederlausitz, zog Keith und den Markgrafen Karl mit den Truppen aus Schlesien an sich, besprach sich mit dem Prinzen Heinrich in Dresden, und stellte sich mit vereinter Macht dem Feinde gegenüber, hoffend, da Daun bei aller Ueberlegenheit an Truppenzahl doch keine Schlacht liefern wollte, durch fortgesetztes Andringen ihn nach Böhmen zurückzutreiben. Unter solchen drängenden Bewegungen hatte Daun zwischen Bautzen und Löbau die feste Stellung bei Kittlitz genommen, und der König, am 10. Oktober über Bautzen nachrückend, sein Lager fast im Bereich des feindlichen Geschützes bei Hochkirch aufgeschlagen. Durch Kundschafter getäuscht, rechnete er mit Sicherheit auf den weiteren Rückzug Daun's, und achtete nicht der Warnungen Keith's und seiner anderen Generale, welche diesen Stand der Sachen für höchst gefahrvoll hielten. Der König hatte zwar in besonderer Absicht den Aufbruch seines Heeres für den 14. Oktober Abends beschlossen, glaubte aber bis dahin keine Besorgniß haben zu dürfen, und verwies Seydlitz und Zieten, welche

anders urtheilten, und ihm am 13. dringende und flehentliche Vorstellungen machten, mit ungehaltenen Worten zur Ruhe, ja befahl sogar, anstatt, wie es diese Generale wünschten, die Truppen für die nächste Nacht unter Gewehr stehen zu lassen, sie sollten ausruhen, und die Reiterei ihre Pferde absatteln. Letzteres ließ Zieten nur zum Schein ausführen, und auch Seydlitz hielt seine Leute im Stillen vorbereitet. Er sagte zu den noch am späten Abend bei ihm versammelten Befehlshabern seiner Regimenter: „Der König hat ausdrücklich befohlen, wir müssen gehorchen! Meine Herren, lassen Sie absatteln; um 12 Uhr aber wieder aufsatteln; das hat er nicht verboten! So erfüllen wir den buchstäblichen Befehl des Königs, aber auch das wahre Pflichtgebot für seinen Dienst!"

Wirklich blieb Daun, der sonst einer solchen Nähe des Königs gern auswich, diesmal in seiner Stellung, benutzte die trotzige Sicherheit des Gegners, und überfiel denselben in der Nacht zum 14. Oktober mit ganzer Stärke. Die Preußen fochten im größten Nachtheil, und nur ihre schnelle Kampfbereitschaft, ihre heldenmüthige Ausdauer und Hingebung vermochten die schrecklichste Niederlage noch abzuwenden. Die Dunkelheit der Nacht mehrte die anfängliche Verwirrung der Preußen, ihren Verlust an Mannschaft und Geschütz. Keith sank tödtlich getroffen, Prinz Franz von Braunschweig wurde durch eine Kanonenkugel getödtet, Prinz Moritz von Dessau fiel schwer verwundet, die tapfersten Bataillone schwanden ohne zu weichen; Major von Lange und Lieutenant von der Marwitz vertheidigten den Kirchhof von Hochkirch mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit; der König hoffte die Schlacht noch zu gewinnen, und führte seine zusammengeschossenen Schaaren wiederholt zum Angriff. Allein der Sieg gehörte schon dem Feinde, und konnte ihm nicht mehr entrissen werden. Die Reiterei vermochte diesen Kampf nicht zu entscheiden; doch nahm die preußische mehrmals das Gefecht auf, die feindliche wurde wiederholt geworfen, auch das Fußvolk mit Erfolg angefallen, allein zu einem Hauptschlage zeigte sich keine Gelegenheit, und die Vortheile des Feindes überwogen zu schnell und verderblich. Als dem Könige ge-

meldet wurde, noch stünden einige frische Bataillone zu einem letzten Versuche bereit, sah er den Markgrafen Karl und Seydlitz, die sich um ihn befanden, stillschweigend an, was ihre Meinung sei, allein beide schwiegen, und so unterließ er den Angriff, der von diesen schon für unnütz erachtet wurde. Gleich darauf befahl er den Rückzug, der in fester Haltung nur bis zu den nahen Anhöhen von Kreckwitz ging, gedeckt von der Reiterei, die jetzt unter dem Oberbefehl von Seydlitz vereinigt war, und sich auf dem linken Flügel zusammengezogen hatte. Das nächste Fußvolk rechts von ihr war noch in einiger Unordnung, und gab der nachrückenden feindlichen Reiterei schlimme Blößen; diese folgte zwar noch in einigem Abstand, aber doch immer zum Einhauen bereit. Seydlitz erkannte die große Gefahr, wenn der Feind diese Truppen jetzt ernstlich angriffe, und beschloß dies zu hindern. Er ließ daher die ihm selber gegenüberstehende feindliche Reiterei für den Augenblick außer Acht, machte mit Viertelschwadronen eine Schwenkung rechts, führte seine solchergestalt aufgereihten Schaaren in vollem Laufe vor, und machte zwischen dem weichenden Fußvolk und der nachrückenden feindlichen Reiterei rasch Front gegen diese. Das ganze Gewicht des Angriffs mußte nun zuerst auf ihn fallen, und das Fußvolk gewann Zeit, den nächsten Engweg in Ordnung zurückzulegen. Allein die zweimal stärkere feindliche Reiterei, durch die unerwartete und kühne Bewegung stutzig, wagte nichts zu unternehmen, Seydlitz behielt auf der Ebene von Belgern noch gehörige Zeit eine drohende Stellung in zwei Treffen mit weit auseinander gerückten Schwadronen einzunehmen, der Rückzug des Fußvolks erreichte sein nahes Ziel ungestört, und nachdem das wieder geordnete Heer im Angesichte der Oesterreicher ein neues Lager, obgleich zum Theil ohne Zelte, genommen hatte, führte Seydlitz auch seine Reiter in die ihm angewiesene Stellung zwischen Klein-Bautzen und Kreckwitz ruhig ab, wo sie in das zweite Treffen einrückten, und gleich darauf, als wäre nichts vorgefallen, sich in der Gegend nach Futterung bemühten. Seydlitz hatte durch seine Einsicht und Kühnheit hier dem geschlagenen Heere ein noch größeres Verderben glücklich abgewendet, und sein Trotz den weit stärkern Feind

so kräftig geschreckt, daß nicht die geringste Verfolgung mehr versucht wurde, und kein Gefecht mehr Statt fand. Doch waren über 100 Kanonen, 28 Fahnen, 2 Standarten und der größte Theil der Zelten verloren, ein Viertheil der Mannschaft fehlte bei den Fahnen, und die Oesterreicher, bei minderem Verluste, standen beinah dreimal so stark als Sieger gegenüber.

Die meisterhafte Anordnung des Königs bei seinem Rückzuge vom Schlachtfeld, und die Kühnheit, ungeachtet des erlittenen Verlustes dem Sieger so nah zu bleiben, hemmten die weiteren Nachtheile, welche aus dem Unglück von Hochkirch sonst hätten hervorgehen müssen. Der König begann sogar zuerst wieder selbstständige Bewegungen, und bedingte vorgreifend die des Feindes. Er übertrug dem Prinzen Heinrich die Beobachtung Daun's, täuschte diesen über sein Vorhaben, und brach am 24. Oktober über Görlitz zum Entsatz der von den Oesterreichern belagerten Festung Neiße nach Schlesien auf. Hier stellten sich die Sachen durch die Anwesenheit des Königs schnell zu Gunsten der Preußen her. Darauf eilte er, um Daun's Unternehmungen zu hemmen, am 7. November wieder nach Sachsen, erfuhr aber schon am 17. in der Lausitz, daß der Feind sich nach Böhmen zurückziehe, worauf auch er selbst, nach kurzer Anwesenheit in Dresden, wieder nach Schlesien umkehrte, um in Breslau zu überwintern. Auf diesen Märschen, deren Schnelligkeit und Gelingen in Erstaunen setzten, war Seydlitz immer bei dem Könige, und blieb auch während der Winterquartiere demselben zur Seite, für die ihm untergebene Reiterei mit aller Sorgfalt und Beeiferung thätig.

Für den Feldzug des Jahres 1759 hatte der König den großen Anstrengungen und Planen seiner Feinde nur unverhältnißmäßige Mittel entgegenzusetzen. Um so mehr mußte das Uebergewicht seines Geistes in deren Benutzung gelten. Die außerordentlichen Vorzüge seiner Reiterei brachten ihn auf den Gedanken, den Reiterdienst mit der Bedienung des Geschützes zu verbinden, und im Mai des Jahres 1759 wurde bei Landshut die erste Einrichtung dieser Art getroffen, welche seitdem in allen Heeren nachgeahmt und ausgebildet

worden. Um den Feinden nach den verschiedensten Richtungen zu widerstehen, hatte der König seine Kräfte sehr vertheilen müssen, und selbst mit seinem Heere in Schlesien konnte er bei Eröffnung der Feindseligkeiten bloß vertheidigungsweise verfahren. Die Zerstörung der feindlichen Magazine war ein Hauptabsehen dabei. Während Prinz Heinrich beauftragt wurde, dies von Sachsen aus in Böhmen und Franken auszuführen, mußte der General von Fouqué am 16. April zu gleichem Zweck nach Mähren vordringen. Seydlitz, der bisher bei Frankenstein gestanden, um die Verbindung zwischen Fouqué und dem Könige zu erhalten, führte bei diesem Zuge 3 Bataillone und 22 Schwadronen gegen Troppau, wo er einige 100 Gefangene machte. Da jedoch die Oesterreicher ihre Magazine bereits nach Olmütz geschafft, und jenseits Troppau eine ansehnliche Truppenstärke versammelt hatten, so ging Fouqué ohne weitere Ausbeute am 21. in sein Lager bei Leobschütz zurück, und Seydlitz stieß mit 4 Kürassierregimentern über Neiße wieder zum Heere des Königs. Andere Bewegungen, bei welchen die größte Aufmerksamkeit und Klugheit erforderlich war, um die Zwecke des Feindes zu vereiteln und drohende Gefahren abzuwenden, blieben zwar nicht erfolglos, doch ohne bedeutendes Ereigniß. So mußte Seydlitz, weil die Nachricht eingegangen war, eine österreichische Schaar suche durch die Lausitz gegen Kottbus und Berlin vorzudringen, und sich jenseits der Oder mit den Russen zu vereinigen, am 18. Mai eiligst gegen Sagan vorrücken, und mit den Generalen von Puttkammer und von Wobersnow in Gemeinschaft jene Gegend bewachen, bis Prinz Heinrich von seinem Zuge nach Franken wieder in Sachsen eintraf, worauf Seydlitz mit seinen Truppen zu dem Könige zurückkehrte. Am 30. Juni gab Seydlitz, dem der König nicht vergeblich aufgetragen, auf jede Bewegung des Feindes zu merken und alle Nachrichten schnell einzusenden, von Hirschberg aus die erste Anzeige von Daun's Aufbruch aus seinem bisherigen Lager bei Schurz nach Gitschin, so wie auch, daß Laudon mit einer ansehnlichen Schaar gegen die Lausitz vorrücke. Es war offenbar, daß die Oesterreicher sich den Russen nähern wollten, und der König eilte, sich

ihnen in den Weg zu stellen. Seydlitz bildete hiebei die Vorhut, ging am 3. Juli über den Bober, und nahm ein Lager bei Hußdorf, unfern Lähn, wo sich am 4. die Reiter Laudon's zeigten, aber trotz ihrer Ueberzahl heftig zurückgeworfen wurden, und gegen 100 Gefangene zurückließen, ja Laudon selbst wäre beinahe in Gefangenschaft gerathen. Dieses Gefecht, wiewohl ohne sonstige Folgen, war für die preußische Reiterei höchst ehrenvoll, und Seydlitz rühmte besonders die große Auszeichnung der Offiziere, namentlich des Lieutenants Kordshagen vom Zieten'schen Husarenregimente, der schon im vorigen Feldzuge sich unter den Augen des Königs hervorgethan hatte. Daun nahm inzwischen am 6. Juli eine gesicherte Stellung auf den Anhöhen von Mark-Lissa, wogegen der König am 10. ein festes Lager bei Schmottseiffen zwischen Löwenberg und Lähn bezog, in welches auch Seydlitz mit seinen Truppen einrückte.

Da die Russen unter Feldmarschall Soltikoff von Posen her in Schlesien eindrangen, ohne daß der General Graf von Dohna, der ihnen entgegen stand, es wehren konnte, so sandte der König den General von Wedell zur Führung des Oberbefehls über die verstärkten Truppen, und ertheilte ihm unbedingte Vollmachten, woher ihm der Zuname Diktator wurde. Doch gleich am Tage nach seiner Ankunft erlitt dieser, den 23. Juli, bei Kay, unfern Züllichau, eine Niederlage, und die Russen rückten an die Oder vor. Daun hatte mittlerweile zwei starke Schaaren unter Hadik und Laudon abgeschickt, um sich mit Soltikoff in Verbindung zu setzen; Hadik sollte den Marsch beschützen, Laudon aber mit 12,000 Mann zu dem russischen Heere stoßen. Bei Guben trafen beide österreichische Schaaren am 1. August zusammen, Laudon zog weiter, und gelangte am 3. glücklich zu Soltikoff, der inzwischen Frankfurt besetzt, und auf dem rechten Ufer der Oder ein starkes Lager bezogen hatte. Hadik jedoch, von der Annäherung des Königs benachrichtigt, fand es rathsam, sich gegen die Spree zurückzuziehen. Der König hatte nämlich, auf die Nachricht von diesen Bewegungen und Unfällen, den Prinzen Heinrich mit seinen besten Truppen herbeigerufen, ihm das Lager zu Schmottseiffen und die Bewachung

Daun's übergeben, und mit einem Kerne von Truppen, denen sich andere noch anschließen sollten, am 29. Juli den Marsch in die Gegend von Frankfurt angetreten. Bei Guben traf die Vorhut einige Reiterei von Hadik, welche sogleich angegriffen, geworfen und bis Sommerfeld verfolgt wurde. Ein österreichisches Bataillon, das mit 4 Kanonen und 500 Wagen einherzog, mußte sich einer Schwadron Dragoner, welche Seydlitz selber anzuführen nicht zu gering fand, gefangen geben. Bei Müllrose zog der König am 6. August die geschlagenen Truppen Wedell's an sich, erwartete im Lager bei Boozen bis zum 9. den Heranzug einer Truppenschaar aus Sachsen unter dem General von Finck, und glaubte nun, mit etwa 48,000 Mann, die Russen und Oesterreicher unter Soltikoff und Laudon, welche bei Kunersdorf dicht bei Frankfurt eine verschanzte Stellung hatten, schlagen zu können. Eine Schlacht war für die Sache des Königs, der auch die österreichische Hauptmacht unter Daun über Kottbus in Anmarsch glaubte, dringend nöthig, und er wollte sie nicht aufschieben.

Der König ließ 3 Bataillons unter dem Befehle des Obersten von Wunsch gegen Frankfurt stehen, und führte in der Nacht vom 10. auf den 11. August sein Heer vom linken auf das rechte Oderufer, das Fußvolk über zwei unterhalb Lebus bei Reitwen gelegte Brücken, die Reiterei durch einen Furt bei Oetscher. Hier wäre Seydlitz beinahe verunglückt, und zwar durch das Mittel selbst, das er aus Vorsicht gewählt hatte, um die Gefahr zu meiden. Er konnte die großen Pferde nie leiden, sondern wollte nur solche, die, mit leichtem Vorder- und kräftigem Hintertheil, den Kopf und Schweif hoch, zu Sprung und Lauf und jeder Wendung gleich geschickt wären, welches alles er am meisten in den kleinen polnischen Pferden vereinigt fand; auch pflegte er keine anderen zu reiten. Für diesen Tag aber hatte er sich, weil das Wasser für jene zu tief schien, einen großen Holsteiner geliehen, der auch genugsam hervorragte, aber auf dem unebenen Flußboden stolperte, so daß der Reiter tief in's Wasser gerieth, und fast darin versunken wäre. Einer seiner Adjutanten half ihm heraus; er selbst aber bezeigte über den

Vorfall heftigen Verdruß, und wurde den großen Pferden nur noch mehr gram. Zur Bewachung der Brücken blieben 7 Bataillone und 5 Schwadronen bei Göritz aufgestellt; mit allen übrigen Truppen rückte der König aufwärts gegen die Stellung der Russen an. Diese standen auf steilen durchschnittenen Anhöhen, längs des Dammes, welchem die von Frankfurt nach Krossen führende Straße folgt; mit der Front gegen Norden, wo die Niederungen der Oder und das große Elsenbruch sich ausbreiten; die linke Flanke, zunächst dem Flusse auf die Judenberge gestützt; die rechte, gegen Trettin und Bischofssee hin, auf dem Mühlberge festgestellt, durch die vor demselben liegende Schlucht des Bäckergrundes und weiterhin durch sumpfige Vertiefungen gedeckt, in welchen kleine Seen liegen, und ein Abfluß derselben, das Hühnerfließ, den Niederungen der Oder sein träges Gewässer zuführt. Rückwärts gegen Süden senken sich die Anhöhen, der Boden bleibt aber ungleich, und den Gesichtskreis schließt ringsher die nahe Waldung von Frankfurt und Neuendorf. Durch den ganzen Zwischenraum von dieser Waldung bis zum Elsenbruch zeigt sich eine Vertiefung, welche anfangs sumpfige Teiche enthält, dann das Dorf Kunersdorf aufnimmt, und endlich unter dem Namen des Kuhgrundes als tiefe Schlucht die Anhöhen durchbricht. Eine zweite Schlucht, tiefer noch und breiter eingeschnitten, der hohle Grund, späterhin der Laudonsgrund genannt, bildet nochmals einen Durchbruch der Anhöhen, und trennt die Judenberge von der Mittelstellung. Auf diesen durchschnittenen Anhöhen hatten die Russen sich gut verschanzt. Der rechte Flügel auf dem Mühlberge war durch eine Art Sternschanze befestigt, von welcher nach beiden Seiten zusammenhängende Verschanzungen ausliefen, die rückwärts schon am Kuhgrunde endigten, in der Front aber längs den Anhöhen, mit Ausschließung des in der Tiefe liegenden Kunersdorf, über die Judenberge hinaus und bis zur Oder sich erstreckten. Innerhalb dieser starken Befestigungen stand das ganze russische Heer, gegen 70,000 Mann stark, mit reichlichem Geschütz versehen. Die Oesterreicher unter Laudon standen außerhalb vor dem linken Flügel, in der Niederung gegenüber von Frankfurt, von den

Russen durch die Verlängerung des Elsenbruchs getrennt, doch führte ein eigends angelegter Damm aus ihrer Stellung unmittelbar in den Laudonsgrund. Soltikoff erwartete, die Preußen würden über Frankfurt heranzukommen versuchen, nachdem sie aber bei Reitwen ihren Uebergang über die Oder bewerkstelligt hatten, änderte er seine Stellung, machte Front gegen Kunersdorf und gegen die Waldung von Neuendorf und Frankfurt, wogegen sein Rücken nun gegen die Oderniederung gewandt, und auch die Namen beider Flügel gewechselt wurden; die nunmehrige linke Flanke war dem Bäckergrunde zugekehrt, auf den Judenbergen jetzt die rechte angelehnt. Die Verschanzungen verursachten bei dieser Umstellung keine Schwierigkeit, sie waren gleichmäßig nach beiden Richtungen angelegt, und die Rückseite oder jetzige Front, der Oertlichkeit zufolge, gerade am stärksten befestigt. Die Beschaffenheit des Bodens im Allgemeinen, und die kurz vor der Schlacht angeordnete Veränderung der russischen Front, konnten an die ähnlichen Umstände erinnern, die bei der Schlacht von Zorndorf Statt gefunden; allein die besonderen Bedingungen dieser Umstände gaben hier eine wesentliche Verschiedenheit, welche zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen führte.

Die Preußen waren am 11. Abends bis Leissow vorgerückt, lagerten dort ein paar Stunden unter freiem Himmel, und setzten sich am 12. frühmorgens um 2 Uhr wieder in Bewegung. Der König überschaute von den Höhen bei Trettin die feindliche Stellung, und beschloß den Angriff ihres linken Flügels. Hiezu mußte das Heer die vorliegenden Tiefen überschreiten, und sich deßhalb links über das Hühnerfließ und zwischen den Seen durch in die Neuendorfer Haide ziehen, um von dort gegen die geeigneten Punkte hervorzubrechen, während der General von Finck mit einer rechts gehaltenen Nachhut von 8 Bataillons und 35 Schwadronen nebst ansehnlichem Geschütz die Anhöhen von Trettin besetzte, und durch seine Bewegungen und späterhin durch sein lebhaftes Geschützfeuer die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin zu lenken suchte. Der König war der Gegend nicht kundig; die Schluchten, welche die Stellung der Russen durch-

schnitten, so wie die Teiche bei Kunersdorf gegen die Frankfurter Haide hin, blieben seinem Standpunkte verborgen, auch über die Schwierigkeiten und Entfernungen der Waldwege empfing er nur unvollständigen Bericht. Nachdem im Walde das Fußvolk in zwei Treffen aufmarschirt war, und die Reiterei sich auf den äußersten linken Flügel geschoben hatte, mußte die ganze Linie aus dem Walde in's freie Feld vorrücken. Der Tag war sehr heiß, die Truppen hatten wenig geruht, der Marsch war weit und anstrengend, sie ermüdeten in dem sandigen Waldgrunde; der Branntwein, den man ihnen zur Stärkung austheilte, gewährte diese nicht. Es wurde beinah Mittag, bevor der Angriff wirklich beginnen konnte. Ein heftiges Feuer aus zwei Batterieen, welche der König auf den nächsten Anhöhen der russischen linken Flanke hatte errichten lassen, und das von der Batterie Finck's lebhaft unterstützt wurde, umfaßte die russische Sternschanze, und ein Theil bestrich die Linie des Feindes der Länge nach, wodurch dieser große Verluste erlitt. Die Russen antworteten aus beinahe 100 Feuerschlünden, welche sie auf ihrem linken Flügel vereinigt hatten. Das Feuer dauerte noch keine halbe Stunde, als die preußischen Grenadiere zum Sturm vorrückten. Der General von Schenkendorf an der Spitze von 4 Bataillons erstieg zuerst die russische Verschanzung, der General von Lindstedt folgte mit 4 andern Bataillons, das übrige Fußvolk des Heeres in zwei Treffen geordnet drang entschlossen nach. Das russische Fußvolk in der Flanke angegriffen, und in dem engen Raume keiner vereinten Gegenwendung fähig, sondern nur regimenterweise vergeblichen Widerstand versuchend, wurde übereinander geworfen, und schonungslos niedergemacht; die Preußen hatten bereits 70 Kanonen erobert, und da das Fußvolk von Finck über das Hühnerfließ nun gleichfalls in die russische Stellung einrückte, so hatte das Gefecht hier den besten Fortgang. Allein das Vorrücken des preußischen linken Flügels, der sich des Kirchhofs von Kunersdorf nach hartem Kampfe bemächtigt hatte, sah sich unvermuthet durch die zwischen diesem Dorfe und dem Walde liegenden Teiche gehemmt. Der König ließ die Batterieen vorrücken, um den Angriff mit Nachdruck fort-

16*

zusetzen, und den Feind völlig aufzurollen. Das Geschütz war aber nur mühselig auf dem sandigen Hügelboden fortzuschaffen, und in der brennenden Sonnenschwüle versagten Pferde und Menschen. Die preußischen Bataillone, ohne Reiterei und gehöriges Geschütz, mußten innehalten, um ihre eigne Ordnung herzustellen, und sich in neue Angriffslinien zu reihen. Diese Stockung benutzten die Russen, um frische Truppen heranzubringen, und alles auf ihrem rechten Flügel entbehrliche Geschütz dem linken zuzuwenden. Sie stellten drei Linien Fußvolk hintereinander, und besetzten alle vortheilhaften Punkte von den Judenbergen bis Kunersdorf mit zahlreichen Kanonen, zugleich ließ Laudon aus der Niederung einige österreichische Regimenter auf das Schlachtfeld vorrücken. Nachdem auch das preußische Geschütz endlich wieder aufgefahren war, begann abermals das heftigste Kanonenfeuer, und zugleich drang das Fußvolk zu neuem Angriff vor; der König führte das erste Treffen in die mit größter Wuth erneuerte Schlacht. Die Russen standen unerschüttert, und ihr Geschütz- und Flintenfeuer richtete große Verwüstungen in den Reihen der Preußen an. Der König selbst hielt im dichtesten Kugelregen, und als Seydlitz auf die vielen einschlagenden Kugeln aufmerksam machte, und die bittende Warnung aussprach, hier nicht unnütz in der Gefahr zu bleiben, sah er sich mit den Worten abgefertigt: „Ei was! die Mücken spielen nur."

Der Kampf schwankte nun eine Zeitlang unter den größten Anstrengungen beider Seiten. Der König, voll Ungeduld, daß die Entscheidung hier sich verzögerte, befahl, daß die auf dem linken Flügel versammelte Reiterei vorbrechen und die feindliche Stellung angreifen sollte. Seydlitz und der Prinz von Würtemberg führten die Schwadronen links um die Teiche von Kunersdorf und durch die engen Zwischenräume derselben, und stellten sie jenseits auf, allein es fehlte hier sowohl der Raum als die Gelegenheit, diese Waffengattung mit Erfolg anzuwenden. Der König wartet vergebens, die Reiterei bleibt aufmarschirt stehen; er schickt den Befehl, Seydlitz solle angreifen, und da dieser noch zu gehorchen zögerte, sendet er zum zweitenmal. Seylitz aber wen-

det ein, Ort und Augenblick seien ungünstig, und verweigert den Angriff. Da schickt der König zum drittenmal, und läßt ihm sagen, er solle in's Teufels Namen angreifen. Nun widerspricht Seydlitz nicht länger, er setzt sich an die Spitze eines Kürassierregiments, und stürmt gegen die russischen Schanzen an. Als die Linie schon in starkem Rennen vorstürmte, ritt Seydlitz mit wunderbarer Gewandtheit und Sicherheit selber im Galopp längs der ungehemmt aufsprengenden Fronte dicht hinab, und feuerte seine Offiziere durch den Zuruf an: „Vorwärts, meine Herren, vorwärts!" Dieses in seiner Art einzige Kunststück ist im Andenken der Augenzeugen aufbewahrt und später mündlich uns überliefert worden. Vor den russischen Schanzen aber bricht der Ungestüm der preußischen Reiter, sie stürzen in Wolfsgruben, ein furchtbares Kartätschenfeuer zerschmettert sie; Seydlitz selbst wird verwundet, eine Kartätschenkugel zerquetscht ihm den Degenkorb und die rechte Hand, er sinkt vom Pferde, und muß fortgebracht werden. Auf diese Nachricht sendet der König sogleich einen Flügeladjutanten, sich theilnehmend zu erkundigen; Seydlitz aber, im Verdrusse des ihm aufgenöthigten Mißlingens, und eingedenk der früheren Aeußerung des Königs, läßt ihm zurücksagen, es habe ihn bloß eine Mücke gestochen.

Die Reiterei wiederholte darauf ihren Angriff noch mehrmals; immer nur einzelne Regimenter, da der Raum zu eng war, um größere Schaaren zu entwickeln, allein sie hatte stets dasselbe Schicksal. Den Prinzen von Würtemberg, der sehr kurzsichtig war, trifft sogar der Vorwurf des Königs, den stärksten Punkt der Russen, den wohlverschanzten Judenkirchhof, zum Ziel des Anlaufs genommen zu haben; er soll im Zurückgehen zu dem verwundeten Seydlitz gesagt haben: „Hätte ich diese Anhöhe nehmen können, so war die Schlacht gewonnen!" worauf jener: „Das glaub' ich wohl, aber wo hat man je gehört, daß bloße Reiterei Festungswerke erstürmt?" Die tapfern Reiter wichen aus dem mörderischen Feuer mit großem Verluste zurück, und da zugleich russische und österreichische Reiterei gegen ihre Flanke hervorbrach, so wandten sie sich völlig zur Flucht, und konnten sich erst wieder hinter

den Teichen von Kunersdorf und dem zweiten Treffen aufstellen. Dieses erhielt nun Befehl vorzudringen, zog zwischen den Teichen und durch Kunersdorf hin, stellte sich drüben auf, und ging auf die nächste russische Batterie im Sturmschritt entschlossen an. Der König selbst ermuthigte sie durch seine Gegenwart und Führung; der Kampf erhob sich mit neuer Macht und Erbitterung. Ueber die näheren Umstände und Wendungen desselben verwirren sich dann die Angaben; ein klares Bild läßt sich aus den widersprechenden Berichten der sonst glaubwürdigsten Augenzeugen kaum noch entwirren. Die Preußen sollen über den Kuhgrund hinaus bis zu dem Laudonsgrunde gekommen, die russische Hauptbatterie auf dem Spitzberge schon verlassen worden sein. Der König, entschlossen den Feind heute gänzlich aus dem Felde zu schlagen, dachte durch eine letzte Anstrengung auch noch die Judenberge zu erobern, wodurch der Sieg vollständig geworden wäre. Zwar hatte der General von Finck dem Könige schon früher vorgestellt, mit dem errungenen Sieg über den feindlichen linken Flügel sei es für heute genug, man dürfe die erschöpften Truppen nicht einem neuen verzweifelten Kampf aussetzen, die Russen würden in der Nacht gewiß von selbst ihre Stellung verlassen; auch Seydlitz war dieser Meinung beigetreten, wie die meisten andern Generale; der König aber hatte dies nicht gebilligt, er wollte den Feind völlig aufreiben, dem auch der Rückzug über die Oder schon versperrt war, indem der Oberst von Wunsch auf dem linken Ufer seinen Auftrag schon erfüllt und während der Schlacht sich der Stadt Frankfurt glücklich bemächtigt hatte. Hiedurch aber wurde die Gegenwehr der Russen nur noch hartnäckiger, sie sahen keinen Ausweg als den Kampf. Ob wirklich die Preußen über den Kuhgrund hinausgeschritten, und im Angriffe der Judenberge bis zu dem Laudonsgrund gelangt seien, bleibt in Frage; Tempelhof verneint sie; der Bericht des Königs, der sie bejaht, enthält hinsichtlich der Oertlichkeit einen offenbaren Irrthum; Gaudi hinwieder stimmt mit dem Könige, Retzow mit Tempelhof. Eine dieser Tiefen aber war es, die den bis dahin siegreichen Fortschritt der Preußen hemmte, den Widerstand der Russen steigerte. Das Hervorbrechen der

Oesterreicher unter Laudon in diesem wichtigen Augenblicke gab der Schlacht sodann die entscheidende Wendung; diese frischen Truppen fielen den erschöpften und im Kampfe zum Theil aufgelösten preußischen Bataillonen in die rechte Flanke, und brachten sie zum Weichen; vergebens ließ der König die Reiterei vom linken Flügel auf den rechten eilen, und den Prinzen von Würtemberg einen Angriff durch das Elsenbruch in die linke Flanke der Oesterreicher unternehmen; die Reiterei wich, der Prinz wurde verwundet; der König vermochte sein Fußvolk nicht mehr vorzuführen, es hielt nicht mehr Stand; die Flucht wurde bald allgemein. Nun rafften auch die Russen sich wieder auf, brachten frische Truppen vor, nahmen ihr schon verlornes Geschütz wieder, dazu 172 preußische Kanonen, 26 Fahnen, 2 Standarten, und sahen den Sieg auf ihrer Seite. Ueber 18,000 Preußen, die Hälfte des Fußvolks, ein Viertheil der Reiterei, waren todt oder verwundet. Beinahe 16,000 Mann betrug der Verlust der Russen und Oesterreicher. Niemals hatten die preußischen Waffen eine so blutige und hoffnungslose Niederlage erfahren. Der König hielt einen Augenblick seine Sache für ganz verloren; doch stand auch der Sieger von den harten Kampfesschlägen betäubt, und die feindlichen Feldherren, uneinig und zweifelnd, wußten ihren ungeheuern Vortheil nicht zu nutzen, desto besser der König ihre Versäumniß, um sich in neuer Zurüstung und Stärke zu erheben.

In dem preußischen Zeitungsbericht über die Schlacht von Kunersdorf wurde geradezu gesagt, die preußische Reiterei habe nichts mehr ausgerichtet, weil Seydlitz verwundet und sie ihres Anführers beraubt gewesen sei. Dieser Ausdruck bezeugt, in wie hohem Werthe Seydlitz dem Könige stand, und wie große Zuversicht und Erwartung an sein Auftreten geknüpft waren. Man schien vergessen zu wollen, daß die Reiterei hier überhaupt wenig leisten konnte, wo der beengte Raum ihre Entwickelung hinderte, und der tapfre vereinzelte Anfall auf wohlbefestigte, durch Geschütz und Mannschaft stark vertheidigte Schanzen treffen mußte; und man glaubte vertrauenvoll, daß der Held von Zorndorf auch der von Kunersdorf hätte werden können, wiewohl er selbst die ganz

andere Lage der Dinge gleich anfangs einsah, und ein solches Vertrauen gar nicht hegte.

Seine Verwundung war übrigens bedeutend und gefährlich, und setzte ihn gleich außer Gefecht. Ihn befiel bald eine Art Schlagfluß, der ihm den Mund sperrte und während einiger Tage die Sprache raubte. Nach Berlin gebracht, bei guter wundärztlicher Pflege, sah er zwar seine Wunde bald besser werden, allein sein körperlicher Zustand im Allgemeinen blieb noch lange Zeit besorglich. Die schwierigen und harten Arbeiten des noch übrigen Feldzuges, der sich diesmal tief in den Winter hinein erstreckte, und in welchem der König seine verzweifelte Sache wunderbar herzustellen wußte, wurden ohne Seydlitz vollbracht, dessen Abwesenheit nur allzufühlbar war. Der König gedachte seiner mit Gunst, und ließ ihm durch den Marquis d'Argens, gleichzeitig wie seinem Bruder dem Prinzen Ferdinand, jedem ein Exemplar seiner Betrachtungen über Karl's des Zwölften Feldzüge überreichen; eine kleine Aufmerksamkeit, wie es der König gegen d'Argens nennt, die jenen vielleicht Vergnügen machen werde. Auch erkundigte er sich, durch ein gnädiges Schreiben aus dem Winterquartier zu Freiberg, bei Seydlitz selbst nach dessen Gesundheit, die sich allmählich schon besserte.

Mehr als diese Aufmerksamkeit erfreute ihn eine andere, seinem Sinn besser entsprechende. Der König schenkte ihm eines seiner schönsten Pferde, genannt der Tiger. Seydlitz ließ dieses Pferd täglich in dem Hofe seiner Wohnung herumführen, um sich an dem Anblick zu erlaben. Der Mahler Falbe mußte dasselbe mahlen, und durfte, nach eignem Wunsch, auch Seydlitz als Reiter daraufsitzend anbringen, wobei ihm dieser einschärfte, an dem Reiter sei nichts gelegen, nur das Pferd müsse in seiner Vollkommenheit getroffen werden. In der Folge ließ er das eigne Bild auf dem Tiger ausstreichen, und dafür das des Königs hinmahlen. Wohin das Bild gekommen sein mag, ist nicht bekannt.

Bei zunehmender Genesung gerieth Seydlitz in diesem Winter, noch ehe das Kriegsfeld sich wieder öffnete, auf ein anderes, das ihm von jeher nicht minder gefahrvoll gewesen war, und auch diesmal verhängnißvoll wurde. Bei leicht

gereizten Sinnen hatte Seydlitz in seinen Neigungen bisher wenig Beständigkeit gezeigt. Nur Einmal, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, war er von den Vorzügen eines Fräuleins, die in der Nähe seines Standortes wohnte, so sehr eingenommen, daß er ein dauerndes Glück hoffen konnte, und durch Heirath zu erwerben dachte. Ein Unfall störte diese Aussicht. Die Geliebte saß neben Seydlitz am Klavier, das sie mit großer Fertigkeit spielte; um andre Noten zu nehmen, stand sie auf, glitt aber so unglücklich, daß sie den Fuß brach. Da die Heilung sich verzögerte, und die Aerzte erklärten, eine Lähmung würde in jedem Falle zurückbleiben, so glaubte das bescheidene Mädchen, für einen so lebensraschen und glanzvollen Mann wie Seydlitz nicht mehr geeignet zu sein, und entsagte der Verbindung. Der Krieg half diesen Beschluß befestigen, und diese Neigung sank allmählig in Vergessenheit. Jetzt aber, im aufgenöthigten Genusse weicher Friedensruhe, im Schimmer gebildeter Geselligkeit, und bei den sanften Stimmungen, welche durch theilnehmende Sorgfalt so leicht erweckt werden und den Genesenden empfänglich machen, erfuhr Seydlitz einen neuen Eindruck weiblichen Liebreizes, dem er sich ohne Widerstand ergab. Susanna Albertina Gräfin von Hacke, deren Vater als Generallieutenant und Kommandant von Berlin vor mehreren Jahren gestorben war, lebte damals bei Verwandten am Hofe, wo sie durch schöne Gestalt und einnehmendes Betragen hervorglänzte. Die schmeichelhafte Aufmerksamkeit, welche das sechszehnjährige Mädchen dem leidenden Kriegshelden bewies, wußte diesen leicht zu fesseln, und er entschloß sich alsbald, um ihre Hand zu werben. Sein Schreiben dieserhalb an den König, dem ein solches Unternehmen, mitten in noch schwebendem harten Kriegsdrange, leicht mißfallen konnte, giebt mit derbem Gradsinn auch den Gesichtspunkt an, welcher dort am meisten Gültigkeit haben konnte; dasselbe lautet vom 12. März 1760 wie folgt: „Ew. Königliche Majestät bitte allerunterthänigst, gnädigst zu erlauben, daß ich den Tag zuvor, ehe ich von hier zur Armee abgehe, die jüngste Gräfin Hacke heirathen darf. Bei einer künftigen Blessur der Diskretion der Domestiken nicht wieder gänzlich unterworfen zu sein, ist nicht der

geringste Bewegungsgrund, warum Ew. Majestät mit dieser Bitte anzutreten mich unterstehe. Litte mein Eifer zum Dienst einen Zusatz, so würde er durch die gnädige Permission solchen erhalten, so aber kann nichts als die gewohnte Treue zu Füßen legen, mit welcher ersterben will Ew. Königlichen Majestät treu unterthänigster Knecht Seydlitz." Der König hatte in diesem eignen Falle mit der Lage und dem Karakter seines Generals besondere Nachsicht, und schrieb auf das Rückblatt des Briefes als Befehl zur Ausfertigung der begehrten Erlaubniß die eigenhändigen Worte: „Ich wünsche ihm Glück darzu. Fch." Am 19. März wurde das schöne und stattliche Paar getraut.

Gleich darauf verließ Seydlitz seine junge Gattin, und begab sich nach Leipzig zu dem Könige, der am 25. April mit seinem Heere bei Meißen ein Lager bezog, um sich gegen Daun vertheidigungsweise zu verhalten. Seydlitz hatte den freien Gebrauch seiner Hand noch nicht wieder, und durch Lähmung der Kinnladen, die einen Verband nöthig machte, war ihm das laute Sprechen erschwert. In diesem Zustande hatte er sich gleichwohl zum Dienst angeboten, und den König versichert, am Tage einer Schlacht würde er seine Pflicht erfüllen können. Da wirklich Anstalten getroffen wurden, die auf eine nahe Schlacht zu deuten schienen, so wiederholte er seine Erklärung, und bat den König, ihm seinen Posten anzuweisen. Der König antwortete, er habe nicht im Geringsten die Absicht, eine Schlacht zu liefern, und sobald er ihn nöthig habe, werde er es ihm schon zu wissen thun, bis dahin möge er sich beruhigen. Als aber Seydlitz am nächsten Tage die Anstalten fortdauern sah, und dabei Zeuge war, wie der König für den Fall eines Angriffs seinen Generalen mancherlei Befehle austheilte, fand er sich gekränkt, daß nicht auch ihm ein Posten angewiesen wurde, sondern der König ihn gleichsam unbemerkt ließ. Es kam in der That zu keiner Schlacht, und der König wollte Seydlitz nicht ohne Noth anstrengen, hielt ihn auch vielleicht noch nicht so ganz dienstfähig; allein dieser wollte die vermeinte Zurücksetzung nicht ertragen, äußerte mit Unmuth, er sehe wohl, der König habe ihn nicht nöthig, und erbat die Erlaubniß, die ihm

auch gewährt wurde, nach Berlin zurückzukehren. So verließ er mit allgemeinem Bedauern das Heer, besonders aber trauerte über sein Weggehen die gesammte Reiterei, welche ihr höchstes Vertrauen in seine Anführung gesetzt hatte.

Hiemit war eine Verstimmung zwischen den König und Seydlitz geworfen, die schon in manchen früheren Anlässen heimlich vorbereitet sein mochte. Das Verhältniß eines Kriegsfürsten, der zugleich Oberfeldherr ist, zu seinen Generalen, ist von beiden Seiten schwer in reine Fassung zu bringen und darin zu behaupten. Der Fürst muß und will aus dem Gebieter ein Kammerad werden, und indem er für sich die höchste Mannesehre, die der kriegerischen Tapferkeit, nur herabsteigend in der Gemeinschaft seiner Gefährten findet, erhebt er deren Verdienst durch gerechte Dankbarkeit und Gnaden zu höheren Stufen, wo dasselbe nothwendig immer selbstständiger wird, und Mißbehagen, Eifersucht, ja Gefahr zu wecken vermag. Friedrich der Große hat nicht minder, als Andere vor ihm, mit den Schwierigkeiten solcher Verhältnisse zu ringen gehabt, ohne daß man weder ihm noch seinen Generalen die Schuld einseitig beimessen darf. Seinem persönlichen Triebe nach war er innig und dankbar gegen seine Generale, eifrig in Anerkennung ihrer Verdienste, gern ihr persönlicher Freund; allein der Drang des Augenblicks und die Wirrniß unklarer Zustände ließen oft hinwieder nur die Strenge dienstmäßiger Unterordnung walten, und fehlgeschlagene Hoffnungen und schwere Unglücksfälle konnten auch ungerechten Vorwurf und herben Zorn hervorrufen. Seydlitz hatte bisher das Glück gehabt, mit dem Könige stets gleichmäßig gut zu stehen, neben seinem Verdienste hatte hieran auch sein Karakter Antheil; er war schweigsam, abgeschlossen, er verübte und litt keine Ungebühr; in seiner Erhebung behielt er Bescheidenheit, in seiner Unterordnung Würde und Festigkeit. Der König behandelte ihn mit besonderer Achtung. Jetzt erschien zum erstenmale dies Vernehmen getrübt, und der König mit Seydlitz unzufrieden. Daß die Angriffe der Reiterei bei Kunersdorf keinen Erfolg gehabt, konnte für Seydlitz kein Vorwurf sein, im Gegentheil sprach der König hierüber die seinem Generale schmeichelhafteste Meinung öffent-

lich aus. Doch unter der langwierigen Last der großen Nachtheile, welche jener unglückliche Tag für den König zu verarbeiten gab, durfte gewiß öfters auch die Ansicht Raum finden, daß dennoch die Reiterei mehr hätte thun können, und Seydlitz nicht die gewohnte Einsicht und Kraft gezeigt habe; der hinfällige Zustand, der seine Dienste dem Könige in Zeiten großer Noth vorenthielt, und die Heirath, welche weder seinen Eifer noch seine Rüstigkeit zu fördern schien, gaben schwerlich vortheilhaften Eindruck. Je erwartungsvoller und bedürftiger man seiner harrte, um so weniger befriedigte dann seine von Krankheit und Schwäche noch behaftete Erscheinung. Auf die alleinige Erzählung Warnery's darf man jedoch nicht annehmen, daß dem Könige leid gewesen, in dem Berichte von Kunersdorf die Verwundung Seydlitzens als eine der Ursachen des Verlustes der Schlacht angegeben zu haben, und daß er habe zeigen wollen, wie er auch ohne ihn Schlachten gewinnen könne. Im Gegentheile scheint es, daß der König den noch kranken General, der wirklich kaum brauchbar sein mochte, nur habe schonen, nicht aber zurücksetzen und kränken wollen. Daß Seydlitz die Sache mehr in letzterem Sinne nahm, und grollend zurückkehrte, kann freilich alsdann den Unmuth des Königs nur vermehrt haben. Das Mißvergnügen kam indeß auf keine Weise näher zur Sprache, und blieb in den gewohnten Formen von Unterthänigkeit und Gnade genugsam verhüllt.

Der König zog mit seinem Heere nach Schlesien, um die Vereinigung der Oesterreicher und der wieder herangerückten Russen zu verhindern. Hier stand die Sache der Preußen unaufhörlich in Gefahr, es bedurfte aller Kunst des Feldherrn und der größten Tapferkeit der Truppen, um gegen die von zwei Seiten drohende Uebermacht das Feld noch zu behaupten. Unter solchen mißlichen Umständen schlug der König am 15. August 1760 die Oesterreicher bei Liegnitz; obgleich für den Feldzug nicht entscheidend, war das Ereigniß doch für den Augenblick rettend. Der König begrüßte nach der Schlacht das Kürassierregiment Seydlitz, ließ es vorbeimarschiren, und dankte den Leuten für ihre bewiesene Tapferkeit; dann schrieb er auch an Seydlitz, um ihn von

dem Siege zu benachrichtigen. Dieser antwortete am 6. September: „Aus dem Bette, in welches mir übele Zufälle geworfen, lege ich Ew. Königlichen Majestät meine unterthänigste Gratulation zu Füßen, und wünsche, daß die Prise von Dresden diesem großen Siege folgen möge, noch mehr aber wünsche, daß nicht durch übele Folgen die Kontusion, so Ew. Majestät erhalten, uns den Sieg vergälle. Nach Stettin und Schlesien habe sogleich die Nachrichten verbreitet. Ich erhielt sie zu einer Zeit, da ich es als eine Ungnade von Ew. Majestät ansehen mußte, daß mich das Generaldirektorium in Ansehung der Rations nicht allein von dem Feldetat gestrichen, sondern auch die zu geben weigert, die Ew. Majestät mir als Obrister eines Regiments in Friedenszeit accordiren. Ohne Ew. Majestät gnädige Vermittelung bin also gezwungen, meine Pferde abzuschaffen. Der ich bis zum letzten Tag meines Lebens in unwandelbarer Treue beharre" u. s. w. Der König schrieb hierauf sehr gnädig den 21. September aus Dittersdorf, und drückte mit seinem Danke für die bezeigten Gesinnungen die frohe Hoffnung aus, die völlige Herstellung Seydlitzens zum Dienste bald vernehmen zu können. In der Verfügung, über welche Seydlitz so bündig als einfach spricht, hat man einen kleinen Groll des Königs erblicken wollen; sie stellt sich aber nur als die Anwendung allgemeiner Vorschriften dar, und die Entscheidung, welche der König sogleich gab, Seydlitz sollte das Futter für seine Pferde als Obrister erhalten, zeigt nur das feste Maß, wonach in solchen Angelegenheiten zwischen Kargheit und Verschwendung zu verfahren so richtig als nothwendig war.

Die Gelegenheit für den Dienst des Königs eifrig und thätig zu sein, sollte Seydlitz auch in Berlin nicht missen. Im Anfange des Oktobers 1760 drang eine russische Truppenschaar unter dem General Grafen von Tottleben über die Oder gegen Berlin vor, und suchte die Stadt einzunehmen. Der preußische Kommandant, General von Rochow, dachte sich mit seiner wenigen Mannschaft zurückzuziehen, allein Seydlitz, von dem Krankenlager aufstehend, und mit ihm der General von Knobloch, gleichfalls von seinen Wunden noch

nicht heil, wollten dies nicht zugeben. Auch der alte Feldmarschall von Lehwald trat ihnen bei. Seydlitz verläugnete seinen hohen Dienstrang, und ließ es sich nicht nehmen, an der Spitze weniger zusammengeraffter Mannschaft und freiwilliger Bürger auf der Straße von Köpenick hinauszurücken, um den Anmarsch und die Stärke Tottleben's zu erkunden; er stieß bald auf dessen Vortrab, der aus Kosaken bestand, lieferte ihnen ein Gefecht, in welchem er das Feld behauptete, mußte jedoch vor der heranziehenden Hauptschaar gleich zurückweichen, und verschanzte sich bei den zunächst bedrohten Stadtthoren. Leichte Erdwälle wurden aufgeworfen, einige vorgefundene dreipfündige Kanonen angefahren, die nächsten Theile der Stadtmauer mit Schützen besetzt. Das Köpenicker und das Kottbuser Thor wurden am stärksten von den Russen angegriffen, und hier auch hatte Seydlitzens persönliches Bemühen, indem er Tag und Nacht an den bedrohten Punkten weilte, den besten Erfolg. Die ersten Anfälle des Feindes wurden glücklich abgewiesen. Als aber die Russen Verstärkung erhielten, und auch die Oesterreicher unter dem General Lacy von Potsdam und Charlottenburg heranrückten, mußte Berlin aufgegeben werden, und Seydlitz folgte den wenigen abziehenden Truppen nach Spandau, wo jedoch sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer war, indem die fernern Kriegsereignisse den feindlichen Besuch bald wieder von Berlin entfernten. Der König nahm die Nachricht von Seydlitz rüstigem Eifer wohlgefällig auf, und that dessen in seiner späterhin abgefaßten Kriegsgeschichte ehrenvolle Erwähnung. Er beschloß diesen Feldzug durch den am 3. November erfochtenen blutigen Sieg bei Torgau, von dem er abermals an Seydlitz nach Berlin eigenhändige Nachricht schrieb, worauf dieser zurück meldete, daß am nächsten Sonntage sogleich ein Tedeum in allen Kirchen unter Abfeuerung der Kanonen und des kleinen Gewehrs gehalten, auch die Kunde von der ruhmvollen Schlacht nach Pommern und Schlesien eiligst verbreitet worden.

Im Anfange des Jahres 1761 wurden zwischen dem Könige und Seydlitz folgende Briefe gewechselt, welche besorgten Antheil von der einen Seite, treuen Eifer von der an-

dern, und keine Spur von der vorübergegangenen Mißhelligkeit zeigen. Der König schrieb aus Leipzig am 10. Januar: „Mein lieber Generallieutenant von Seydlitz. Ich vernehme mit besonderer Zufriedenheit, wie es sich mit Euren Zufällen dergestalt zu bessern angefangen und zeither kontinuiret hat, daß Ihr selbst vermeinet, mit nächstem wiederum im Stande zu sein, anhero zu kommen. Da ich Euch wiederum zu sehen und zu sprechen sehr verlange, so wird es mir lieb sein, daferne Eure Kräfte es sonsten zugeben wollen, wenn Ihr nächstens anhero kommen werdet, zumalen da Euer Medikus, der Geheimrath Cothenius, jetzo hier anwesend, und also nun füglicher vor die übrige völlige Herstellung Eurer Gesundheit wird sorgen können." Seydlitz aber war inzwischen auf's neue sehr erkrankt, und schrieb am 13. Januar die traurige Antwort: „Die seit einiger Zeit immer zunehmende Besserung hat mich die Hoffnung gegeben, bald wieder völlig hergestellt zu sein; seit zwei Tagen aber ist es dermaßen umgeschlagen, daß Ew. Königlichen Majestät gnädiges Schreiben im Bette erhalten; es gehet so weit, daß sogar das Gedächtniß leidet, ein Umstand, den außer Ew. Königlichen Majestät noch niemanden habe entdecken wollen. Den vermuthlichen Ursprung meiner Maladie wird, wenn Ew. Majestät gnädigst geruhen, der Geheimrath Cothenius, welcher mit meinem Doktor korrespondirt, benennen können. Befehlen Ew. Majestät aber, daß ich die Gnade haben soll, Ihnen den Rock zu küssen, so soll nach erhaltener Ordre nichts als der Tod mich davon abhalten. Der ich mit der treusten Submission ersterbe." Friedrich nahm Rücksprache mit dem Arzt, und schrieb hierauf schon am 16. Januar zurück: „Mein lieber Generallieutenant von Seydlitz. Es hat mir recht leid gethan zu ersehen, was Ihr mir in Eurem Schreiben vom 13. dieses von Euren etwas wiederum verschlimmerten Gesundheitsumständen an mich melden wollen. Da ich aber nach Eurem selbsteignen Verlangen den Geheimen Rath Cothenius darüber gesprochen habe, und derselbe des Sentiments ist, daß es Euch vielmehr gesund und zu Eurer baldigen Besserung ein vieles kontribuiren würde, wenn Ihr die Reise hieher unternehmet, indem nicht nur die Motion

von der Reise Euch ganz zuträglich sein, sondern Ihr auch hier mehrere Gelegenheiten als dorten haben werdet, durch mäßige Bewegungen Eurer Gesundheit aufzuhelfen, dabei Ihr jedesmal gegenwärtig sein könnt, um Euch mit gutem Rath darunter weiter zu assistiren, als hoffe ich, Ihr werdet Euch im Stande setzen, solche Reise hieher anzutreten, um Euch nicht außer Stand zu bringen, jemalen zu einer recht guten Gesundheit gelangen zu können oder besser zu werden. Es wird mir auch lieb sein, Euch alsdann auch selbst zu bezeigen, wie ich bin Euer wohlaffektionirter König." Und eigenhändig setzte er noch die Nachschrift hinzu: „Die Leipziger Luft wird Ihm gesunder wie die Berliner seind." Jedoch die Uebel, von welchen Seydlitz befallen war, erlaubten die Reise so früh noch nicht, und erst am 20. Mai konnte er dem Könige, der zu Anfange dieses Monats nach Schlesien gerückt war, schriftlich dorthin melden, daß er bei dem Heere des Prinzen Heinrich von Preußen eingetroffen sei, wo ihm die Bestimmung ertheilt war, die Reiterei zu befehligen; seine Kürassiere waren jedoch nicht dabei, sondern dem Könige nach Schlesien gefolgt. Der König bezeigte ihm große Befriedigung und Freude über seine Ankunft, und meinte, wenn auch die Besserung noch nicht gleich vollkommen erscheine, so würden doch Bewegung und Thätigkeit sie bald herbeiführen.

Während Friedrich seine Hauptmacht in Schlesien gegen die Oesterreicher, welche Laudon befehligte, und gegen das unter dem Feldmarschall Butturlin heranziehende russische Heer aufzubieten hatte, war dem Prinzen Heinrich die Aufgabe zugewiesen, sich in Sachsen gegen das österreichische von Daun befehligte Heer, so wie gegen das Reichsheer, das nunmehr der österreichische Feldmarschall Serbelloni anführte, zu behaupten. Die Preußen waren kaum 32,000 Mann stark, der Feind über 50,000 Mann, und dies Mißverhältniß mußte fast ganz durch die größere Geschicklichkeit der Anführer ausgeglichen werden, da die Tapferkeit und Kriegsübung der Truppen, welche früher ebenfalls zu solcher Ausgleichung auf Seiten der Preußen in Anschlag kommen durfte, jetzt in dem mehrmals erneuerten und minder kernhaften preußischen Heere nicht so vortheilhaft, wie in den ersten

Feldzügen, überwiegen konnte. Ganze Bataillone bestanden aus Ueberläufern oder Kriegsgefangenen, von denen die Sachsen nur gezwungen dienten; man verfuhr so eilig mit der Einverleibung, daß man den Truppen eine Zeitlang die fremde Uniform ließ, und Seydlitz beim Einreiten in eine kleine Stadt sich mitten unter Feinden glaubte, weil die Thorwache von rothröckigen Grenadieren besetzt war, die vor seiner Ankunft beim Heere in Langensalza gefangen genommen waren, und aus dem sächsischen in den preußischen Dienst hatten übertreten müssen. Zum Ersatz so vieler Mängel, die sowohl in der Zahl als in der Beschaffenheit seiner Truppen lagen, soll Friedrich hauptsächlich bewogen gewesen sein, seinen besten Reitergeneral, anstatt ihn, wie bisher, an seiner eignen Seite zu haben, dem Heere seines Bruders beizugeben, und dies noch um so mehr, als den beiden Bestandtheilen der feindlichen Heeresmacht gegenüber auch eine gesonderte Befehlführung auf preußischer Seite leicht nöthig sein konnte, und neben dem Prinzen Heinrich noch ein zweiter des höheren Krieges kundiger General erforderlich schien. Wirklich stellten sich die Sachen in diesem und dem folgenden Feldzuge fast immer so, daß Prinz Heinrich zwar das Ganze der Aufgabe umfaßte, die Oesterreicher aber noch zum besondern Augenmerke behielt, während Seydlitz vorzugsweise gegen die Reichstruppen thätig war. Nicht Willkür oder Abneigung, sondern Bedürfniß und Brauchbarkeit bestimmten diese Anstellung für Seydlitz, der nach vorübergegangener Unlust in völligen Gnaden bei dem Könige stand. Aber auch dem Prinzen Heinrich war diese Fügung angenehm, und kaum ein andrer General ihm so beliebt und befreundet. Der Krieg war auf dieser Seite nur wenig bewegt. Der feindliche Feldherr, anstatt seine Uebermacht anzuwenden, erwartete die entscheidenden Schläge von Schlesien her, mochte keinen Angriff wagen, und hielt sich vorsichtig in festen Lagerungen. Prinz Heinrich mußte seine Minderzahl durch gutgewählte Stellungen stärken, und hatte seinerseits allen Grund, jedem großen Kampfe auszuweichen. Desto lebhafter versuchte man sich in kleinern Gefechten, und während die größeren Truppenmassen ruhten, unternahmen abgesonderte Schaaren mehr oder

minder kühne Ueberfälle und Partheigänge. Bei den Preußen zeichnete sich der Oberst Friedrich Wilhelm von Kleist in solchen Unternehmungen aus; er befehligte ein Regiment Husaren, hatte ein Regiment Freidragoner und eine Schaar grüner Kroaten errichtet, und gewann durch leutseliges Betragen, glänzende Uniformen, und besonders auch durch sein Glück, fortwährend großen Zulauf. Obgleich Untergebener von Seydlitz, hatte er über diesen den Vortheil, daß er den Gelegenheiten zur Auszeichnung durch sein Verhältniß näher stand, und in kleineren Vorfällen großen Ruhm ärntete, während große Ereignisse, in welchen Seydlitz hätte glänzen können, gar nicht eintraten. So geschah es, daß Kleist, ohne dies zu beabsichtigen, in eine Art von Nebenbuhlerschaft mit Seydlitz gerieth, und persönlich diesen auf Augenblicke zu verdunkeln schien. Auch die wenigen Gelegenheiten, in welchen Seydlitz hervortreten konnte, waren beschränkten Umfanges, und Kleist hatte Theil an ihnen.

Dem österreichischen Obersten von Törreck, war am 18. August ein Ueberfall der preußischen Vorposten bei Siebenlehn und Neuenkirchen, zwischen Tharandt und Meißen, gelungen. Um dies zu rächen führte Kleist einen Streich gegen den österreichischen General von Zetwitz in der Gegend von Freiberg aus, und machte darauf den Entwurf eines geschickt angelegten Ueberfalls, wodurch diesem General übel mitgespielt werden sollte. Prinz Heinrich, welchem Kleist unmittelbar seinen Plan vorlegte, billigte denselben, und beauftragte Seydlitz mit der Ausführung. Dieser ließ von Döbeln aus 1000 Reiter nebst einigem Fußvolk unter Kleist's Anführung am 25. August über die Mulde gehen, und dem Feind in die linke Flanke und in den Rücken vordringen, er selbst führte ungefähr 1500 Reiter und mehrere Bataillons Fußvolk von Deutsch-Bohra über Dittmannsdorf gegen Nauendorf; zwei kleinere Schaaren suchten die Aufmerksamkeit des Feindes nach anderer Richtung abzulenken. Am 26. August in aller Frühe wurden die Oesterreicher angegriffen; allein der durchschnittene Boden begünstigte ihren Rückzug, der nach Dippoldiswalde in guter Ordnung geschah, und Seydlitz und Kleist machten nur einige Gefangene. Sie rückten darauf in

ihre früheren Stellungen wieder ein. Die Streifereien der Reichstruppen, welche Pegau, Weißenfels und Naumburg besetzten, und bis an die Thore von Leipzig vordrangen, machten eine größere Unternehmung nöthig. Seydlitz brach am 2. September mit ungefähr 8 Bataillons und 24 Schwadronen über Waldheim und Rochlitz gegen Penig auf, um daselbst eine starke Abtheilung Reichstruppen zu überfallen, und von dem Heere abzuschneiden. Kleist führte den Vortrab. Der Feind hatte sich aber schon über die Pleiße und hinter die Engwege von Lohma zurückgezogen. Seydlitz ereilte jenseits der Pleiße die Nachhut, und machte einige Gefangene; sodann sammelte er alle seine Truppen bei Schmöllen, und marschirte am 4. September über Weisenbach gegen die Hauptstellung des Reichsheeres, dessen rechter Flügel auf dem Berge bei Reust, der linke bei Ronneburg lagerte. Kleist hatte den örtlichen Stand des Feindes bereits mit eifrigem Blick erforscht, und meldete noch am Abend als Ergebniß, daß der Reusterberg sehr gut anzugreifen sei, habe man diesen aber genommen, so sei die Niederlage des Feindes unfehlbar, denn sein ganzes Lager werde von dieser Höhe beherrscht. Das Dorf Reust, durch welches man vorrücken mußte, hatte er schon besetzt. Seydlitz traf sogleich alle Maßregeln zum Angriff, und noch in der Nacht rückten die Truppen vor. Als aber Seydlitz am folgenden Morgen die feindliche Stellung selbst in Augenschein nahm, fand er sie seit Kleist's Meldung schon um vieles verändert, durch Geschütz und Fußvolk wohlvertheidigt, den Angriff dagegen äußerst schwierig; Engwege, zahlreiche Gräben, welche das Feld vor und hinter dem Berge durchschnitten, ein steiler Aufgang unter der vollen Wirkung des feindlichen Geschützes, machten das Gelingen sehr zweifelhaft, und selbst nach Ersteigung dieser Höhe blieb alsdann noch die eigentliche Truppenmacht des Feindes zu bekämpfen, dessen 36 Bataillonen und 40 Schwadronen die Preußen nur wenig Fußvolk und eine viel schwächere, des ungünstigen Geländes wegen kaum anwendbare Reiterei entgegenzusetzen hatten. In Betracht dieser Schwierigkeiten gab Seydlitz das Vorhaben auf, und zog mit allen Truppen im Angesichte des Feindes wieder ab,

und über Schmöllen gegen Altenkirchen zurück, ganz unverfolgt. Ohne allen Grund beschuldigt Heinrich von Bülow hier Seydlitzen der Schlaffheit, er habe rekognoscirt statt anzugreifen. Im Gegentheil bewährt sich in diesem ruhigen Ueberblick und sicheren Maße der Feldherr, dem ein tollkühner Versuch, wie ihn der kühne Anführer einer abgesonderten Reiterschaar allenfalls wagen durfte, nicht geziemte. Nachdem Serbelloni, für seine linke Flanke besorgt, sich hinter die Elster bei Weyda gezogen, ging Seydlitz am 6. September über Altenburg nach Borna zurück, und ließ Kleist mit den leichten Truppen bei Altenburg zur Beobachtung stehen. Am 12. September aber schlossen die Truppen dem Heere sich wieder an, und bezogen dann Quartiere vorwärts der Elbe zwischen Lommatzsch und Oschatz, Kleist etwas näher am Feinde bei Döbeln; sie blieben jedoch auf des Prinzen Heinrich's Befehl fortwährend in Bereitschaft, bei der geringsten Bewegung der Reichstruppen sogleich wieder vorzurücken, und Seydlitzens wachsame Sorgfalt gewährte von dieser Seite dem Prinzen volle Sicherheit.

Die Lage der Sachen war jedoch im Allgemeinen nur stets bedenklicher geworden, der König vermochte in Schlesien den Oesterreichern und Russen kaum zu widerstehen; Laudon hatte sich der Festung Schweidnitz durch einen Handstreich bemächtigt; die Franzosen rückten gegen Halberstadt heran; auch Daun und Serbelloni schienen thätiger zu werden. Letzterer ließ den General von Luzinsky mit leichten Truppen gegen Halle und Mansfeld vordringen. Prinz Heinrich durfte nicht zugeben, daß der Feind seine Streifereien so weit ausdehnte, während die Franzosen Magdeburg bedrohten, und auf der andern Seite Berlin gegen die Russen nicht gedeckt war. Um der vielfachen Gefahr wirksam entgegenzutreten, entsandte er Seydlitz mit ungefähr 2000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern gegen Halle, um den Feind aus dortiger Gegend zu verjagen, Magdeburg zu decken, wenn die Franzosen anrückten, und selbst Berlin zu schützen im Falle die Russen von der Oder herankämen. Seydlitz brach mit seiner fliegenden Schaar am 10. Oktober auf, und war am 12. bei Leipzig; die Reichstruppen verließen Halle, die Franzosen

aber hatten bei Wolfenbüttel ein kleines Gefecht gewonnen, und schienen gegen Magdeburg andringen zu wollen. Seydlitz hielt seine Schaar zwischen Köthen und Bernburg jedem Ereignisse bereit; allein die Franzosen gingen wider Vermuthen zurück, und auch für Berlin schwanden die Besorgnisse. Desto dringender wurden diese entsendeten Streitkräfte wieder bei dem Heere des Prinzen Heinrich begehrt, wo Seydlitz am 21. Oktober zwischen Döbeln und den Katzenhäusern seine Quartiere nahm. Sein rüstiger Streifzug war ohne Thaten geblieben, erwägt man indeß die Mannigfaltigkeit und Bedeutung der Aufgaben, in deren Mitte Seydlitz hier gestellt war, so wird man bekennen müssen, daß ein General von solcher Entschlossenheit und Kriegskunde dazu gehörte, um solchen gehäuften und gefahrvollsten Möglichkeiten gegenüber die Zuversicht geben zu können, daß er ihnen gewachsen bleiben werde.

Daun hatte während der kurzen Entfernung Seydlitzens nicht aufgehört, die preußischen Vorposten zu beunruhigen, und nachdem er am 1. November seine bisherige Uebermacht noch durch 24,000 Mann, die ihm Laudon aus Schlesien senden mußte, verstärkt gesehen, gewann alles den Anschein, als würden die Preußen ernstlich angegriffen werden, und aus Sachsen weichen müssen. Prinz Heinrich war auf seiner Hut, und strebte durch Kühnheit sowohl als Klugheit den Nachtheil der Umstände auszugleichen. Daun versuchte seinen längst bedachten Angriff am 5. November, eine Schanze auf dem Lerchenberge vor Meißen wurde genommen, bei den Katzenhäusern, bei Siebenlehn und Roßwein die Vorpostenlinie zurückgedrängt. Zur Unterstützung des Postens bei Roßwein sandte Seydlitz vom Petersberge 5 Schwadronen Dragoner, die aber den Ort schon vom Feinde besetzt fanden. Er selbst rückte mit 5 Schwadronen Kürassieren näher zu den Katzenhäusern heran, um gleich zur Hand zu sein, wenn die dortige Hauptstellung der Preußen, welche schlagfertig im Gewehr standen, angegriffen würde. Prinz Heinrich veränderte seine Stellung den Umständen gemäß, und wandte seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf seinen rechten Flügel. Hier versuchte der Feind, sich auf dem rechten Ufer der Mulde

festzusetzen, Prinz Heinrich ließ ihn aber durch Seydlitz alsbald vertreiben. Daun wollte sich wenigstens des linken Ufers der Mulde versichern, um seine Winterquartiere angemessener ausbreiten zu können, und suchte deshalb am 14. November noch das Städtchen Döbeln zu besetzen, allein Seydlitz an der Spitze von 5 Schwadronen Kürassieren, denen Kleist mit seiner leichten Reiterei folgte, jagte die österreichischen Truppen über die Mulde zurück, und am folgenden Tage, nachdem Kleist ein unentschiedenes Gefecht geliefert, wurde beiderseits durch Uebereinkunft bestimmt, daß Döbeln weder von Oesterreichern noch von Preußen besetzt werden sollte. Hiemit hörten die Feindseligkeiten in Sachsen für diesen Feldzug gänzlich auf.

Der Winter verging ohne weitere Unternehmungen des Feindes, und die Preußen mochten seine Ruhe nicht stören. Nur häufige Scharmützel fielen vor, besonders mit den Reichstruppen, gegen welche Seydlitz ein besonderes Verfahren angenommen hatte. Seine Meinung war, man müsse diese Truppen so wenig als möglich zum ernsten Kampfe nöthigen; denn sie föchten meist ungern gegen die Preußen, schlügen sich aber genöthigt äußerst brav, aber man solle ihnen gern den Ausweg eines ehrenvollen Rückzuges lassen, oder noch besser, Gefangene zu machen suchen, welche größtentheils freiwillig sogleich in die Reihen der Preußen traten; selbst Offiziere waren nicht unzufrieden, daß sie die Waffen gegen den König, den sie bewunderten, nicht mehr zu führen brauchten, und Seydlitz erhielt von einem Generale der schwäbischen Kreistruppen, den er gefangen gemacht hatte und wegen seines Geschicks aus Höflichkeit trösten wollte, die überraschende Antwort: ihm sei dies eben recht, und er wünsche gar nicht ausgewechselt zu werden. So waren denn die kleinen Gefechte und Bewegungen längs der Vorposten fast immer gewinnreich für die Preußen. Allein die Nachtheile ihrer Lage im Allgemeinen blieben allzugroß, und das Mißverhältniß ihrer Kräfte wurde stets auffallender. Sogar der außerordentliche Glücksfall, daß durch den am 8. Januar 1762 erfolgten Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland die Zahl der Feinde Preußens um das ganze russische Heer vermindert wurde,

stellte das Gleichgewicht noch nicht her. Die günstige Umwandlung der Russen zu Bundesgenossen der Preußen endete schnell wieder mit der kurzen Regierung Kaiser Peter's des Dritten und die Gesinnungen seiner Nachfolgerin, der Kaiserin Katharina der Zweiten, mußten anfangs zweifelhaft erscheinen. Auch trat der Wechsel dieser Ereignisse unmittelbar und dringend nur auf dem Schauplatze ein, wo die Hauptstärke der Russen, Oesterreicher und Preußen sich zusammendrängte, in Schlesien, wo Friedrich selber die ganze Last seiner fast verzweifelten Aufgabe trug, und in kriegerischen Hinhaltungen und politischen Auswegen die letzten Hülfsmittel seines muthigen und klugen Geistes anstrengte. In Sachsen blieb die Lage der Preußen unabhängig von jenen Verwickelungen in zunehmender Mißlichkeit, und es bedurfte der großen Feldherrngaben des Prinzen Heinrich, seiner besonnenen und kräftigen Führung der Dinge, um hier nicht alles verloren sein zu lassen. Er hatte im Anfange des Feldzuges kaum 25,000 Mann, und erhielt nur spät und langsam die nöthigen Ersatzmannschaften für seine geschwächten Regimenter. Dabei mußte er einen großen Umfang Landes besetzt halten, und seine Kräfte weit auseinanderziehen. Seydlitz erkannte lebhaft die Gefahr dieser Ausdehnung einem wenigstens doppelt so starken Feinde gegenüber, und machte den Prinzen aufmerksam, der aber unter den vorhandenen Umständen von dieser Anordnung nicht abgehen zu dürfen glaubte, und den wiederholten Tadel nicht gelten ließ.

Inzwischen mußte Daun die Befehlführung des österreichischen Heeres in Schlesien übernehmen, und Serbelloni erhielt den Oberbefehl in Sachsen über das österreichische Heer und das Reichsheer zusammen, welches letztere der Anführung des Generals Prinzen von Stolberg vertraut war. Diese Truppen, um 20,000 Mann geschwächt, welche Daun mit nach Schlesien zurückgeführt hatte, aber dabei noch immer die stärkeren an Zahl, standen von Dresden bis nach Thüringen ausgedehnt, und wiewohl ihre Stellungen gut gewählt, und die wichtigsten Posten stark besetzt und wohl verschanzt waren, so bot doch eine so lange Linie manche Blößen dar. Den Uebelstand, welcher den Preußen so gefährlich werden

konnte, sah Prinz Heinrich also auch auf des Feindes Seite, und er dachte dem eignen Schaden am besten auszuweichen, indem er alle Nachtheile der ganzen Lage durch vorgreifende Thätigkeit auf die Gegner fallen ließe. Ein wichtiges Augenmerk erschien hiebei, die am 28. April bei Chemnitz angekommenen und mit einigen Regimentern bis Freiberg vorgerückten Reichstruppen von den Oesterreichern möglichst wieder abzusondern und getrennt zu halten. Da Serbelloni durch die Befehle des Hofkriegsraths aus Wien sehr gehemmt, und auch nach eignem Sinne zu thätiger Unternehmung kaum geneigt war, so durfte Prinz Heinrich seinen Anschlag vorbereiten, ohne ihn übereilen zu müssen. Er wartete einige Verstärkung ab, suchte durch verschiedene Bewegungen den Glauben zu erwecken, er wolle auf seinem linken Flügel bei Meißen seine Truppen in engere Stellung zusammenziehen, und traf indeß alle Anordnungen, auf seinem rechten Flügel die Mulde zu überschreiten, die dortige Postenkette des Feindes zu sprengen, und die Reichstruppen gegen Franken zurückzuwerfen. Die Oesterreicher hatten alle Uebergänge über die Mulde zerstört, und auf dem linken Ufer von Roßwein bis Leißnig zahlreiche Befestigungen aufgeworfen, jede Nacht rückten aus den nächsten Quartieren gegen 3000 Mann in diese Schanzen ein, und zogen frühmorgens, wenn die Sicherheit der Tageshelle eingetreten war, mit Zurücklassung der nöthigen Wachtposten wieder ab; auf diesen Umstand gründete sich der Anschlag des Prinzen Heinrich. Noch am 10. Mai marschirten einige preußische Regimenter zum Scheine gegen Meißen, am 11. Abends aber wurden die vorausbestimmten Truppen rasch gegen die Mulde zusammengezogen, und am 12. früh in vier Abtheilungen zum Angriffe bereit gehalten. Seydlitz führte die erste Abtheilung, aus etwa 37 Schwadronen Reiterei und einigem Fußvolke bestehend, die zweite und dritte Abtheilung bestanden hauptsächlich in Fußvolk und Geschütz, die vierte, von Kleist geführt, aus allen drei Waffengattungen gemischt. Sie rückten auf verschiedenen Wegen vor, und sollten sich verdeckt halten, bis der Feind gewohnterweise die Schanzen verlassen hätte, dann aber zu gleicher Zeit über den Fluß dringen und die feind-

liche Stellung von vorn und in beiden Flanken heftig angreifen. Die beiden Abtheilungen auf den Flügeln, von Seydlitz und Kleist befehligt, hatten hiebei die Hauptaufgabe, und Seydlitz für das Ganze die entscheidende Leitung; durch einen Kanonenschuß bei Technitz wollte er das Zeichen zum allgemeinen Angriff geben. Allein die Jäger und grünen Kroaten von Kleist wurden zu früh an der Mulde sichtbar, es entstand zwischen ihnen und den feindlichen Posten einiges Gewehrfeuer, und Kleist, welcher die österreichische Haupttruppe schon abgezogen wußte, aber nun fürchtete, sie möchte zurückkehren, und dann der günstige Augenblick verloren sein, glaubte jetzt alles beschleunigen zu müssen, ließ eine Kanone lösen, und gab dadurch das Zeichen zum allgemeinen Angriff, welches eigentlich Seydlitz geben sollte, aber freilich seinerseits, unbekannt mit dem bei Kleist vorgefallenen Geplänkel, noch nicht so beeilt haben würde, weil es wichtig war, die feindlichen Truppen, welche abmarschirten, sich erst weiter entfernen zu lassen. Um 7 Uhr morgens drangen die Preußen an vier Orten rasch über die Mulde; die feindlichen Schanzen, deren Geschütz durch das preußische bald zum Schweigen gebracht war, wurden erobert, und der österreichische General von Zetwitz, der sich an der Spitze einiger Bataillons tapfer und hartnäckig vertheidigte, mit dem Reste seiner Schaaren zuletzt gefangen. Die Truppen, welche zum Abmarsche nach ihren Quartieren begriffen waren, kehrten zwar, als sie das Kanonenfeuer vernahmen, sogleich wieder gegen die Mulde zurück, fanden aber die Sache dort schon entschieden, und konnten nur die Flüchtlinge aufnehmen. Die Oesterreicher verloren durch diesen Ueberfall das linke Ufer der Mulde, in den Schanzen einiges Geschütz, und gegen 2000 Mann, meistens an Gefangenen; allein der Streich war gleichwohl nur halb gelungen, denn eine Stunde später, der anfänglichen Festsetzung zufolge, wären die abmarschirten Oesterreicher schon zu weit gewesen, um sich dem Kampfplatze wieder zuwenden zu können, sondern wären selber in ihren Quartieren überfallen und vielleicht aufgehoben worden. Die Gründe, welche Kleist dafür anführen konnte, daß er das Zeichen des Angriffs, den entscheidenden Kanonenschuß,

den er hatte abwarten sollen, aus eigener Macht und früher ausgehen lassen, scheinen dem Prinzen Heinrich genügt zu haben, aber keineswegs war Seydlitz damit befriedigt, und das bisherige gute Vernehmen beider Anführer zeigte seitdem merkliche Störungen.

Einige kleinere Angriffe auf anderen Punkten hatten gleichfalls Erfolg gehabt, den Feind zurückgedrängt, und dem preußischen Heere zu neuen Bewegungen Raum geschafft. Prinz Heinrich brach daher am 13. Mai mit ganzer Macht auf, und rückte gegen Freiberg an; Seydlitz und Kleist führten den Vortrab, warfen einige feindliche Reiterei, die sich verspätet hatte, in die Flucht, und nahmen ihr 200 Gefangene. Die Oesterreicher verließen ihr festes Lager bei Freiberg, und zogen sich nach Dippoldiswalde zurück. Seydlitz griff die Nachhut an den folgenden Tagen noch mehrmals an, drängte sie aus den Posten, die sie behaupten wollte, und bemächtigte sich der Engwege, die zu dem feindlichen Heere führten. Am 16. Mai rückte das preußische Heer nach Pretschendorf vor, und verschanzte sich daselbst. Durch diese Bewegungen war die Linie des Feindes in der Mitte durchbrochen, und der Prinz von Stolberg, der sich mit dem größeren Theile des Reichsheeres zu Chemnitz von den übrigen Reichstruppen und den Oesterreichern getrennt und in Gefahr sah, daß die ganze Macht der Preußen auf ihn allein fiele, war schon am 13. Mai nach Tzschopa zurückgegangen, und setzte am 16. seinen Rückzug bis Zwickau fort. Um diese Vortheile zu verfolgen, sandte Prinz Heinrich den General von Bandemer am 18. Mai mit 4 Bataillons und 6 Schwadronen gegen Chemnitz vor; Seydlitz mißbilligte diesen Zug als zu gefahrvoll, da die feindlichen Generale Kleefeld und Luzinski noch zu günstig in der Flanke stünden, der Prinz nahm aber seine Gründe nicht an, und als die Meldung kam, Bandemer sei bis Chemnitz vorgedrungen, wurde Seydlitz zu dem Prinzen gerufen, der ihm diese gute Nachricht selbst mittheilen wollte. Jener aber beharrte in seinen Bedenklichkeiten, und da sie sich durch den Ausgang bestätigten, indem Bandemer bald von allen Seiten angegriffen wurde, und nur mit Verlust von 7 Kanonen und 800 Mann nach Oederan entkam, wohin

der General von Kanitz ihm zu Hülfe geschickt wurde, so konnte der Prinz seinen Verdruß nicht verläugnen, und bezeigte einige Kälte gegen Seydlitz.

Die Heere blieben hierauf einige Zeit unthätig, einige Gefechte abgerechnet, in welchen um den Vortheil einzelner Stellungen gekämpft wurde, Serbelloni wollte jedoch die Preußen aus dem Erzgebirge, wo sie sich festgesetzt hatten, wieder vertreiben, und zu diesem Zwecke sollten sie in ihrem Rücken durch das Reichsheer beunruhigt werden, welches den Befehl erhielt, gegen Leipzig und Magdeburg vorzudringen. Prinz Heinrich hingegen dachte das Reichsheer völlig aus Sachsen wegzudrängen, und griff der Thätigkeit des Feindes glücklich vor. Seydlitz erhielt den Befehl über die hiezu bestimmten Truppen, und rückte mit 4000 Reitern, 3000 Mann Fußvolk und nöthigem Geschütz, am 21. Juni über Waldheim und Rochlitz gegen Altenburg vor. Mit diesen unverhältnißmäßigen Kräften durfte er das Reichsheer geradezu nicht anzugreifen wagen, er suchte daher dessen Rücken und linke Flanke zu gewinnen, und der Prinz von Stolberg, für seine Verbindung mit Franken besorgt, wich eiligst nach Zwickau und weiter bis Reichenbach zurück. Seydlitz ließ ihn durch den Obersten von Belling verfolgen, der erst vor kurzem aus Pommern einige Truppen herbeigeführt hatte, und unter diesen sein eigenes Husarenregiment, das aus 15 vollzähligen Schwadronen bestand, und in seinen Reihen den jungen Blücher hatte. Das Reichsheer zog sich immer weiter zurück, und wurde über Hof hinaus verfolgt, wobei die Preußen viele Gefangene und große Beute machten. Serbelloni wollte dem Reichsheere dadurch Hülfe bewirken, daß er gegen den linken Flügel des Prinzen Heinrich angreifende Bewegungen richtete, welche diesen nöthigen sollten, den die Reichstruppen drängenden Seydlitz abzurufen, und zur eigenen Verstärkung heranzuziehen. Allein Prinz Heinrich wußte die österreichischen Angriffe mit den Kräften, die zur Stelle waren, hinreichend abzuwehren oder zu lähmen, und Seydlitz verblieb dem Reichsheere gegenüber, das er durch kleine Gefechte, Ueberfälle und Wegnahmen unaufhörlich in Verlust und Unruhe hielt. Nur Kleist war zurückgerufen worden,

um einer neuen Bestimmung zu folgen; er fiel mit seiner Schaar am 2. Juli über Marienberg und Einsiedel in Böhmen ein, lieferte glückliche Gefechte, machte Gefangene und Beute, und nachdem er im Angesichte einer doppelt so starken bei Töplitz aufgestellten Feindesschaar bis Osseck und Brür gestreift, kehrte er am 6. Juli wieder in das Erzgebirge zurück. Einen zweiten, noch erfolgreicheren und umfassenderen Streifzug führte Kleist vom 17. bis 20. Juli über Brür und Kommotau nach Sebastiansberg aus.

Serbelloni konnte jedoch in seinem Unmuthe nicht länger zugeben, daß der viel schwächere Feind überall im Vortheil bliebe und gegen entschiedene Ueberzahl das Feld behauptete. Er gab daher dem Prinzen von Stolberg den bestimmten Befehl, gegen Seydlitz wieder vorzurücken, und sich dem Hauptheere näher anzuschließen. Diese Bewegung wurde versucht, aber sehr langsam; am 14. Juli sah Belling bei Plauen und Reichenbach seine Posten zurückgedrängt, und am 17. rückte das Reichsheer nach Schneeberg, wodurch Seydlitz, welcher im Lager bei Zwickau stand, in seiner linken Flanke bedroht wurde. Allein die Gefahr umgangen zu werden, erweckte hier keine große Besorgniß; im Gegentheil wurde diese schnell dem Reichsheere fühlbar. Denn am 20. Juli rückte Kleist, der eben General geworden war, mit seiner Schaar nach Marienberg vor, und stand nun in der rechten Flanke des Prinzen von Stolberg, Seydlitz aber von Zwickau her in der linken; der Prinz glaubte sich schon völlig geschlagen, und sah nur Heil im schleunigsten Rückzuge. Gleich in der Nacht trat er ihn eiligst an, und setzte ihn an den nächsten Tagen ohne Aufenthalt über Hof bis Münchsberg fort, verfolgt von Belling und Seydlitz. Auf diesem Zuge fand Letzterer unerwarteten Anlaß, seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit glänzend darzuthun. Er war mit seinem Gefolge weit voran geeilt, und hielt auf dem Felde, um die von allen Seiten sich entscheidende Flucht des Feindes in der Nähe mit anzusehen. Während Belling den Flüchtigen mit dem Vortrabe nachsetzte, und die Haupttruppe noch nicht herangekommen war, sprengte plötzlich ein österreichisches Reiterregiment des Weges daher, das dem Reichsheere zu-

getheilt war, und sich verspätet zu haben glaubte. Das Regiment war allerdings auf der Flucht, es kam aber sehr ungelegen zwischen die preußischen Abtheilungen, und Seydlitz mit seinem ganzen Stabe konnte gefangen mitfortgenommen werden. Jeder Versuch zu entrinnen hätte hier den Feind nur entschiedener angelockt; auch wußte Seydlitz im ersten Augenblicke sogleich besseren Rath. Die dreißig bis vierzig Personen, welche er um sich hatte, Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, einige mit Gefangenen zurückgekommene Husaren und Dragoner, Reitknechte und was sonsten zur Hand war, vertheilte er schnell in kleine Trupps von drei bis vier Mann, stellte diese mit großen Zwischenräumen in langer Linie auf, und befahl, daß sie in raschem Wechsel auf die Flanke des vorübertrabenden Regiments mit Geschrei hinanjagen, ihre Karabiner und Pistolen losfeuern, und im Fall ein Zug gegen sie einschwenkte, schleunig wieder feldein zurückweichen sollten. Diese Scheinangriffe verwirrten den Feind, der sich in der Nähe stärkerer Reiterei glaubte, und nur eilte fortzukommen, ohne sich mit dem seitwärts ablenkenden Geplänkel aufhalten zu wollen. Seydlitz aber hatte nicht nur sich selbst glücklich aus der Gefahr gezogen, sondern inzwischen auch den Vortrab von dem Annahen dieser Reiterei benachrichtigen können.

Das Reichsheer zog sich am 24. Juli bis nach Baireuth zurück, unter stetem Verlust an Mannschaft, Gepäck und Fuhrwerk; auch die Kriegskasse wurde von Belling's Husaren erbeutet. Seydlitz ließ darauf eine fliegende Schaar zur Beobachtung des Prinzen von Stolberg bei Zwickau zurück, und folgte mit seiner Haupttruppe einer neuen Bestimmung, die ihm Prinz Heinrich ertheilte. Er sollte mit Kleist vereinigt in Böhmen einbrechen, um einen feindlichen Truppentheil, der bei Töplitz aufgestellt war, zu vertreiben, wodurch Serbelloni genöthigt werden konnte, sich aus dem Erzgebirge nach Böhmen zurückzuziehen. Seydlitz marschirte mit etwa 1000 Reitern und 2000 Mann Fußvolk über Annaberg und Sebastiansberg, und kam den 31. Juli bis Kommotau, zog Belling über Eger zu sich heran, vereinigte sich bei Scherwina mit Kleist, der mit fast gleicher Stärke

über Porschenstein vorgegangen, und gelangte am 1. August bis Brür, wo das Fußvolk stehen blieb, während beide Generale mit aller Reiterei den Feind in Augenschein zu nehmen gegen Töplitz weiterrückten. Sie fanden ungefähr 10,000 Mann unter dem General Prinzen von Löwenstein auf Anhöhen gelagert, in unvortheilhafter Stellung, in völliger Unbereitschaft, die österreichische Reiterei hatte nicht gesattelt, das Fußvolk lag in den Zelten, die Preußen hatte niemand in solcher Nähe vermuthet, und die von ihnen zurückgeworfenen Feldwachten setzten das ganze Lager in Verwirrung. Kleist ersah diese Vortheile sogleich, und rieth zu ungesäumtem Angriff, überzeugt, daß hier der Reiterei die glänzendste Waffenthat bereitet sei. Man konnte die feindliche Stellung umgehen, und von allen Seiten in das Lager eindringen, der Feind mußte unter diesen Umständen völlig geschlagen und aufgerieben werden; selbst im Falle des Mißlingens war kein besonderer Nachtheil zu befürchten, da der Feind keine leichte Reiterei hatte. Allein Seydlitz, der sonst rasche und entschlossene Reiteranführer, zweifelte diesmal und zauderte; er fand die Stellung des Feindes zu vortheilhaft, den Angriff zu gewagt, er wollte das Herankommen des Fußvolks abwarten. Kleist und Belling machten ihm vergebens die dringendsten Vorstellungen. Die Nacht verging. Als am 2. August frühmorgens das Fußvolk eintraf, ließ Seydlitz ungesäumt den Feind angreifen, und führte selber die Reiterei; allein der Feind hatte während der Nacht seine Stellung verändert und noch Verstärkung an sich gezogen; das Fußvolk auf beiden Seiten focht mit hartnäckiger Tapferkeit; die Vortheile der Ueberraschung und des Ungestüms waren für die Preußen verloren, und die Oesterreicher behaupteten ihre Stellung. Seydlitz mußte nach wiederholtem Versuche, die vom Feinde besetzten Anhöhen zu ersteigen, von seinem Vorhaben abstehen, und sich mit Verlust von 2 Kanonen und 600 Mann zurückziehen. Hier zum erstenmale war diesem ein solches Unternehmen mißlungen; er schien seinem Karakter als Soldat und Feldherr für einen Augenblick untreu geworden zu sein. Nach allen Zeugnissen und Urtheilen der Unterrichteten läßt sich nicht bezweifeln, daß die Verstimmung,

welche zwischen ihm und Kleist unlängst eingetreten und durch mancherlei Vorgänge seitdem nur gesteigert worden war, als die Hauptursache dieses Mißlingens anzusehen bleibt.

Seydlitz hielt seine Truppen noch zwei Tage bei Ober-Leitensdorf trotzig im Angesichte des Feindes gelagert, der sie weder zu verfolgen noch zu beunruhigen wagte, und den preußischen Husaren das Feld ließ, ja bis gegen Prag zu streifen nicht verwehrte; am 5. August aber ging Seydlitz nach Porschenstein und Kleist bis Böhmisch-Einsiedel, Belling aber zur Beobachtung des Reichsheeres nach Zwickau zurück. Der Prinz von Stolberg rückte wieder vor, und stand am 11. August bei Hof, wo er den Befehl erhielt, durch Böhmen zu dem österreichischen Hauptheere zu stoßen. Er setzte sich langsam in Bewegung, und Belling folgte ihm durch Böhmen im Rücken und zur Seite nach, das Land weithin durch seine Streifzüge beunruhigend und brandschatzend. Seydlitz beobachtete mittlerweile zu Porschenstein den bei Töplitz stehenden Feind, und ging, als der Prinz von Löwenstein durch die herankommenden Reichstruppen sehr verstärkt wurde, auf Befehl des Prinzen Heinrich am 2. September über die Mulde in das Lager bei Pretschendorf zurück, wo ihm seine Stellung hinter dem rechten Flügel angewiesen wurde. Erst am 6. September gelangte das Reichsheer, nach langwierigem und mühsamen Durchzuge durch Böhmen, in der Nähe von Dresden zur völligen Vereinigung mit dem österreichischen Heere, wo am folgenden Tage der General Graf Hadik, anstatt Serbelloni's, der abberufen worden, den Oberbefehl übernahm.

Hadik übertraf seinen Vorgänger an kriegerischer Einsicht und Thätigkeit, und wollte den so viel schwächeren Gegner nicht in den Vortheilen lassen, welche er nach und nach zu gewinnen gewußt. Nachdem er die ganze Stellung und Stärke der Preußen genau besichtigt und erforscht, hielt er für das Zweckmäßigste, in ihre rechte Flanke eine ansehnliche Truppenstärke vordringen zu lassen, und zu gleicher Zeit die preußische Stellung von vorn durch vielfache Angriffe zu beschäftigen, damit Prinz Heinrich, der nicht Truppen genug hatte nach zwei Seiten den Kampf aufzunehmen, den Rückzug

wählen müßte. Prinz Heinrich aber war auf solchen Fall gefaßt, gab Seydlitz den Oberbefehl über den bedrohten rechten Flügel, und hielt die Truppen in Bereitschaft, jeden Angriff kräftig zurückzuweisen. Die Oesterreicher griffen längs der ganzen Kette die preußischen Posten an, und vom 27. bis 29. September fanden zahlreiche Gefechte Statt, in welchen die Vortheile und Nachtheile schwankten, wobei die Preußen doch großentheils ihre Stellung behaupteten. Seydlitz und Kleist, die mit 14 Bataillons und einiger Reiterei anfangs auf dem linken Ufer der Mulde standen, wurden dort verdrängt, und rückten näher zu dem Prinzen Heinrich heran, der selber jedoch seine bisherige Stellung zu verlassen beschloß, und am 1. Oktober sein Heer in vier Truppenzügen auf das linke Ufer der Mulde führte, wo er bei Freiberg ein vortheilhaftes Lager nahm. Am 14. und 15. Oktober erneuerte Hadik seine Angriffe, und wandte seine Uebermacht besonders gegen den rechten Flügel der Preußen, wo Seydlitz vergeblich mit schwachen Kräften widerstand, und zuletzt den Feind schon völlig im Rücken hatte. Die Oesterreicher blieben in dem errungenen Vortheil, und Prinz Heinrich mußte nach dem schlimmen Ausgange des Gefechts, in welchem er 10 Kanonen und 2000 Mann verloren hatte, am 16. Oktober in der Nacht abermals zurückgehen; jedoch nicht weit, er nahm ein Lager zwischen Reichenbach und Klein-Voigtsberg.

Die Preußen hatten einen Schlag erhalten, waren aber dadurch nicht außer Fassung gesetzt, sondern standen geordnet und muthig zu neuem Kampfe bereit. Prinz Heinrich machte sogar den Plan, in dieselbe Gegend, die er hatte räumen müssen, angriffsweise wieder vorzudringen, und den Feind hinauszuschlagen. Die Oesterreicher hielten sich einige Zeit ruhig, und erwarteten eine Verstärkung, welche Daun aus Schlesien schickte. Eben daher waren 20 preußische Bataillons und 55 Schwadronen unterwegs, welche der König seinem Bruder sandte, allein der Prinz mochte sie nicht abwarten, weil er den günstigen Augenblick, der sich ihm darbot, zu versäumen fürchtete. Die Reichstruppen, bei welchen die ganze sächsische Reiterei und 12,000 Oesterreicher eingetheilt

waren, hatten die Gegend von Freiberg besetzt, und ihre durch die Oertlichkeit verursachte Absonderung, so wie ihre schlechte Beschaffenheit und Führung, welche Hadik's Oberbefehl nicht zu ändern vermochte, gaben einem auf sie gerichteten kühnen Unternehmen gute Aussicht. Die Preußen nahmen eine feste Stellung vor Freiberg, links durch die steilen Ufer der Mulde, rechts durch die tiefabgeschnittene Asbach gedeckt, und schienen nur auf Vertheidigung bedacht. Doch am 28. Oktober traf Prinz Heinrich in aller Stille seine Anstalten für den folgenden Tag. Die Verstärkung aus Schlesien war nur wenige Märsche entfernt, allein bis zu ihrer Ankunft wären auch die Verschanzungen, welche der Prinz von Stolberg zu seiner Sicherheit errichtete, fertig geworden, und diese mußte der Angriff noch unvollendet finden; und gleicherweise mußte man dem Eintreffen der österreichischen Verstärkung zuvorkommen. Auch soll der Ehrgeiz des Prinzen Heinrich ihn bestimmt haben, die Truppen aus Schlesien, welchen zugleich ein Günstling des Königs, der Oberstlieutenant von Anhalt, als kriegskundiger Rather und Leiter beigegeben war, nicht abzuwarten, um den Ruhm des Gelingens für sich allein zu ärnten. Die kunstvollen Anordnungen, durch welche der Prinz die Schlacht einleitete, werden als meisterhaft gerühmt, und der glänzendste Erfolg bewährte sie. Am 29. Oktober frühmorgens rückte das Heer, 29 Bataillons und 60 Schwadronen stark, in 4 Truppenzügen vor; Seydlitz befehligte den rechten Flügel, welcher den entscheidenden Schlag zu thun hatte, und Prinz Heinrich selbst befand sich bei dieser Abtheilung. Der Feind stand mit 49 Bataillons und 78 Schwadronen vorwärts Freiberg, rechts an die Mulde gelehnt, links an den Spittelwald; die Anhöhen hatte er mit Geschütz bepflanzt, die vorliegende Waldung durch Verhaue gesichert. Kleist eröffnete das Treffen mit der Vorhut, die anderen Truppen rückten in den vorgeschriebenen Richtungen zum Angriff nach. In dem Spittelwalde, vor dem linken Flügel des Feindes, kämpfte man sehr hartnäckig, und das Gefecht blieb hier eine Zeitlang zweifelhaft; das Kanonenfeuer wurde ebenfalls von beiden Seiten heftig fortgesetzt. Als der rechte Flügel der

Preußen endlich die linke Flanke der feindlichen Stellung erreicht hatte, und zum Angriff links einschwenken sollte, entdeckte es sich, daß der Feind noch weiter hinaus den Kuhberg mit ungefähr 6000 Mann besetzt hatte, denen die Preußen, wollten sie in ihrer begonnenen Bewegung fortschreiten, nun selber die Flanke und den Rücken zuwenden mußten. Prinz Heinrich war einen Augenblick unentschlossen; Kleist aber versicherte, wie er den feindlichen General von Meyer, der dort befehlige, kenne, werde dieser höchstens einige Kanonenschüsse, sonst aber nichts thun, und man könne getrost an ihm vorbeimarschiren; daher wurden ihm nur 4 schwache Bataillons und 6 Schwadronen auf der Höhe von St. Michael entgegengestellt, die ihn auch festhielten, und die übrigen Truppen zogen vorwärts. Der Prinz von Stolberg, die Gefahr in seiner linken Flanke wahrnehmend, ließ sein zweites Treffen dorthin vorrücken. Die ganze Linie war bald im stärksten Kampfe. Die Oesterreicher hielten gut Stand, und waren im Vortheile der Anhöhen. Prinz Heinrich, der zum erstenmale als Feldherr eine Schlacht lieferte, glaubte dieselbe schon verloren, weil das Vordringen so lange stockte; Seydlitz aber war gutes Muthes, und behauptete, die Sache ginge gut und müsse gelingen. Da sich indeß das Gefecht allzulang unentschieden fortsetzte, so führte Seydlitz 2 Grenadierbataillone mit gefälltem Bajonet auf die Anhöhe der drei Kreuzer los, wo ungarisches Fußvolk stand; die feindliche Reiterei suchte mehrmals anzudringen, wurde aber jedesmal abgewiesen, und die preußischen Grenadiere rückten geschlossen aufwärts; inzwischen hatte Seydlitz, da sich die feindliche Reiterei gerade weit genug abgewendet, auch einige Schwadronen Husaren in die linke Flanke und in den Rücken des feindlichen Fußvolks vordringen lassen, das er nun mit größter Heftigkeit von vorn angriff, und größtentheils gefangen nahm, die Flüchtlinge aber mit seinen Reitern bis an die Thore von Freiberg verfolgte. Nach diesem wichtigen Erfolge wurden allmählig alle Stellungen des Feindes überwältigt; die ungestümen Anfälle der preußischen Reiterei schlugen das feindliche Fußvolk, das von seiner Reiterei verlassen war, in die Flucht. Der linke Flügel der Preußen

gab den letzten Ausschlag, wobei der damalige Rittmeister, nachherige Feldmarschall, Graf von Kalkreuth, als Ueberbringer der Befehle des Prinzen sich zugleich um ihre Ausführung großes Verdienst erwarb. Der Prinz von Stolberg nahm mit seinen geschlagenen Truppen die Flucht über die Mulde bis Frauenstein. Er hatte an Todten und Verwundeten gegen 4000 Mann, und eben so viele an Gefangenen, nebst 28 Kanonen und 9 Fahnen verloren. Der preußische Verlust an Todten und Gefangenen betrug ungefähr 1500 Mann. Freiberg wurde von den Preußen besetzt; der Feind übrigens nicht sehr verfolgt, so eifrig auch Seydlitz sich dazu erbot, indem Prinz Heinrich seine Truppen bei der Nähe Hadik's zusammenhalten wollte. In den folgenden Tagen aber traten die Reichstruppen ihren weiteren Rückzug an, und überließen den Preußen das ganze Erzgebirge; Hadik hingegen zog seine Truppen bei Dresden zusammen.

Die Schlacht von Freiberg war die letzte des siebenjährigen Krieges, und schloß denselben für die preußischen Waffen auf das ruhmvollste. In Anordnung dieser Schlacht hatte Prinz Heinrich, in Ausführung derselben Seydlitz das Hauptverdienst, wie auch jener laut anerkannte, und unter den Geschichtschreibern Warnery unumwunden sagt. Beachtenswerth ist hiebei noch, daß Seydlitz, wie überhaupt in diesen letzten Feldzügen, so auch in dieser Schlacht, nicht mehr bloß als Reitergeneral erscheint, sondern mehr als Kriegsführer im Allgemeinen, ja sogar im Gegensatze jenes eigensten Berufes, an der Spitze des Fußvolkes anstürmend gegen Fußvolk. Er beweist sich hiedurch in der That als Feldherr, der nicht einer bestimmten Waffe angehört, sondern dem alle Truppengattungen brauchbar sind. Allein, wie gewiß er dieser höheren Sphäre einzurechnen sei, so bleibt doch zu erkennen, daß er nur vermittelst der Vollendung, die er als Reitergeneral besitzt, in sie hineinragt, und daß er seine glänzendste Erscheinung als dieser gefunden hat. Wie groß auch sein Verdienst in diesen letzten Feldzügen zu erachten, wie unentbehrlich solches Heldendasein überhaupt gewesen sei, damit hier die preußische Sache nur habe können erhalten und getragen werden, immer muß dies Spätergeleistete

gegen das Frühere um vieles zurückstehen, und den Seydlitz, der bei Roßbach und bei Zorndorf an der Spitze seiner Reitergeschwader wie ein zürnender Kriegsgott über das Schlachtfeld stürmt, und die Schickungen des Tages im Augenblicke feststellt, diese leuchtende Glanzgestalt sehen wir freilich darauf nicht mehr. Irrig hat man der Voraussetzung Raum gegeben, er sei nicht mehr an Kraft und Feuer derselbe gewesen, wie seinen Körper habe auch seinen Muth und Geist die erschlaffende Krankheit gehemmt. Wir sehen aber im Gegentheil überall, wo es Anstrengung und Entschlossenheit gilt, ihn sowohl in den letzten Kriegsereignissen, als in der nachherigen Friedenszeit, vollkommen rüstig und bewährt. Der wahrnehmbare Unterschied erhält seinen Aufschluß von anderer Seite her. Nicht der einzelne Feldherr, der ganze Krieg war herabgekommen, der Kern des preußischen Heeres hingerafft, der Werth und selbst die Zahl der früheren Streiter nicht mehr aufzubringen, der König selbst im unablässigen Ringen gegen die Uebermacht fast erschöpft; die großen Schlachten lieferte nur noch die Noth; die Gelegenheiten, in welchen Seydlitz geleuchtet hatte, konnten nicht wiederkehren. Dem ist schon viel vergönnt, der ein- oder zweimal im Leben zeigen kann, was er zu leisten fähig ist; da dies Vielen stets versagt bleibt.

Die Verstärkung aus Schlesien war am Tage nach der Schlacht bei dem Heere eingetroffen; am 6. November kam auch der König selbst aus Schlesien in Meißen an, und besah am 9. das Schlachtfeld von Freiberg, wo er nicht unterließ, seinem Bruder und den Generalen, die unter dessen Oberbefehl die Sachen geführt, große Lobsprüche zu ertheilen. Inzwischen hatte Rußland Frieden mit Preußen, und Frankreich Frieden mit Großbritannien geschlossen; Oesterreich aber, seiner Verbündeten theils beraubt, theils in Gefahr sie zu verlieren, hatte wenig Neigung den Krieg allein fortzuführen. Gleich nach der Ankunft des Königs in Meißen geschahen durch sächsische Vermittelung österreichische Friedensanträge, welche günstig aufgenommen wurden. Friedrich wünschte auch seinerseits eifrig die Beendigung eines Krieges, der keinen Gewinn mehr bringen konnte, und jetzt ohne weite-

ren Schaden, als den sein Verlauf gebracht, ausgehen konnte. Um die mit Oesterreich eingeleiteten Verhandlungen zu befördern, achtete er es nützlich, wenn durch raschen Einbruch in die deutschen Reichslande die bedeutendsten Reichsfürsten genöthigt würden, ihre Truppen von dem Reichsheere abzurufen, und unabhängig von Oesterreich besondere Verträge einzugehen, welches sogar auch dieser Macht, die sich dann von lästigen Verpflichtungen befreit sah, insgeheim genehm war. Kleist war mit seiner Schaar in Böhmen bis Saatz eingedrungen, und mit Gefangenen und Beute zurückgekehrt. Jetzt ließ der König ihn mit 6000 Mann in Franken einbrechen, wo er so großen Schrecken verbreitete, daß der Reichstag zu Regensburg den preußischen Bevollmächtigten von Plotho um Schutz anrief, und die angesehensten Reichsstände nicht zögerten, ihre Gesuche um Frieden einzureichen. Mit Oesterreich war inzwischen ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, während dessen Friedrich am 3. Dezember einen Besuch in Gotha machte. Eingedenk der früheren Waffenthat, durch welche Seydlitz auf diesem Schauplatz das glänzende Vorspiel der Schlacht von Roßbach geliefert hatte, wählte der König vorzugsweise ihn zum Begleiter dorthin, und das günstigste und zufriedenste Vernehmen erwies sich hiedurch ungetrübt. Am 15. Februar 1763 kam der Friedensvertrag auf dem Jagdschlosse Hubertusburg endlich zu Stande, und die Heere kehrten aus den Feldlagern in die heimathlichen Standorte zurück.

Aber nicht allen preußischen Kriegern, welche siegreich aus dem Felde kamen, war eine frohe Heimkehr zugedacht. Friedrich hatte neben den alten Stammtruppen seines Heeres im Laufe des Krieges eine beträchtliche Anzahl sogenannter Freischaaren zugelassen, welche von einzelnen unternehmenden Offizieren errichtet wurden, und hauptsächlich auf deren persönlichem Verdienst und Glück beruhten. Diese Freibataillone und Freiregimenter, theils Fußvolk, theils Reiterei, hatten im Kriege vortreffliche Dienste geleistet, sich durch die größte Tapferkeit hervorgethan, und in den letzten Feldzügen nicht wenig zu den Erfolgen beigetragen, durch welche die preußische Sache in Augenblicken der größten Noth und Gefahr noch

immer glücklich gerettet worden. Dennoch mußten diese Freischaaren, da im Frieden eine beträchtliche Verminderung des Heeres nöthig wurde, gleich die ersten Truppen sein, zu deren Auflösung geschritten wurde. Die Mannschaft wurde theils untergesteckt, theils entlassen, die Offiziere fast insgesammt verabschiedet. Diese tapfern Kriegsleute wollten verzweifeln, als man ihnen ihr Loos ankündigte; der Frieden nahm ihnen Unterhalt und Stand, schnitt sie von der Vergangenheit wie von jeder Hoffnung ab. Seydlitz war mit den nach Schlesien bestimmten Truppen kaum dort angelangt, als ihm die Abdankung der Freiregimenter zu Pferde aufgetragen wurde. Er suchte das harte Geschäft durch möglichste Schonung zu mildern, allein die Sache selbst regte den bittersten Unmuth auf; es entstand eine Meuterei, die Gemeinen wollten zusammenbleiben, und sich der Auflösung widersetzen. Dies Vergehen wider die Kriegszucht mußte rasch unterdrückt werden. Seydlitz sprengte sogleich dahin, wo die Meuterer am gedrängtesten laut wurden, riß die Pistolen hervor, und wollte eben den kecken Führer des Aufruhrs niederschießen, als ihm sein Adjutant Rittmeister von Tschirske, dem er großes Vertrauen und Ansehen einräumte, den Arm hemmte, und ihm sagte: „Wenn es geschehen soll, so lassen Ew. Exzellenz mich es thun!“ durch welches mahnende Wort Seydlitz seinen Zorn glücklich bemeistern ließ, und einer Uebereilung auswich, durch die nur noch mehr Unheil und Verwirrung entstehen konnte. Die Auflösung ging darauf ohne Blutvergießen von Statten, und Seydlitz bemühte sich, das Schicksal der davon Getroffenen wenigstens auf alle Weise zu erleichtern; die besten Offiziere suchte er in beibehaltenen Regimentern unterzubringen, in sein eigenes Kürassierregiment nahm er drei derselben auf, unter welchen der Lieutenant von Blankenburg, den er zu seinem ersten Generaladjutanten machte; für Andere wurden anderweitige Versorgungen ermittelt.

In Ohlau, dem Stabsquartiere seines Regimentes, nahm Seydlitz ganz die frühere Lebensweise wieder auf, und nur der Umfang und die Bedeutung seines Verhältnisses waren verändert, und erstreckten sich, da der König ihm bald nach

dem Frieden das neuerrichtete Amt eines Generalinspekteurs der in Schlesien stehenden Reiterei übertrug, durch die ganze Provinz. Doch für den Augenschein mochte sich hieraus wenig Unterschied ergeben; zunächst auf sein Regiment angewiesen, und in diesem wieder auf die Schwadron, welche in Ohlau stand, und deren Haltung, Dienst, Exerziren und sonstiges Verhältniß ihn täglich unmittelbar ansprechen und beschäftigen mußte, — wie ja der König selbst einen solchen persönlichen Bezug zu seinem ersten Bataillon Garde in Potsdam besonders festhielt und täglich ausübte, — war der General in dieser Hinsicht nicht viel anders, als ein Major, der auch in seinem Bereiche fast mit gleicher Macht und Selbstständigkeit schaltete. Der Einfluß aber, welchen Seydlitz auch schon durch sein bloßes Beispiel, als ruhmvoller Kriegsheld und vollkommener Meister und Führer alles Reiterwesens, auszuüben berufen war, mußte allerdings durch die ihm übertragene Generalinspektion ungemein gehoben und gekräftigt werden. Ihm war durch dieses Amt, welches eigentlich zwei Inspektionen, die oberschlesische und die niederschlesische, zusammenfaßte, die Aufsicht über 20 Schwadronen Kürassiere, 10 Schwadronen Dragoner und 40 Schwadronen Husaren verliehen. Jedoch war dieses Verhältniß im Anfange weniger auf die Zwecke kriegerischer Thätigkeit, als auf die Vortheile gleichmäßiger und haushälterischer Verwaltung gerichtet. Der König wünschte nach dem zerstörenden Kriege dem Ackerbau und dem Gewerbfleiße bei seinen Unterthanen möglichst aufzuhelfen, und daher ihre Kraft und Zeit für den Kriegsdienst weniger in Anspruch zu nehmen; daher mußte die Zahl der Ausländer im Heere vermehrt werden. Hiezu fand er neue Einrichtungen erforderlich, indem er weder die Anwerbung der Leute noch die innere Wirthschaft in Betreff der Verpflegung den Regimentern wie bisher überlassen wollte. In diesen Angelegenheiten sollte strenge Aufsicht und genaue Gleichförmigkeit Statt finden. Diese Neuerungen erregten großes Mißvergnügen, indem nicht nur der Nutzen und das Ansehen vieler Betheiligten dadurch gekränkt, sondern auch manche Fürsorge und Thätigkeit geschwächt wurde, welche bisher dem Ganzen ersprießlich gewesen, in den neuen Ver-

hältnissen aber auf die frühere Weise nicht zu fordern war. Seydlitz machte dem Könige hierüber die triftigsten Vorstellungen, die sich aber dem höheren Zwecke unterordnen mußten, und er kam sodann in den Fall, als Generalinspekteur diese Neuerungen theils einführen zu helfen, theils auf ihre strenge Befolgung zu sehen. Sein neues Amt aber war selbst eine Neuerung, welche den Inhabern der Regimenter sehr mißfiel, ja gegen die Ehre derselben zu verstoßen schien. Alte verdiente Generale, welche bisher in unmittelbarem Bezuge zu dem Könige gestanden, von ihm ihre Befehle zu empfangen, ihm ihre Rechenschaft abzulegen hatten, sollten jetzt diesen mit vollem Rechte höchst wichtig erachteten Verkehr durch einen vielleicht jüngeren Kammeraden vermittelt sehen, sich von dem Könige gleichsam getrennt und einer Zwischenbehörde zugewiesen finden, für welche nicht immer Achtung und Vertrauen bereit sein konnten. Manche Generale widersprachen laut der neuen Anordnung, und suchten sich ihr zu entziehen, oder die Wirksamkeit derselben zu hemmen und zu erschweren. Seydlitz freilich, nachdem er einmal auf die Sache eingegangen, wenn schon vorher bedenklich und abrathend, war nicht der Mann, der die Befugnisse seines Amtes hätte willkürlich beschränken lassen; ihn leitete kein selbstischer Eigensinn, aber durfte ihn auch nicht hindern; von den Höchsten wie von den Geringsten erzwang er die ihm gebührende Ehrerbietung und Folgsamkeit unfehlbar. Ihn unterstützte hiebei vor Andern sein anerkanntes Verdienst, sein Ruhm als Feldherr und der Glanz seiner Person; allein nicht minder das allgemeine in seinen ernsten Willen für das Rechte und Richtige gesetzte Vertrauen.

Besonders war seine Reinheit von allem Eigennutz eine sittliche Stärke, welche diesen bei jedem Zusammentreffen siegend niederschlug. Er hatte sich während des ganzen Krieges in diesem Betreff vollkommen unbefleckt erhalten. Der Gelegenheiten sich zu bereichern waren ihm viele dargeboten, andere konnte er leicht herbeiführen; er verschmähte sie aber nicht nur für sich, sondern auch im Allgemeinen zeigte er gegen alle Bedrückungen, Lieferungen und Kriegssteuern, welche die feindlichen Lande treffen mußten, einen solchen

Widerwillen, daß der König niemals ihn mit Beitreibungen solcher Art beauftragen mochte. Von ihm wäre im ähnlichen Falle dieselbe hartnäckige Weigerung zu erwarten gewesen, durch welche der General von Saldern die ihm vom Könige befohlene Aufräumung des Jagdschlosses Hubertusburg, wobei er sich selber auch bedenken sollte, geradezu von sich wies. Seinen Truppen ebenfalls untersagte er alle Gewaltthaten und Plündereien, und so sehr besonders bei der leichten Reiterei die Kriegsbeute zum Anreiz der Kühnheit und Tapferkeit dienen durfte, so streng wachte er darauf, und machte es zum Ehrenpunkte selbst für den gemeinen Reiter, daß nur die dem Feinde und zwar durch Kampf abgenommene Beute des Kriegers würdig sei. In dieser Denkart stimmte er besonders mit dem Prinzen Heinrich überein, der zwar genöthigt war, mit seinem Heere größtentheils auf Kosten der sächsischen Lande zu leben, und bei den Entsendungen nach Böhmen und Franken viele Brandschatzungen und Plünderungen mußte geschehen lassen, deren Ertrag großentheils dem Allgemeinen entzogen blieb, allein bei jeder Gelegenheit erklärte der edle Prinz seinen Abscheu gegen diese Handlungsweise, und als nach der Schlacht von Freiberg die aus Schlesien von dem Fürsten von Neuwied herbeigeführten preußischen Verstärkungstruppen anlangten, welche auf ihrem Marsche durch Sachsen überall schlecht gehaust und ihren Weg durch die größten Ausschweifungen bezeichnet hatten, empfing er den General und die Offiziere mit der strengen Anrede, ihr Zug sei dem von Räuber- und Diebsbanden, nicht aber dem einer Kriegsschaar gleich gewesen. Nicht alle Truppenführer damals im preußischen Heere, aber viele seiner ersten Generale waren dieser würdigen Gesinnung, die dem Kriegerstande keinen andern Gewinn zugesteht als den Ruhm, welchen die That, und die Belohnung, welche der Fürst verleiht; schöner aber hat diese Gesinnung sich selten bewährt als in Keith, der ganz Böhmen gebrandschatzt hatte und bei seinem Heldentode im nächstfolgenden Jahre kaum 70 Dukaten hinterließ, und in Seydlitz, dem ähnliche Gelegenheit reichlich geboten war, und an dessen Namen in Betreff der Uneigennützigkeit und Großmuth niemals ein Zweifel gehaftet

hat. Daß Seydlitz seinen Vermögensumständen keine Sorge widmete, wußte der König zu gut und sicher, um nicht selbst einen Theil dieser Sorgen zu übernehmen. Noch während des Krieges hatte er ihn zum Drost von Vlotho ernannt, womit ein jährliches Einkommen verbunden war. Auch empfing Seydlitz, gleich anderen Generalen, deren Verdienst bei dem Könige Anerkennung und Gunst erlangt hatte, von Zeit zu Zeit bei gelegenen Anlässen kleine Geldgeschenke. Späterhin belief sich das Diensteinkommen, welches er als General, als Inhaber eines Regiments und als Inspekteur der Reiterei bezog, auf ungefähr 15,000 Thaler jährlich, und diese Summe war gewiß hinlänglich, um davon jeden seiner Lage nöthigen Aufwand und wünschenswerthen Glanz reichlich zu bestreiten. Allein der König wollte noch mehr für ihn thun, und als Seydlitz das Gut Minkowsky bei Namslau mit seinen großen der Jagdlust besonders günstigen Forsten ankaufte, und daselbst ein Schloß erbaute, schenkte der König ihm dazu 20,000 Thaler. Auch erlaubte er ihm, zur bessern Benutzung der zu dem Gute gehörigen Waldung, das darin geschlagene Holz auf dem Königlichen Flößbach unentgeldlich abzuschwemmen.

Wie unter dem alten Dessauer die kleine Wiese bei Halle der Lehrboden des preußischen Fußvolks geworden war, so wurde jetzt Ohlau die Pflanzschule der preußischen Reiterei. Sein eigenes Regiment erhob sich als das Vorbild aller anderen. Von der geringsten Uebung der Waffen, dem kleinsten Anfange des Reitens, bis zu dem vollständigsten Felddienste und den wichtigsten Ausführungen im Großen, war alles von ihm streng angeordnet, genau beaufsichtigt, in folgerichtigem Zusammenhang erhalten. Das ganze Regiment, Gemeine und Offiziere, ritt in gleichmäßiger Weise, nach einer und derselben Vorschrift, rasch, leicht, gewandt, mit größter Kühnheit und Sicherheit. In der heftigsten Bewegung mußte der einzelne Reiter und ganze Schwadronen die vollkommenste Gewalt über sich haben, jedem Winke des Befehls augenblicklich folgen können, den vollen Ungestüm der Rosse loszulassen und zu beherrschen wissen. Die Verwegenheit des Reiters wurde bis zur Tollkühnheit getrieben, und

kein Unglücksfall geachtet. Die Einweihung der Neulinge geschah durch harte Prüfungen. Kam ein rüstiger Bursche als Rekrut, oder trat ein derber Junker ein, — denn unansehnliche und schwache fanden gar nicht Aufnahme, — so wurden sie auf ungezähmte Pferde gesetzt und mit diesen im Dahinrennen über Stock und Stein dem Schicksal Preis gegeben; wer den Hals brach oder sonst zu Schaden kam, von dem war weiter nicht die Rede; wer diese erste wilde Probe bestand, und sitzfest und unverzagt blieb, der wurde zu geregelteren zugelassen. Hieraus ergab sich bald, daß im Regimente, und besonders in der ersten Schwadron, nur die erlesensten, muthigsten Reiter zu sehen waren, und jeder Gemeine im stolzen Bewußtsein seines Werthes die Art und das Ansehen eines Offiziers hatte, dem Offizierkorps aber kein anderes zu vergleichen war. Wie weit der Meister seine Jünger in kriegerischen Kunstübungen gebracht, zeigt folgendes Beispiel, dem fast jeder Tag ähnliche zur Seite stellen konnte. Der König hatte eine Anzahl Reiteroffiziere der märkischen Inspektion nach Ohlau geschickt, um Seydlitzens Exerzirart sich anzueignen. Der General ließ erst sie ihre Künste darthun, und gab ihnen eine Schwadron zu exerziren, allein es ging schlecht, und er endete den Versuch alsbald, indem er ihnen zugleich ankündigte, am anderen Tage wolle er ihnen zeigen, wie Reiterei exerziren müsse. Er führte seine Leibschwadron persönlich an, und hatte ihr für diesen Tag seine besten Offiziere zugetheilt. Die Schwadron hielt auf dem Markte, dort wurde das Gewehr aufgenommen, dann zu Dreien rechts abgebrochen, und im Trabe auf den Exerzirplatz marschirt. Hier wurden alle möglichen Uebungen im schnellsten Tempo durchgemacht, und darauf im Trabe wieder abgezogen. Anstatt aber gleich in die Stadt zurückzukehren, führte Seydlitz seine Reiter in den Ohlaufluß hinein, ließ im Wasser die Schwadronen formiren, dann wieder zu Dreien abbrechen und so zum Marktplatze reiten, wo in Zügen aufmarschirt und mit diesen dann wieder in der Art eingeschwenkt wurde, daß der vierte und dritte Zug zwischen das Rathhaus und die linke Häuserreihe, der zweite Zug zwischen Rathhaus und Hauptwacht, und der erste Zug

zwischen diese und die rechte Häuserreihe zu stehen kam. Nun ließ er in gestrecktem Laufe die Schwadronen formiren, vorrücken, und als er Halt rief, stand die Schwadron geschlossen und gerichtet vor seinem Quartier. Die fremden Offiziere staunten und bewunderten; solche Schnelligkeit und Meisterschaft war nie gesehen worden, jede Bewegung war vollständig gelungen. Da lächelte Seydlitz vergnügt, und sagte: „Meine Herren, ich habe ihnen zeigen wollen, was Reiterei zu leisten vermag, wenn Fleiß und guter Wille da ist.“ Er dankte seinen Offizieren für ihre Aufmerksamkeit, und gab den Kürassieren zur Belohnung einen Ball, bei welchem es an keinerlei Bewirthung fehlen durfte.

Die schönsten und tüchtigsten Jünglinge aus den vornehmsten Häusern des In- und Auslandes drängten sich zu diesem Regiment, und da die beschränkte Zahl der Offizierstellen für die Menge nicht ausreichte, so mußten viele sich begnügen, nur als Freiwillige einzutreten. Die jungen Edelleute, reich ausgestattet, kraftvoll und eifrig, wetteiferten in strengen Leistungen, die leicht wieder zu einer Art Ueppigkeit wurden; der Ruhm, die schönsten Pferde zu haben, stellte sich neben den, sie am kühnsten und geschicktesten zu gebrauchen, der Glanz und Schmuck einnehmender Erscheinung neben den ehrbaren Stolz kriegerischer Haltung. Der mäßigende Zügel, welchen der Krieg durch seine Gefahren und Zwecke dem Uebermuth auferlegt, fehlt im Frieden, und dieselben Kräfte, welche dort die vortrefflichsten sind, werden hier oft als die tadelnswürdigsten erscheinen müssen; Auszeichnung und Vorzug werden auch in eitlem Prunk, in stutzerhafter Uebertreibung, in wilder Ausgelassenheit gesucht. Die Offiziere von Seydlitz blieben in dieser Art nicht zurück, allein entgingen auch hiebei harter Strenge nicht, die sie zum Theil freiwillig übernahmen. Da man auf knappe, enganliegende Bekleidung hielt, so wurde keine Pein gescheut, um sich in diese einzuzwängen. Die Uebertreibung wird durch die Sage bezeichnet, welche scherzhaft-spöttisch erzählt, daß die Seydlitz'schen Offiziere, um ihre ledernen Beinkleider anziehen zu können, in die naß aufgehängten hineinsteigen, und dann darin hängend stundenlang abwarten mußten, bis sie völlig in

diese Behautung hinabgesunken waren, die dann freilich, nachdem sie auf dem lebenden Körper trocken geworden, diesem wie angegossen war, und jede schöne und kraftvolle Form zeigte. Wir geben die Sage, wie sie noch umgeht, und lassen dahingestellt, ob ein oder mehrere Beispiele solchen Verfahrens jemals vorgekommen. Daß in Ohlau nicht alles Stutzerhafte vermieden, sondern durch Seydlitz manches der Art geduldet, ja sogar veranlaßt worden, ist aus mancherlei Nachrichten, wie auch aus seinem Karakter, mit Grund anzunehmen.

Diese leichtfertige Rüstigkeit erstreckte sich aber nicht nur auf unwesentliches Aeußere, sondern wurde nicht minder in ernstlicheren Beziehungen verspürt. Des Generals eigner Hang begünstigte gegen seine Absicht Anordnungen, die dann ihn selber hart betrafen. Er führte von seinem großen Einkommen einen reichlichen Haushalt, bewirthete gern seine Offiziere, und fremde Gäste durften jederzeit einsprechen. Seine Gattin liebte muntern Umgang, gesellige Lustbarkeit und zerstreuungsvollen Wechsel. Er selber mag, um vorübergehender Neigungen willen, die ihn augenblicklich anzogen, die häuslichen Verhältnisse mehr als billig verabsäumt, und scheint von kleinen Uebelständen, deren Erörterung auch ihm empfindlich geworden wäre, gern hinweggesehen zu haben. Den Gesellschaften, welche sich bei seiner Frau versammelten, entzog er sich bald nach der ersten Begrüßung; an den Konzerten, Spazirfahrten und Festlichkeiten, welche sie mit der jüngern Welt genoß, nahm er keinen Theil, sondern ritt lieber in's freie Feld, auf die Jagd, oder saß auf seinem Zimmer, wo er Taback rauchte, und des Gesprächs leicht entbehrte, oder genug hatte, wenn es mit einem Tabacksgenossen dann und wann ein Wort zu wechseln gab. So geschah es, daß die leichtsinnige Frau den Umgang jüngerer Offiziere, der sich ihr so bequem darbot, bald sehr angenehm fand, und da sie gleicher Sinnesart begegnete, und jeder Strebende, wie in andrem Ruhme, so auch in dem der Liebesabentheuer, sich ein Seydlitz zu sein wünschte, so konnte es an ärgerlichen Vorgängen nicht mangeln, wobei die Ehre des Generals zu leiden hatte. Das Aergerniß dieser Aufführung wurde zuletzt so öffentlich, daß eine Scheidung erfolgen mußte, nachdem

die Ehe kaum vier Jahre gedauert. Frau von Seydlitz begab sich nach Berlin, zwei Töchter, welche sie geboren hatte, blieben bei dem Vater, der sich indeß wenig um sie bekümmern konnte, und ein so geringes Vertrauen in ihre Zukunft setzte, daß er an dem Morgen selbst, da die Mutter abreiste, und die ältere Tochter heftig weinte, weil ihre Berliner Porzellantasse mit eingepackt worden, und nur eine von Fayence für sie hingestellt war, die ihm berichtete Klage mit den Worten abfertigte: „Das ist dummes Zeug! wer weiß, ob sie nicht noch einmal froh ist, wenn sie nur aus einer Plätsche von Bunzlauer Thon noch frühstücken kann!" Das häusliche Mißgeschick wurde von Seydlitz gleichgültig ertragen, und leicht vergessen; doch vermehrte dasselbe seine Abneigung gegen geräuschvolle Gesellschaft und gegen das Leben in der Hauptstadt und am Hofe; er zog sich nur um so lieber in seine soldatische Abgeschlossenheit zurück, deren scheinbare Langweile für seinen Geschmack noch Reiz und Anmuth genug einhüllte. Die Umgegend gewährte seiner Leidenschaft zur Jagd reiche Gelegenheit, und auch die fehlte nicht, welche seinem guten Glücke bei Frauen förderlich sein konnte. In Betreff des letztern war er selber nicht sehr schwierig, und suchte weder Feinheit noch Eleganz; ihn reizte ein volles frisches Aeußere, ein zierlich weißgekleideter Fuß; derbe Natur und einfacher Sinn genügten ihm.

Die kühnen Reiterübungen, welche Seydlitz auch für seine Person fortsetzte, und bei denen er selber alles wagte und ausführte, was er seinen Untergebenen zu leisten auferlegte, liefen nicht immer glücklich für ihn ab. Er hatte im Jahre 1765 bei Lissa, wo der König Truppenschau hielt, den Unfall mit dem Pferde so gefährlich zu stürzen, daß er im ersten Augenblicke für todt gehalten wurde, und längere Zeit ohne Bewußtsein blieb. Der König kam schleunigst herbei, stieg vom Pferde, und freute sich der Nachricht, daß wieder Lebenszeichen sichtbar würden, er ließ seinen eigenen Wagen aus dem Hauptquartier herbeischaffen, und sandte einen Pagen nach Breslau, um den berühmtesten Arzt von dort zu holen. Als der Zustand wieder Hoffnung gab, aber dennoch mit Gefahr verbunden blieb, und Seydlitz zwar aufblickte, jedoch nicht

sogleich die Sprache wiederfinden konnte, wurde der König so gerührt, daß er sich wegwenden mußte. Er fand sich sodann jeden Tag, den er noch hier verweilte, persönlich zur Nachfrage ein, wie es dem Kranken ergehe, besprach mit den Aerzten umständlich die Bedeutung des Falles und die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Mittel, und empfahl, als er wegreisen mußte, noch scheidend die fürsorglichste Behandlung. Seydlitz genas bald wieder, ließ aber durch seinen Unfall sich nicht abschrecken, sondern trieb sein verwegenes Reiten nach wie vor. Er wiederholte sogar die Wagstücke seiner Jugend, und ritt als General, wie sonst als Page, zwischen umlaufenden Windmühlenflügeln durch; sein Gefolge that es ihm dann sogleich nach. Einst traf er in der Gegend von Ohlau beim Spazirenreiten auf eine Halbkutsche, die sehr langsam im Sande hinfuhr, ein Landprediger und dessen Frau saßen darin; Seydlitz betrachtete das Fuhrwerk, dessen Vordertheil sehr gestreckt war, und also zwischen Kasten und Kutscherbock einen ziemlichen Raum gab; der muntre Reiter besinnt sich nicht, giebt seinem Pferde die Sporen, und setzt über den Wagen hinaus, alle seine Begleiter ebenso hinter ihm drein, zum großen Schrecken der darin Sitzenden, die aber ganz unbeschädigt blieben. Wer sich selbst in dieser Art nicht schonte, von dem war auch für Andre keine zarte Besorgniß zu erwarten. Jeder Gefahr zu Pferde mußte der entschlossene Reiter unverzagt entgegensehen, und nur sie zu überwinden streben, nicht aber sie vermeiden. Die Unglücksfälle häuften sich, allein Seydlitz achtete ihrer nicht, sondern hielt sie für Opfer, die der Kriegsdienst auch dem Frieden auferlege. Als der König ihn einmal fragte: „Seydlitz, wie kommt es, daß bei Seinem Regimente so viele Leute den Hals brechen?“ antwortete er: „Ew. Majestät dürfen nur befehlen, und es soll nicht wieder kommen, aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“ Die Ministerin von Schlabrendorf, welche ihre Angst nicht verhehlte, daß ihr Sohn durch das tolle Reiten, von dem sie mit Entsetzen hörte, ein Unglück nehmen könnte, tröstete er auf andere Weise: „Ihro Exzellenz können ruhig sein, sagte er, einen Kornet und eine Katze kann man vom Thurme herab-

werfen, sie brechen nicht gleich den Hals." Die Jagd gab noch besondern Anlaß zu mannigfachen Fährlichkeiten, denen sich niemand ohne Schande entziehen durfte; den jüngern Offizieren war es so reizend als ehrenvoll, daran Theil zu nehmen; nächst schönen Pferden hielt man gute Jagdhunde in hohem Werth; die des Generals waren so abgerichtet, daß sie auf's Pferd apportirten. Im Schießen mit der Büchse und mit Pistolen, worin Seydlitz sowohl zu Fuß als zu Pferde die größte Fertigkeit hatte, wurde gleicherweise vieles gewagt, das Leben in die Geschicklichkeit der eignen oder fremden Hand gesetzt; es wird versichert, Seydlitz sei eben so erbötig gewesen, einem guten Schützen einen Thaler als Zielscheibe zwischen den Fingern hinzuhalten, als selber darauf zu schießen. Dem Glöckner in Ohlau, der eine kleine am Rathhause hängende Glocke täglich dreimal läuten mußte, schoß er von seinem Fenster aus nicht selten den Strick entzwei; Thonpfeifen, in die Erde gesteckt, pflegte er zu kleinen Stücken nach und nach abzuschießen.

Ueber die Art, wie Seydlitz den Dienst behandelte, geben folgende Regiments- und Inspektionsbefehle, die von ihm ausgegangen sind, ein noch glücklich aufgefundenes, den meisten Lesern gewiß willkommnes Zeugniß. Am 20. Januar 1766 erließ er nachstehende Ermahnung: „Alle Kommando's sollen von den Chefs der Kompanieen genau durchgesehen werden, ob so gesattelt, gepackt, gezäumt, und die Bügel so geschnallt sind, wie es im Regiment üblich ist. Da ich wahrnahm, daß schon wieder viele Leute zu kurz reiten, so muß durchgängig darauf gesehen werden, daß die Bügel so lang, daß die Leute auf dem Sattel nicht wie auf einem Polsterstuhl sitzen, sondern die Füße beinah gerade herunter haben. Aufgeschweift soll niemals werden, als bei sehr kothigem Wetter. Bei jedem neuen Licht sollen die Schweife verschnitten werden, und darauf gesehen, daß sie nicht durch Kämmen oder anderes ungeschicktes Reinmachen ruinirt werden. Die Rekruten sollen nicht eher auf die Pferde gebracht werden, bis sie zu Fuß fleißig ausgearbeitet sind, und nicht eher mit dem Karabiner exerziren, bis sie so stehen und marschiren können, wie es sein soll. Wenn sie anfangen reiten zu lernen, soll solches so

lange ohne Bügel geschehen, bis sie eine untadelhafte Positur haben. Ueberhaupt wird nochmals erinnert, daß die Herren Offiziers sich alle mögliche Mühe geben, den Bauer aus dem Gemeinen und Unteroffizier zu bringen, und selbigen soviel Ambition als möglich einprägen, indem man nicht eher einen Reiter vor einen ausgearbeiteten Soldaten passiren lassen kann, bis er außer dem Gewehr und ohne die Gegenwart seines Offiziers wie ein rechtschaffener ordentlicher Mensch aussieht. Die Herren Offiziers werden sich bemühen, ihre Leute gänzlich ausgearbeitet zu haben, ehe das Frühjahr anfängt, damit alsdann gleich eine jede Garnison in Einem Gliede zusammen exerziren und marschiren kann, und daß nicht mit dem, was in der Garnison schon hätte fertig sein sollen, erst der Anfang gemacht werden muß, wenn das Regiment zusammenkommt, wie im vorigen Jahr." Diese Sorge, daß der Soldat durch sein Aeußeres als solcher unter allen Umständen erkennbar und ausgezeichnet sei, erfüllte den General in dieser Zeit sehr lebhaft, denn gleich am folgenden Tage hieß es abermals: „Da ich von Zeit zu Zeit Beurlaubte sehe, die durch nichts von Bauern unterschieden werden, als daß sie einige wenige Montirungsstücke von der Königlichen Montirung anhaben, und die so unwissend sind, daß sie nicht einmal den Namen ihres Kompaniechefs angeben können, so bin ich gezwungen, die Herren Chefs der Regimenter hiedurch zu erinnern, ihre unterhabenden Regimenter sowohl selbst zu revidiren, als auch durch die Stabsoffiziere den Königlichen Befehlen gemäß von Zeit zu Zeit bereisen zu lassen, und nachzusehen, ob nicht einige von denen Herren Rittmeisters vielleicht alles beurlauben, was nur auf Urlaub gehen will, wovon denn nothwendigerweise die Folge wäre, daß nach so langem Frieden sich Leute bei denen Eskadrons finden würden, die bei einmal entstehendem Marsch nicht die geringste Kenntniß von ihrer Schuldigkeit gegen den Feind hätten. Die Herren Stabsoffiziere und Kommandeurs werden sich also bemühen, und ihre untergebenen Offiziers dazu anhalten, daß sie ihre Leute ausarbeiten, einen zu der Eskadron kommenden Rekruten nicht sogleich beurlauben, sondern ihn erst zum Soldaten machen, weil sonst bei entstehender Aug-

mentation die Regimenter stark an Köpfen, an brauchbaren Leuten schwach sein würden. Die Beurlaubten sollen alle Monat durch einen Unteroffizier revidirt werden, und muß der hiezu Kommandirte nicht nach der Tour, sondern ein verständiger Mensch genommen werden, der den Leuten sagen kann, wie sie sich auf Urlaub als Soldaten zu konduisiren haben. Denen Herren Stabsoffiziers wird es von Alters bekannt sein, wie des Königs Wille ist, und wie es auch allemal sonst in der preußischen Armee der Brauch gewesen, daß ein Beurlaubter, des Sonntags und wenn er nicht in Arbeit, derselbe nicht anders als in kompletter Montirung und mit Seitengewehr sich in Städten und Garnisonen hat dürfen sehen lassen. Ein jeder kommandirende Offizier in der Garnison, wo er steht, wird darauf halten, daß dieser Ordre gehörig nachgelebt wird, und daß die Reiter, Dragoner und Husaren von denen in Schlesien stehenden Regimentern, in ihren respektiven Garnisonen, des Sonntags, und wenn sie außer in Arbeit zu sein hereinkommen, nicht in einem der preußischen Armee so despektirlichen Aufzug sich sehen lassen. Ich bin versichert, daß, da mein unterhabendes Regiment bisher des Königs Zufriedenheit erworben, es auch selbige zu konserviren, und das Vorstehende auf das genaueste zu observiren, bemüht sein wird."

Merkwürdig durch die Genauigkeit, und man könnte fast sagen Naivetät seiner Bestimmungen, ist auch ein späteres Befehlschreiben an den Major von Minkwitz in Strehlen, welches also lautet: „Ew. Hochwohlgeboren werden die Güte haben, das Regiment zu bereisen, und Nachstehendes in Erfüllung zu setzen. Ein jeder Offizier vom Ersten bis zum Letzten soll sich in die Umstände setzen, daß er zum etwa einmal sich ereignen könnenden Marsch bis auf die Packpferde alles in gehöriger Bereitschaft habe, und werden Ew. Hochwohlgeboren sich bei denen Subalterns die Packsättel und Zubehör vorzeigen lassen, und mir anzeigen, bei welchem es nicht in gehörigen Umständen. Vom 1. April an soll kein Offizier meines Regiments in und außer dem Dienst andere Stiefeln als Montirungsstiefeln mit Stülpen tragen, deßgleichen soll ein jeder Offizier den 1. Mai einen Sürtoutrock

haben, mit weißer Serge gefüttert, von der Weite, daß er ihn über das Kollet ziehen kann; Knöpfe, Aufschläge, Kragen, alles accurat so, wie ich mir einen bei dem Schneider Lange habe machen lassen. Zwischen Futter und Tuch kann sich ein jeder etwa Flanell, Frieß, oder was er will, setzen lassen, das Aeußere aber, und was zu sehen ist, muß gänzlich egal sein bei einem wie bei dem andern; indem ich das Differente im Regiment vom Ersten bis zum Letzten absolument nicht ferner statuiren werde, weil ich sehe, daß bei fernerer Nachsicht das Regiment so scheckig werden wird, als wie es sich vor ein preußisches Regiment nicht schickt. Außer diesem befehle ich ferner, daß bei Wachen, Exerziren und allem andern Dienst die Offiziere eiserne Sporen haben, und die silbernen bis auf weitere Ordre nur zur Revue bleiben sollen. Der Herr Obristwachtmeister werden den Chefs der Kompanieen sagen, daß sie vorzüglich dafür sorgen sollen, daß die Sattelbäume, in denen Kompanieen sowohl, als von der Augmentation, von der Art seien, daß nicht auf dem ersten Marsch, schon viele brechen, und das Regiment gedrückte Pferde bekommt, deßgleichen, daß Karabiner und Pistolen in solchem Stande, daß ohne einen besondern Zufall ein jedes Stück gewiß losgeht; alles dieses versteht sich von der Augmentation so gut als wie von der Kompanie. Ich werde im Frühjahr ohnvermuthet die Garnisons bereisen, Sättel und Gewehre besehen, und von demjenigen Chef der Kompanie einen schlechten Begriff haben, der die essentiellsten Sachen negligirt. Unter diese essentiellen Sachen gehören diejenigen Decken mit, so die Pistolenhalfter zudecken, und daß solche in der Art seien, daß die Pistolen vom Regen nicht naß werden. Die Proviantwagen, Geschirre, und alles was dazu erforderlich, werden der Herr Obristwachtmeister gleichfalls sich vorzeigen lassen, und mir melden, wo Sie es nicht in denen Umständen finden, daß es alle Augenblicke gebraucht werden kann. Vor ein paar Jahren habe ich schon befohlen, daß meine Ordres jeder Offizier wissen soll, ich wiederhole solches nochmalen; sie haben die Ehre des Regiments und des Königs Dienst zum Grunde, und da ich die Ehre habe, größtentheils Leute von einer wahren Ambition zu kommandiren, so hoffe, daß ein

jeder in seinem Fach sich bemühen wird, um dasjenige zu bewirken, was zur Erhaltung der alten Reputation des Regiments nöthig ist."

Zum Beschlusse möge hier noch stehen, was Seydlitz nach der letzten Truppenschau, der er beigewohnt, in dieser Art ergehen ließ: „Da ich bei der letzten Revue — so beginnt der Befehl — einige Flanquers gesehen, die ihre Sache ziemlich mit der Adresse machen, wie ein schlesischer Bauer, wenn er als Hochzeitbitter seine Pistolen abfeuert, und ich daher glauben muß, daß die Königlichen Ordres, nach welchen Kürassiers, Dragoner und Husaren, einzeln Mann vor Mann ausgearbeitet werden sollen, und wie ihnen der Gebrauch des Karabiners, der Pistolen und Degens gewiesen werden muß, von Einigen vergessen, von Andern vielleicht nicht einmal gelesen, so wiederhole es ernstlich nochmals, daß alle Ordres, die in dieser Art an die Regimenter kommen, einem jeden Offizier bekannt gemacht werden sollen und müssen, und daß die Herren Stabsoffiziere sich bei Bereisung der Regimenter genau erkundigen, ob solches befolgt worden. Es ist des Königs Wille, daß kein gesund Pferd zwei Tage im Stall stehen soll, und daß beständig darauf gedacht werde, wie man den Soldaten adroiter und gewisser in dem Gebrauch seines Pferdes und Waffen mache. Ich ersuche demnach alle Stabsoffiziere, diejenige Einrichtung im Regiment zu machen, daß beständig an der Verbesserung desselben gearbeitet werde, und daß die jungen Offiziers nicht so entsetzlich unbeholfen wie bisher bei denen Evolutions seien, die ohnvorhergesagt exerzirt werden müssen. Ein jeder Kommandeur wird an mich durch Ordonnanz alle vierzehn Tage einen Rapport schicken, was im Regiment in denen verflossenen vierzehn Tagen in jeder Garnison zur Erreichung Seiner Majestät Willens gemacht worden."

Aus der Schilderung des Karakters und Lebens unsres Helden, welche der Hauptmann von Blankenburg entworfen, fügen wir den eben mitgetheilten Besonderheiten den allgemeineren Umriß hinzu, in welchem dieser achtbare Vorgänger, dessen eignen Worten hier der Raum nicht fehlen soll, die erwähnten Bezüge zusammenfaßt. Er sagt: „Die Art mit

welcher Seydlitz die Regimenter behandelte, die Nachsicht und Schonung, mit welcher er ihre Fehler rügte und ihre Mängel und Unvollkommenheiten bemerkte, erweckte denn so sehr ihren guten Willen, solchen selbst abzuhelfen, als die Einsicht, mit welcher er ihnen die Ursachen davon, und die Mittel zu ihrer Verbesserung zeigte, sie in den Stand setzte, ihnen abhelfen zu können. Die Uebungen, welche er bei Bereisung einzelner Schwadronen und ganzer Regimenter machen ließ, enthielten gleichsam die Keime der Vollkommenheit aller militairischen Uebungen, und öffneten gleichsam den Verstand über das, was vorzüglich betrieben werden mußte. Für ein Regiment zum Beispiel, von welchem er glaubte, daß es nicht kühn und entschlossen genug ritte, wählte er auf dem Uebungsplatze gerade denjenigen Theil desselben, welcher die mehrsten Ungleichheiten, abwechselnde Höhen und Thäler, oder andere Schwierigkeiten darbot. Denjenigen Offizieren, deren Diensteifer und Rechtschaffenheit er kannte, bezeigte er, auch wenn sie nicht durch außerordentliche Talente sich auszeichneten, vorzüglich Achtung und Zutrauen, und sogar eine freundschaftliche Theilnehmung an ihrem übrigen Geschick; die Verweise, welche er zu geben genöthigt war, waren nie kränkend für das Gefühl von Ehre, welches den Soldaten beleben soll, waren immer dem übrigen Karakter des Fehlenden, so wie, sowohl durch die Art ihrer Aeußerung als durch ihren Inhalt, seiner wahren Würde angemessen. So lebhaft er auch war, so war er doch nie leidenschaftlich; er blieb beim Unwillen eben so sehr Meister seiner selbst, als in der Gefahr. Er brach nie bei solchen Gelegenheiten, wie es zuweilen der Fall sein soll, in heftige Gestikulationen, oder gar in Geschrei aus."

Wir können aus einzelnen Vorgängen, von denen sich theils schriftliche, theils mündliche Ueberlieferung erhalten hat, sowohl das Allgemeine der Zeit als das Eigne der Person, so wie das Wechselverhältniß beider, deutlich genug erkennen. Wir haben schon gesehen, daß Seydlitz in befehlshaberischer Gewalt gegen Untergebene den Karakter seiner Zeit und seines Faches nicht verläugnete; der folgende Zug beweist, daß er aber auch den Anforderungen in Behandlung der Ehre freisinnig zuvorkam, sobald diese sich mit Grund voranstellte.

Während der Schlacht von Freiberg war Seydlitz, im Drange der Ungeduld, daß der preußische Angriff nicht rascher fortging, gegen einen Offizier, der mit einer Schaar Kürassiere unthätig zu warten schien, in schnöde Worte ausgebrochen, denen dieser nichts erwiederte, aber sogleich, da auch in demselben Augenblicke die Gelegenheit sich aufthat, mit seiner Truppe das zu Leistende ausführte. Der General fühlte, daß er den Mann mit Unrecht gekränkt habe, und ließ ihn am folgenden Tage durch den Befehlshaber des Regiments wissen, er sei bereit, ihm persönliche Genugthuung zu geben; ein großmüthiges Anerbieten, welches unter den waltenden Verhältnissen vollständig die Sache selbst war, und daher unnöthig, ja unmöglich machte, weiter zu gehen. Dieselbe Triebfeder konnte auch in entgegengesetzter Richtung wirksam werden. Ein Offizier seines Regimentes stützte sich in der Noth, um die Klage eines Gläubigers unwirksam zu machen, auf die Königliche Verordnung, wodurch die Schulden der Offiziere für außergesetzlich und unverbindlich erklärt wurden; kaum erfuhr Seydlitz diesen Bruch des Vertrauens und der Ehre, als er sofort den Offizier in Verhaft setzte, und sein unedles Verfahren aufzugeben zwang. Dem Mißbrauche der Befehlsmacht war oft schwer zu entgehen, doch wurde hier ein glückliches Einlenken nur um so schätzenswerther. In Ohlau war eine Familie, deren Kreis durch hübsche anziehende Töchter belebt wurde, und für eine derselben hatte Seydlitz, aber zugleich einer seiner Offiziere, die entschiedenste Neigung gefaßt. Dem General war der Nebenbuhler unbequem, und er versetzte ihn deßhalb an einen entfernteren Ort. Allein der Verliebte kam nun heimlich um so öfter, wagte sich ohne Urlaub Abends in Bürgerkleidung nach Ohlau, und kehrte vor Tag unbemerkt in sein Standquartier zurück. Die Sache wurde jedoch verrathen, und Seydlitz ritt an einem nebligen Herbstmorgen sehr früh auf die Jagd, wählte aber den Weg, auf welchem jener heimreiten mußte. Nichts ahndend gallopirt der Sorglose in Pekesche und Mütze gekleidet heran, findet sich unerwartet dem General gegenüber, dem er nicht mehr ausweichen kann, und fängt in größter Zerknirschung Entschuldigungsworte zu stammeln an; doch Seydlitz, begnügt

durch diese Verlegenheit, und im Gefühl, daß auch seine eigne Rolle hiebei nicht die ganz richtige sei, fällt ihm in die Rede, und sagt: „Reiten Sie nur weiter, ich kenne Sie nicht; aber nehmen Sie sich in Acht, daß es der General nicht erfährt, es möchte sonst nicht gut ablaufen." Der Offizier heirathete das Mädchen späterhin. Aehnliche Fälle persönlicher Nachsicht ereigneten sich öfters, und erhöhten das Zutrauen, ohne die Furcht zu schwächen. Nicht selten geschah es, daß Offiziere ohne Urlaub von Ohlau nach Breslau ritten; erfuhr dies Seydlitz, so warf er sich nach seiner raschen Weise gleich auf's Pferd, und setzte nach. Wurde der Verwegne eingeholt, so mußte er sich der schwersten Ahndung gewärtigen; entkam er aber durch erfolgreiche Austreugung, so blieb er nicht nur straflos, sondern wurde noch wegen seines wackern Reitens und braven Pferdes öffentlich gelobt.

Jede Verweichlichung und Bequemlichkeit haßte Seydlitz, und litt sie nicht in seiner Nähe. Alle Offiziere mußten im Dienst, und wenn sie sonst von ihm gesehen wurden, steife Halsbinden von Rasch wie die Gemeinen tragen, und als einer derselben eine Sammtbinde umgethan hatte, und so zum Mittagessen kam, ließ Seydlitz ihn unmuthig an: „Ich bin nicht gewohnt, Handwerksburschen am Tisch zu haben;" war nur zufrieden, als er vernahm, daß der Sammt, der hier seltsam genug den Handwerksburschen zugewiesen wurde, durch ein zufälliges Halsübel seine Entschuldigung finde. Der König selber war allen Gegenständen des Luxus und der Weichlichkeit im Militair sehr feindselig, und ließ keine Gelegenheit vorbei, sie zu verfolgen. Einst sah er in seinem Vorzimmer einen prächtigen Muff, und warf ihn in's Kaminfeuer; er glaubte, Seydlitz habe den Muff hier abgelegt, und wollte auch diesem geschätzten General die herbe Lehre nicht sparen; der Muff gehörte jedoch dem spanischen Gesandten, und Seydlitz hatte sein schadenfrohes Ergötzen an dem Mißgriff, der ihm gleich bekannt wurde. Er selbst nahm es bei seinen Rügen solcher Art nicht so genau, und mischte dem öffentlichen Tadel Bezüge bei, die nicht dazu gehörten. In seinem Regimente befand sich ein tapfrer und kenntnißreicher Offizier, der aber bei lässiger Gemüthsart seine Mußestunden

zuweilen mit damals üblichen Handarbeiten ausfüllte; Seydlitz achtete ihn sehr, doch verdroß ihn jene Liebhaberei, und einst rief er ihm beim Exerziren zu: „Herr, sitzen Sie doch nicht so schläfrig vor dem Zuge, als wenn Sie vor dem Filetkästchen säßen." Bei andrer Gelegenheit mochte er dem Vorwurfe zugleich nach andrer Seite ehrendes Lob gesellen. Ein Regiment sollte von ihm besichtigt werden und eben ausrücken, als ein starker Strichregen einfiel, welchen der Inhaber als ein Hinderniß ansah, und deßhalb fragen ließ, ob die Sache nicht verschoben bleiben solle; worauf aber die Antwort erfolgte: „Es wird wohl gehen, das Regiment hat sich ja durch schlechteres Wetter auf dem Schlachtfelde nicht abschrecken lassen."

Für niemanden war das Verhältniß zu dem General so unmittelbar und persönlich, als für seine Adjutanten, die jedem Willen und Einfall desselben sich als nächstes Werkzeug darzubieten, jede Eigenschaft desselben am stärksten und unvermeidlichsten zu erfahren hatten. Unter ihnen ist des Regimentsadjutanten von Reibnitz besonders zu gedenken; aus seinen hinterlassenen Nachrichten sind viele der Züge geschöpft, welche hier zum erstenmal öffentlich erzählt werden. Er war als Junker des Werner'schen Husarenregiments dem General auf einem Besichtigungsritt als Ordonnanz beigegeben, und gefiel ihm durch sein rasches Reiten, sichres Antworten und genaues Ausrichten jedes Befehls. Folge dieser Gunst war, daß Seydlitz ihn als Kornet in sein Kürassierregiment nehmen wollte. Allein der Junker war ohne alles Vermögen, und hatte von seinem Schwadronskommandeur, Major Grafen von Krockow, das Versprechen, wenn er im Regimente Offizier werden würde, die Equipirung geschenkt zu bekommen; jetzt sollte er zwar unvermuthet Offizier werden, aber ohne die gehoffte Unterstützung, in einem fremden Regimente, wo sie der kostbarerern Einrichtung wegen nur noch dringender nöthig gewesen wäre. Der Major enthielt sich nicht, dem General in Gegenwart des Junkers, der auf sein Glück nur mit Thränen in den Augen blickte, freimüthig vorzustellen, der Junker sei zu arm, um in ein Kürassierregiment einzutreten, und Seine Exzellenz möchten lieber einen andern wohl-

habenden Junker auswählen. Seydlitz antwortete kalt und streng: „Wenn ich einen Vorschlag haben wollte, würde ich Sie gefragt haben. Der Junker Reibnitz gefällt mir, ich nehme ihn als Kornet in mein Regiment, und thut er seine Pflicht, und vertraut auf Gott und mich, so wird er nie verlassen sein." In der That wurde ihm ein großer Theil dessen, was Krockow ihm zugesagt hatte, jetzt durch Seydlitzens Freigebigkeit zu Theil. Nachdem der Kornet mehrere Jahre unter scharfer Beobachtung seinen Fleiß und Eifer in aller Art bewährt hatte, und endlich Lieutenant geworden war, beschloß der General ihn als Regimentsadjutanten zu sich zu nehmen. Gleich zuerst aber sollte er eine Probe bestehen, wie weit er in seiner bisher bewiesenen Raschheit und Unverdrossenheit auszuharren fähig sei. In einer stürmischen Winternacht läßt der General den neuen Adjutanten zu sich rufen; derselbe erscheint sogleich, dienstmäßig angezogen, im bloßen Kollet, ohne Ueberbekleidung; Seydlitz fragt, wie viele verheirathete Inländer beim Regimente seien, wie viele Kinder sie haben, und andres dergleichen; der Adjutant antwortet bestimmt und gut, und wird entlassen. Nachdem die ungefähr nöthige Zeit verstrichen, sich zu entkleiden, und zur Ruhe zu begeben, wird der Adjutant abermals gerufen, der wieder eben so flink bei der Hand ist, auf die Frage, bei welcher Schwadron der größte Kürassier stehe, kurze Antwort giebt, und dann fortgeschickt wird. So geht es in derselben Nacht noch ein drittesmal, wegen lauter unbedeutender Sachen, welche bis zum nächsten Morgen und noch länger Zeit haben konnten; der Adjutant aber ist, wie beim erstenmal, rüstig, heiter, beeifert, und läßt nicht die geringste Verwunderung merken. Als er um 4 Uhr morgens zum viertenmal vor dem im Lehnstuhl sitzenden General steht, betrachtet dieser mit Wohlgefallen den unverdrossenen Offizier, und sagt: „Ich wollte nur sehen, ob Sie nicht verdrießlich sind, daß ich Sie wegen der Kleinigkeiten so oft rufen lasse, da Sie aber immer schnell da waren, und auf die unbedeutendsten Fragen mir gleich antworten konnten, Ihre Garderobe jedoch so beschaffen ist, daß Sie sich bei den kalten Nächten leicht schaden können,

so bitte ich Sie, diese fünf Dukaten anzunehmen, und sich einen Sürtoutrock davon machen zu lassen."

Die Bedrängnisse und Mühen, so wie der Ertrag, die einem solchen eben so reizenden als ehrenvollen Verhältnisse fortwährend zugetheilt blieben, schildern sich anschaulich in folgenden Erzählungen. Es kam in einer Zeit öfters der Fall vor, daß Kürassiere während des Exerzirens den Hut verloren. Diese Störung nahm Seydlitz sehr übel, und eines Morgens beim Ausrücken machte er bekannt, daß der Reiter, dem wieder der Hut abfiele, mit zwanzig Hieben, der Unteroffizier des Beritts mit dreitägigem, und der Offizier des Zuges mit vierundzwanzigstündigem Arrest bestraft werden würde. Desselben Tages war er mit dem ganzen Exerziren sehr unzufrieden, und befahl, daß sämmtliche Offiziere nachmittags zu Pferde sich einfinden sollten, um die Uebungen ohne Mannschaft für sich allein durchzumachen. Er befehligt alle Bewegungen selbst, die Offiziere strengen Aufmerksamkeit und Eifer an, und die Sachen gehen gut, der Vorbeimarsch im Galopp soll den Beschluß machen. Reibnitz an der Spitze des Regiments galoppirt eben heran, da wird sein Pferd unruhig, und schlägt ihm vor des Generals Augen den Hut herab, der aber, bei der damaligen Art eines unten ganz geraden und breiten Hutstutzes, so glücklich fällt, daß er auf einer Ackerscholle aufrecht und mit dem Federbusch nach oben stehen bleibt. Der Adjutant ersieht diesen Vortheil, macht eine kleine Volte, biegt sich vom Pferde herab, ergreift den Hut am Federbusch, und stülpt sich ihn schnell auf den Kopf, so daß er noch zur rechten Zeit, und ohne aus dem Galopp gekommen zu sein, bei dem General vorüberreitet, der für jetzt nichts sagt, als daß er ihn nach dem Einrücken zu sich bescheidet. Der Adjutant erscheint höchst verlegen, findet aber den General behaglich rauchend, der ihn freundlich anredet: „Warum glauben Sie wohl, daß ich Sie habe kommen lassen?" Reibnitz bekennt, daß er fürchte, der Erste zu sein, an welchem die heutige Androhung sich erfüllen solle, bemerkt jedoch, sein Hut sitze sonst wie angenagelt auf dem Kopfe, und nur das Platzen einer Schnur habe den Unfall möglich gemacht. Er muß ihn zur Probe aufsetzen,

und Seydlitz erklärt, die Strafe solle ihm geschenkt sein, da er den Fehler so geschickt gut gemacht habe, und damit sein allzu mageres Pferd ruhiger werde, möge er ihm mehr Futter kaufen, und hiezu die auf dem Kamin liegenden Geldrollen anwenden. Mit ähnlicher Wendung endet die zweite Geschichte. In der Nähe von Ohlau hatte der Blitz eingeschlagen, und es brannte ein Dorf; allein wegen der vielen Waldung und dem starken Gewitterregen war der bestimmte Ort nicht gleich zu erkennen. Der Adjutant erhielt also den Auftrag in die Gegend hinauszureiten, um das Feuer aufzufinden und den Zustand der Sachen zu erkunden; nach anderthalb Stunden kehrt er ganz durchnäßt zurück; Seydlitz sieht ihn kommen, und ruft ihn aus dem Fenster an, Reibnitz wendet sogleich sein Pferd, setzt über einen sogenannten Röhrtrog, der am Brunnen vor dem Quartiere stand, und jenseits parirend fragt er, was der General befehle. „Jetzt nichts, antwortete dieser, als daß Sie nicht den Hals brechen sollen; ziehen Sie sich trocken an, und kommen dann zu mir." Als Reibnitz wiederkehrte, und seinen Bericht erstattete, kam heraus, daß er in der kurzen Zeit beinah vier Meilen geritten sei, und der letzte Sprung mit dem so angestrengten Pferde erschien nun um so halsbrechender. „Ich befehle Ihnen, sagte der General, nicht so toll zu reiten, man bricht den Hals nur Einmal; damit aber Ihr Pferd bei Kräften bleibe, und mehr Fleisch bekomme, so nehmen Sie diese zwanzig Thaler, und meinen Dank für Ihren Eifer." Solches Wort vor vielen Zeugen ausgesprochen, da Seydlitz gerade angesehenen Besuch hatte, wurde der höchsten Belohnung gleich erachtet.

Im Jahre 1767 wurde Seydlitz zum General von der Reiterei ernannt, welche Stufe des Kriegsdienstes, da der König nach dem siebenjährigen Kriege die Beförderung zum Feldmarschall gar nicht eintreten ließ, für jene Zeit die höchste zu erlangende war. In seiner Stellung wurde dadurch nichts verändert, noch sein Wirkungskreis erweitert. Nach wie vor behielt er die Aufsicht über die schlesischen Reiterregimenter, bereiste und exerzirte sie, bearbeitete besonders sein Kürassierregiment mit Eifer, und am meisten seine Leibschwadron in

Ohlau selbst, welche, beständig unter seinen Augen, im höchsten Grade seine Strenge wie seine Gunst erfuhr. Kam der König zur Heerschau nach Schlesien, so war Seydlitz in seinem Selbstgefühle gewiß, durch die Leistungen seiner Reiter jedem billigen Anspruche zu genügen, wenn auch bisweilen das Lob nur kärglich ertheilt wurde. Zu den Truppenübungen nach Potsdam begab er sich selten, und nur wenn die Einladung des Königs als wirklicher Befehl erschien; im Jahre 1768 war er zum letztenmale dort. Auch wurden keine Offiziere seiner Inspektion dorthin gefordert, um Musterhaftes zu sehen und zu lernen; die Schule von Ohlau, war man überzeugt, sei jeder andern weit voraus. Dieser Ruf ging durch das ganze Heer, und war auch im Ausland anerkannt; daher an den Tagen großer Musterung Seydlitz immer in größter Auszeichnung erschien; Einheimische und Fremde blickten begierig auf den berühmten Reitergeneral, die Truppen und das Volk nannten ihn mit antheilvoller Bewunderung.

Als im Jahre 1769 Kaiser Joseph der Zweite mit Friedrich dem Großen eine Zusammenkunft zu haben wünschte, und hiezu die Musterung, welche der König über die Truppen Oberschlesiens bei Neiße zu halten pflegte, als geeignete Gelegenheit bestimmt worden, erbat sich der Kaiser bei dem Könige ausdrücklich das berühmte Kürassierregiment von Seydlitz dort zu sehen. Zwar gehörte das Regiment eigentlich zur niederschlesischen Musterung; allein dem hohen Gaste war ein Wunsch dieser Art nicht abzuschlagen. Dem Könige war jedoch insgeheim die Sache unlieb, und neben diesem Umstande trug auch noch ein besonderes Mißgeschick dazu bei, für Seydlitz den Ruhm und die Ehre dieser Tage durch mancherlei Verdruß zu trüben. Der König hatte ihm gleich zuerst von dem Vorhaben des Kaisers Nachricht ertheilt, und dabei auf der Rückseite des Schreibens eigenhändig bemerkt: „Solches bleibt aber zu Eurer alleinigen Kenntniß.“ Seydlitz, diese Nachschrift nicht bemerkend, sagte im Gegentheil seinem Inspektions-Adjutanten, er könne diese Neuigkeit seinem Vater, dem Minister von Schlabrendorf in Breslau, gleich mittheilen. Nun verbreitete sich die Nachricht schnell, und wurde selbst in Berlin ruchtbar. Den König verdroß dies

ungemein, und er wußte bald, aus welcher Quelle das Gerede gekommen sei. Als er darauf in Schlesien den General zuerst wiedersieht, redet er ihn widrig an: „Seit wann hat Er denn vom Hühnersteiß gegessen, daß Er nichts bei sich behalten kann?" Seydlitz, gegen seine Gewohnheit beschämt und verwirrt, sucht eine Ausrede, und sagt, er habe seinem Adjutanten die Sache mittheilen müssen, und durch den sei es bekannt geworden. Der König pflegte sonst mit dem jungen Schlabrendorf einiges zu reden, sah ihn jetzt aber nur verdrießlich an, und ritt weiter. Dieser kann sich über die unverdiente Ungnade nicht beruhigen, und Seydlitz, selber aufgebracht, glaubt ihn trösten zu müssen, indem er ihn aufmerksam macht, daß der König übel aussehe, und sehr die Beine hängen lasse, daher die Gnade oder Ungnade wohl nicht viel mehr bedeuten werde. Der König hatte auch fragen lassen, ob Seydlitz nicht für sein Regiment neue Fahnen haben wolle, oder sonst etwas zum stattlichen Erscheinen der Truppen nöthig glaube. Seydlitz erwiederte, ihm dünke es für das Regiment ehrenvoller, mit den im Kriege zerschossenen Standarten zu paradiren, bat sich aber neue Paukenbehänge aus, weil die Pauken eroberte österreichische seien, und ihre Behänge noch als solche dem Kaiser kenntlich sein könnten. Der König bewilligte die Bitte sogleich, allein obwohl er selbst für den Kaiser alle zarten Rücksichten hatte, und sorgfältig jedes vermied, was jenem empfindlich sein konnte, so schien er doch unnöthig zu finden, daß seine Generale sich dies ebenfalls angelegen sein ließen.

Bei der Heerschau selbst ärntete Seydlitz die größte Bewunderung. Der Kaiser nahm von allen Gegenständen des Dienstes genaue Kenntniß, ließ sich jede Einrichtung erklären, und machte alle Feldübungen, welche Seydlitz durch sein Regiment vollbringen ließ, persönlich mit. Bei einer Gelegenheit benutzte Seydlitz eine große Sandgrube, die in einen Hohlweg auslief, um sein Regiment vollkommen zu verstecken, und brach dann unerwartet mit ungeheurer Schnelligkeit hervor. Nach dieser glücklich und glänzend ausgeführten Bewegung sagt der Kaiser ihm die schmeichelhaften Worte: „Herr General Seydlitz, das war ein Stückchen von Roß-

bach." Zum Aufschwenken der Schwadronen und zum Vorbeimarsch vor dem Kaiser war absichtlich ein Platz erwählt worden, den ein breiter Graben durchschnitt. Das Hinderniß wurde glücklich von der Truppe besiegt, nur ein neuberittener Offizier stürzte, was aber in dem alles umhüllenden Staube nicht einmal bemerkt wurde, weder von dem Könige noch von Seydlitz selbst. Die Lobsprüche, welche der Kaiser der preußischen Reiterei und ihrem ruhmvollen Anführer austheilte, mögen indeß einiges an ihrem Werth dadurch eingebüßt haben, daß sie häufig verriethen, der Kaiser habe mehr Absicht als Sachkunde bei seinem Lobe, und es wurde einleuchtend, wie viel mehr das geringste Wort der Zufriedenheit werth sei, wenn ein Kenner wie Friedrich es ausspräche. Allein dieser gab auch nicht das geringste Zeichen von Wohlgefallen, und schien seinen bewunderten General ganz unbeachtet zu lassen. Hiedurch entstand eine Stimmung der Kälte und Empfindlichkeit, in welcher Seydlitz keinen Eifer, sich dem Könige zu nähern, sondern im Gegentheil schroffe Abwendung zeigte. Aus dieser Stimmung erklärt sich denn auch das sonst befremdliche Benehmen, welches er bei einem Vorfall beobachtete, den Friedrich Nicolai nach beglaubigter Ueberlieferung so erzählt: „Es war am dritten Tage der Manöver, als der König auf einer Anhöhe hielt, und aufmerksam durch sein Perspektiv sah, ob alles nach den gemachten Anordnungen von Statten ginge. Der Kaiser war mit dem Prinzen Heinrich auf einem entfernten Platze, und in der ganzen Gegend um den König hielt niemand, als etwa hundert Schritt seitwärts der General Seydlitz mit seinem Regimentschirurgus. Unvermuthet fing des Königs Pferd an sich zu schütteln, legte und wälzte sich. Der König fiel, aber nicht unter das Pferd, das aufsprang und davon lief. Der Regimentschirurgus erschrak, und fragte den General, ob er zum Könige reiten solle, im Fall er etwa Schaden genommen hätte. Der General, welcher sah, daß der König schon wieder auf den Beinen war, sagte: „Bleiben Sie nur hier, der König sieht es eben nicht gern, daß jemand so etwas bemerkt, besonders wenn es ohne Schaden abgeht." Der Regimentschirurgus fragte, ob er nicht hinreiten solle, um eines von des Generals

Handpferden zu holen. Der General schüttelte den Kopf und sagte: „Nein! wofern es nicht der König ausdrücklich verlangt! Meine Pferde möchten Streiche machen. Sie sind etwas scheu um die Köpfe;“ womit er auf des Königs Art, die Pferde zu strafen, zielte. So stand der König wohl beinahe eine Viertelstunde ganz allein zu Fuß, und sah mit seinem Glase unverwandt nach den Evolutionen der Truppen, und der General sah seitwärts, als ob er nicht bemerkte, was mit dem Könige vorgegangen war.“ Das Pferd wurde dann wieder eingefangen, und der König bestieg es sogleich, ohne was zu sagen. War in diesem höchsten und wichtigsten Verhältnisse Mißmuth und Widerwärtigkeit zu verwinden, so fehlte auch der Verdruß nicht, der aus den kleinsten Nebendingen oft im Augenblicke zu größter Pein erwächst. Ein Beispiel dieser Art ist uns aus diesen Tagen aufbewahrt. Ein sehr eitler Offizier, der wegen seines Großthuns den Spottnamen Großmogul trug, hatte kurz vor der großen Parade das Unglück, sein bestes Pferd lahm zu reiten, und der Umstand, daß ein nächtlicher Vergnügungsritt den Schaden veranlaßt, bestärkte die Abneigung der Kammeraden, ihm durch eines ihrer Pferde auszuhelfen. Er war also gezwungen, auf seinem zweiten, sehr häßlichen Pferde, das einen Rattenschwanz hatte, bei dem Kaiser vorbeizumarschiren. Der Kaiser war voll Bewunderung, und konnte das Regiment wegen seiner Schönheit, Ordnung und Gewandtheit nicht genug rühmen. Das Gefolge stimmte mit den lebhaftesten Aeußerungen ein, nur bemerkte Einer der Herren, es sei Schade, daß ein Offizier einen Maulesel geritten habe. Dies hörte Seydlitz, und fühlte seinen Stolz empfindlich verletzt; der Schimpf war ihm unerträglich, und damit solch Aergerniß nicht erneut würde, und zugleich sein Zorn eine Genugthuung erhielte, gab er dem Offizier, der den Rattenschwanz ritt, für die noch übrigen Musterungstage Verhaft.

Nach beendigten Uebungen ritten der Kaiser und der König mit großem Gefolge von Generalen und Stabsoffizieren nach Neiße, wo vor der Thüre der bischöflichen Residenz der Kaiser noch ein besonderes Gespräch mit Seydlitz anhob, ihn über mancherlei befragte, mit größten Lobeserhebungen seiner Gnade

versicherte, und endlich mit den Worten schloß: „Wenn die Verhältnisse es mir erlaubten, so käme ich zu Ihnen, um den Reitereidienst zu lernen, allein da dies nicht sein kann, so wünschte ich, Sie kämen in meine Dienste;“ worauf Seydlitz antwortete: „Ew. Kaiserliche Majestät würden an mir eine schlechte Acquisition machen, denn ich weiß nur einem Herren zu dienen, und das ist mein gegenwärtiger.“ Der König beobachtete ganz in der Nähe mit sichtbarer Eifersucht die lange Unterredung, und wiewohl er die letzten Worte gehört haben konnte, da Seydlitz ganz laut und freimüthig, und sogar mit einer Hindeutung auf den König, gesprochen hatte, so rief dieser ihn doch sogleich heran, fragte ihn ganz unwillig: „Was hat Er so lange mit dem Kaiser zu sprechen?“ und schloß, nachdem jener alles genau wiederholt hatte, mit den verweisenden Worten: „Er ist dem Herrn keine Erläuterungen schuldig.“ — Der Kaiser aber behielt Seydlitz in gutem Andenken, und sandte ihm von Wien späterhin drei schöne türkische Pferde zum Geschenk, und dabei, weil ihm auch die sinnlichen Neigungen des Generals bekannt und bemerkbar geworden waren, eine reizende zirkassische Sklavin; diese war jedoch, wie es schien, der freieren Verhältnisse und Rechte, in welche sie aus dem Morgenlande versetzt war, schon ganz kundig, und benahm sich so, daß Seydlitz nur kurzes Gefallen an ihr fand, und sie bald fortschickte.

Auch aus Rußland empfing Seydlitz ein prächtiges Ehrengeschenk, indem der russische Feldmarschall Fürst Repnin ihm einen afrikanischen Zuchthengst aus türkischer Beute zusandte, eine Aufmerksamkeit, die von einem sonst hochfahrenden und stolz gebietenden Manne doppelt schmeichelhaft war. Ein gefangener Janitscharenfähndrich mußte daß Pferd überbringen; dieser war ursprünglich ein Gerber, und bei einer Musterung, zu der ihn Seydlitz mitnahm, wollte es durchaus nicht gelingen, ihm ein Erstaunen oder Bewundern abzulocken; die Geschicklichkeit der Truppen ließ ihn gleichgültig, ihm gefielen nur die hohen Mützen der Grenadiere und das Pistolenschießen der einzelnen Husaren, weil er jene bei den Janitscharen, dies bei den Spahi's gesehen hatte. Seydlitz beschenkte ihn reichlich, und ließ ihn nach Rußland zurückkehren. Als er beide

geschenkten Pferde neben einander späterhin einmal einem besuchenden Freunde vorführen ließ, äußerte er scherzend: „Die Franzosen müßten mir doch auch eins verehren; sie werden's aber bleiben lassen."

Das Verhältniß mit dem Könige behielt auch in der Folge seine mannigfachen Schwankungen. So sehr der König den General achtete und ehrte, sein Verdienst jederzeit höchlich anerkannte, und seinem Urtheil und Anordnen die höchste Geltung einräumte, so gern ergriff er wieder die Gelegenheit, Einzelnes zu tadeln, und konnte hierin gerade oft am empfindlichsten verletzen. Nach der Musterung im Jahre 1770, wobei er große Zufriedenheit bezeigt, machte er zuletzt noch die Bemerkung: „Mein lieber Seydlitz, ich dächte sein Regiment ritte viel länger, als meine übrige Reiterei." Seydlitz, der allerdings darauf hielt, daß die Steigbügel gehörig lang wären, aber das Rechte nicht als Uebertreibung wollte tadeln lassen, antwortete kurz: „Ew. Majestät, das Regiment reitet heute noch eben so, wie bei Roßbach." Der König schwieg. Auch ein anderesmal ließ der König solche dreiste Erwiederung gelten, als er seinen Generalen einen neuen Plan des Bestandes und Ersatzes der Pferde bei den Regimentern vorgelegt hatte, und endlich auch von Seydlitz, der nachdenkend schien, ein Urtheil hören wollte; dieser antwortete: „Ich habe eben ausgerechnet, daß bei dieser Einrichtung binnen zehn Jahren das jüngste Pferd von Ew. Majestät Reiterei fünfzehn Jahr alt sein wird." Der König wandte sich ab, und ließ den Plan unausgeführt. Einmal wurde in Gegenwart des Königs die Frage verhandelt, ob die Reiterei zweischneidige oder Rückenklingen führen solle? Seydlitz machte dem Streite, der ihm langweilig wurde, mit dem kurzen Ausspruch ein Ende: „Wenn die Reiterei nur eher an den Feind kommt, ehe dieser sich die Klingen besehen kann, so mag sie nur Spießgerten in der Hand haben, sie wird doch siegen." Bei andrer Gelegenheit wußte Seydlitz geschickt auszuweichen. An einem Musterungstage hielt die Reiterei beim Aufmarsche nicht die rechte Linie, schnell ritt Seydlitz auf den Flügel zu, der zu fehlen schien, und rief: „Vor! vor!" In demselben Augenblicke kam aber auch der König, und rief: „Zurück!

zurück!" Seydlitz wandte sogleich sein Pferd, stieg ruhig ab, besah etwas an der Zäumung, und that, als ob ihn hier sonst nichts anginge; worauf der König weiterritt, und dem Flügel seine Richtung selbst zu finden überließ.

Oft war man ganze Tage hindurch schroff und kalt, und beiderseits auf seiner Hut, bis etwa durch einen weiteren Anlaß die Spannung sich befestigte oder löste. Mit bezaubernder Anmuth wußte der König zuweilen durch Ein Wort allen Groll zu tilgen. Eines Tages an der Königlichen Tafel saß Seydlitz stumm und mürrisch; der König sprach nicht mit ihm, desto mehr aber mit einem französischen General, der sich nach manchen Kriegsvorfällen erkundigte. Die Schlacht von Zorndorf wurde besprochen, der König erörterte die einzelnen Bewegungen und Angriffe, und nach Maßgabe, daß er sich die einzelnen Umstände vergegenwärtigte, blickte er auch antheilvoller auf Seydlitz, der aber seine Miene nicht änderte. Endlich rief der König lebhaft aus: „Was soll ich mehr davon sagen? Da sitzt er ja, — auf Seydlitz zeigend, — der die Schlacht gewonnen hat!" Und Heiterkeit und freundschaftliche Stimmung waren sogleich hergestellt.

In welche Achtung Seydlitz durch sein Benehmen sich bei dem Könige und dessen Umgebungen gesetzt hatte, beweist folgende Aeußerung, die an der Königlichen Tafel vorfiel. Der König pflegte bei der Mahlzeit seiner witzigen Laune freien Lauf zu lassen, und manche seiner Tischgenossen waren das gewöhnliche Ziel seiner oft beißenden Scherzreden. Dem Oberstallmeister Grafen von Schwerin, der durch redseliges Wesen und andre schwache Seiten manche Blöße gab, wurde regelmäßig hart mitgespielt, und eines Tages gerieth er darüber in solche Aufreizung, daß er es nicht länger aushielt, sondern unerwartet mit Heftigkeit losbrach: „Mir können Ew. Majestät wohl so was anthun, ich muß mir alles gefallen lassen; aber da sitzt Einer, — und er zeigte auf Seydlitz, — versuchen Sie's doch einmal mit dem!" Die Anwesenden erschraken und staunten, der König wurde still und ernst, und die Spöttereien hatten für diesmal aufgehört. Nie war Seydlitz dem Könige gegenüber furchtloser und freimüthiger, als wenn ihn Gerechtigkeitsliebe und Pflichtgesinnung

für andere zu reden antrieben. Auch war sein Wort alsdann fast immer von gutem Erfolg. Einmal drängten sich viele Invaliden in Breslau zu nahe um den König und belästigten ihn, so daß er unwillig befahl sie wegzuschaffen. Da versetzte Seydlitz: „Das sind die braven Männer, die ihr Leben und ihre Knochen drangegeben, um Ew. Majestät Sieg und Ruhm zu gewinnen, und die nun betteln gehn mögen!“ Der König besann sich, ließ die Leute beschenken, und freundlich abfertigen. Dem Generalmajor von Bredow hatte der König den gesuchten Abschied, aber ohne Gnadengehalt, ertheilt; der verdiente, jedoch in seinem Alter nun hülflose General versuchte, sich umzubringen, allein die Kugel glitt an der Hirnschale ab. Seydlitz, unter dessen Inspektion Bredow gestanden, stellte dem Könige so nachdrücklich das Unglück des Mannes vor, und forderte so bestimmt Hülfe für ihn, daß demselben mehr als er je hatte hoffen können, nämlich ein Jahrgeld von 1000 Thalern, bewilligt wurde. Ein ähnlicher Fall trat für einen General ein, dessen Dragonerregiment gleicherweise der Inspektion von Seydlitz angehörte. Jener hatte dem Könige, auf eine Bemerkung über die letzte Remonte, eine freimüthige Antwort gegeben, welche den Königlichen Generaladjutanten von Anhalt bloßstellte, als dem die Besorgung der Remonte mit übertragen war. Der General erhielt bald nachher, ohne Zweifel auf Anhalt's Betrieb, seinen Abschied mit geringer Pension. Seydlitz schrieb sogleich dem Könige, jener sei stets ein braver Soldat gewesen, habe Familie und sei arm, die ausgesetzte Summe reiche nicht hin, der König müsse mehr geben. Unverzüglich wies der König demselben hierauf jährlich 1500 Thaler an, und bezahlte überdies seine Schulden. Eben so widersprach Seydlitz mit großem Eifer dem Könige, als dieser über den General eines schlesischen Husarenregiments ein hartes Urtheil fällte; anstatt dieses zu bestätigen, wie der König um so mehr zu erwarten schien, da der Angeschuldigte ein Widersacher von Seydlitz war, sprach dieser lebhaft für ihn, und warf dem Könige vor, daß er falschen und unreinen Berichten allzuleicht Glauben geschenkt. Dabei wußte Seydlitz sehr wohl, was er that und wagte, indem er gegen den König eine solche Sprache führte. Als

er einst gebeten worden war, eine Sache, welche der König schon abgeschlagen hatte, nochmals in Anregung zu bringen, sagte er unverhohlen: „Glauben Sie nur, daß weder ich noch einer meines Gleichen je ganz sicher sind, aus dem Kabinet des Königs unmittelbar nach Spandau zu wandern.“ Auch benahm er sich in gewöhnlichen Sachen, und wo nicht ein besonderer Grund oder Antrieb etwas wagen hieß, mit Vorsicht und Klugheit, und nahm des Augenblicks und der Umstände wahr. Dies ging so weit, daß er in Zeiten der Ungunst alle Angelegenheiten des Regiments, welche der Entscheidung des Königs bedurften, gänzlich ruhen ließ; kein Urlaubsgesuch, keine Bitte um Heirathsbewilligung, um Abschied oder Pension, wurde eingegeben; aber sobald die Stimmung sich günstiger zeigte, wurde alles Versäumte nachgeholt, und dann mit sichrem Erfolg. Auch in den Bezügen der persönlichen Geselligkeit, wie in den Sachen des Dienstes, war das Benehmen des Königs von Eindrücken abhängig, die ganz dem Augenblicke gehörten. So liebte der König zum Beispiel das Tabackrauchen nicht, und ließ die Raucher seinen Widerwillen oft unangenehm empfinden. Auch einmal gegen Seydlitz, der stark nach Taback roch, und auf die Frage, wo er denn herkomme, erwiedert hatte, er habe Hofbesuche gemacht, brach er ungehalten in die Worte aus: „Frag Er doch einmal die Hofdamen, seit wann sie Taback rauchen.“ Zu andrer Zeit jedoch, im Gefühl des Werthes eines solchen Mannes und voll sorgsamer Güte für ihn, soll er ihn sogar aufgefordert haben, in seiner Gegenwart zu rauchen.

Die höchsten Ansprüche, welche Friedrich's edel und reich gebildeter Sinn an geistige Unterhaltung machen durfte, konnte freilich Seydlitz durch die seinige nicht befriedigen, und hierin mußte er sogar vielen andern Generalen nachstehen, welche durch lebhaften und ursprünglichen Geist, oder auch durch wissenschaftliche und ästhetische Bildung, wenigstens durch Kenntniß der französischen geselligen und litterarischen Welt, besser zu Gesellschaftern des Königs taugten, als Seydlitz, der sich keiner dieser Eigenschaften rühmen konnte, sondern meist in finstrem Ernste schweigend dastand, höchstens an Gesprächen von Reiterei und Jagd, und auch dann nur ein-

silbig, Theil nahm, und die wenige gute Laune, die er unter andern Umständen noch hätte zeigen können, in Gegenwart des Königs lieber zügelte. Es war natürlich, daß dieser eine Gesellschaft, welche sich so streng und gewichtig, und dabei so unergiebig darstellte, nicht sehr behaglich fand, und zu dem alleinigen Zeitvertreibe, den aus einer Tabackspfeife aufwirbelnden Rauchwolken nachzublicken, gähnend den Kopf schüttelte. Allein der König hegte neben den Ansprüchen seines Geistes eine tiefe Herzensneigung, die ihn mit zarter Innigkeit seinen alten Waffenbrüdern verband, und die mit seinen Jahren nur stets zunahm. Es war ihm Bedürfniß, die alten Helden, mit denen er den Wechsel so vieler Geschicke erlebt, so viele Gefahren getheilt und so großen Ruhm geärntet, von Zeit zu Zeit wiederzusehen, ihnen seine Anerkennung und Dankbarkeit zu bezeigen. Aus solchem Gefühl ohne Zweifel ging auch die in ihrer Kürze so naive als freundliche Einladung hervor, welche der König am 10. April 1772 aus Potsdam an Seydlitz erließ; sie lautet: „Mein lieber General von der Kavallerie von Seydlitz. Ihr seid, dünkt mich, in so langen Jahren nicht allhier gewesen, um schon curieux zu sein, auch die hiesige Regimenter einmal wieder zu sehen. Mir wird daher ganz lieb sein, wenn Ihr Euch in dieser Absicht den 1. Mai c. allhier einfinden wollet. Frdch." Allein bevor dieses Schreiben nach Ohlau gelangen konnte, war Seydlitz daselbst durch einen Anfall vom Schlagflusse getroffen worden, dem die frühere Nervenschwäche und die späterhin rücksichtslos fortgesetzte Anstrengung seinen Körper allmählig entgegengeführt hatten. Die Aerzte riethen ihm zu einer Herstellung den Gebrauch des Karlsbades an, und nachdem er dies dem Könige melden lassen, empfing er folgende Antwort, welche den liebreichsten Antheil ausdrückte: „Es thut mir gewiß recht sehr leid, aus Eurem Schreiben vom 14. zu ersehen, daß, anstatt das Plaisir zu haben, Euch hier zu sehen, Euch eine Attaque vom Schlagflusse betroffen hat. Da mir selber in Anno 1747 ein dergleichen Vorfall begegnet ist, und ich gleichwohl davon dergestalt glücklich wieder hergestellt worden, daß mir auch nicht die mindeste Empfindung davon übrig geblieben ist, so habe ich, sobald Ihr bei

der herannahenden guten Witterung Euch des Karlsbader Brunnens und sonstiger Bäder bedienet, zu Eurer vollkommenen Wiederherstellung gleiche Hoffnung. Ich wünsche solche wenigstens mit aufrichtigem Herzen." Doch Friedrich war in der Kraft der Jugend, als ihn der erwähnte Unfall traf, Seydlitz dagegen in vorgerückten Jahren, und durch seine bisherige Lebensart sehr geschwächt. Seine Herstellung, die er durch Nichtachten des Uebels und der Vorschriften der Aerzte anfangs sehr hinderte, gelang mit Hülfe einer Brunnenkur zu Spa doch soweit, daß er im Herbst sein Regiment noch exerziren und seine Inspektion bereisen konnte; allein der gute Anschein war nicht von Bestand, bei der schlesischen Musterung erschien er im Lager, konnte sich aber nur eben zu Pferde halten, und mußte der Theilnahme an den Truppenübungen entsagen. Weder den Warnungen der Aerzte, noch seiner eignen Erfahrung gab er Gehör. Ein zur Abholung von Remontepferden für das Regiment in die Türkei gesandter Offizier mußte dem General, nach dessen ausdrücklichem Auftrage, auch zwei schöne Zirkassierinnen mitbringen. Sie wurden ihm, der jeder Schonung bedürftig war, doppelt verderblich; die schwächenden Reize brachten auch neuen Krankheitsstoff, und es thaten sich die traurigsten Erscheinungen hervor.

Im Frühjahr 1773 waren seine Uebel nur vermehrt, seine Kräfte sehr geschwunden. Er empfing von dem Könige wiederholt die sorglichsten Briefe voll guter Mahnungen und Wünsche; auch Prinz Heinrich schrieb ihm sehr theilnehmend. Ein zweiter Gebrauch des Karlsbades scheint ihn völlig erschöpft zu haben, ernstlich erkrankt wurde er aus Böhmen nach seinem Gute Minkowsky gebracht, und konnte nicht mehr das Zimmer, bald auch das Bette nicht mehr verlassen. Als sein Regiment im Sommer zur Uebung bei Ohlau zusammenrückte, ließ er sich dahin bringen, um die matten Augen noch an dem Anblicke seiner Reiter zu erfrischen. Hier traf auch der König bei seiner Bereisung Schlesiens im August dieses Jahres ein, besuchte den theuern Kranken und setzte sich an sein Bett. Seydlitz war schon ein Anblick des Jammers: die Krankheit zeigte sich in der widrigsten Gestalt, sie hatte

die Nase angegriffen, und er hielt, während der König mit ihm sprach, immer den Kopf abgewendet, um die schreckliche Zerstörung weniger sehen zu lassen. Der König verweilte über eine Stunde lang, sprach gerührten Herzens ihm Trost und Hoffnung zu, und rief mehrmals gegen ihn aus: „Ich kann Ihn nicht missen! ich kann Ihn nicht missen!“ Er redete ihm liebreich zu, doch die verordneten Arzneien zu nehmen: „Mein lieber Seydlitz, sagte er, Er muß nicht eigensinnig sein, und muß schon dem Doktor folgen,“ worauf er auch zu diesem sich wandte, und hinzufügte: „Ihr Doktors müsset aber auch nicht eigensinnig sein, und den Patienten nicht mit Pulvern quälen, wenn er lieber Tropfen haben will, und eins so gut wie das andere ist.“ Seydlitz war zu Thränen gerührt, und faßte nun, durch den König aufgeregt, neue Lebenslust. Seine Krankheit war nicht genannt worden, der König sprach nur immer vom Schlagflusse. Draußen im Weggehen aber hatte er darüber ein Gespräch mit dem Arzt, und sagte, als dieser sich über die Launen des Kranken lebhaft beklagte: „Nicht so laut! nicht so laut! denn wo Seydlitz es in seiner Stube hört, so holt der Teufel Ihn und mich!“ Seydlitz hatte der Königlichen Gnade die Offiziere empfohlen, welche er als besonders brauchbar und diensteifrig kannte, und unter diesen auch seinen treuen Adjutanten, dem er, als dieser nach der Abreise des Königs mit bekümmertem Blick an seinem Krankenlager stand, tröstend zurief: „Reibnitz, sein Sie ruhig; hilft mir Gott noch Einmal, so ist Ihnen auch geholfen, wo nicht, so sind Sie der Gnade des Königs empfohlen.“ Auch nahm der König auf diese Empfehlung gewissenhaft Rücksicht, und erfüllte alles, was er dem General zugesagt hatte. Als der König nach Potsdam zurückgekehrt war, soll er an Seydlitz geschrieben haben, er könne sich an den Gedanken, ihn zu verlieren, unmöglich gewöhnen, wenn aber dies Unglück einmal kommen sollte, so möchte er wenigstens wissen, wen Seydlitz für den Würdigsten halte, ihm als Befehlshaber der Reiterei nachzufolgen; diese letzte Freundschaft dürfe der König, und diesen letzten Dienst das Vaterland von ihm hoffen. Hierauf habe der General, wird behauptet, nach seiner wahren Ueberzeu-

gung, die aber durch die Umstände zugleich wie ein Trotz aussehen konnte, den Obersten von Wakenitz empfohlen, denselben, welchen er auf dem Schlachtfelde von Zorndorf empfohlen hatte, der aber seitdem aus preußischen Diensten in hessische getreten war, und dem Könige durchaus nicht genehm sein konnte. Friedrich soll auch diese Empfehlung als eine ganz ungehörige schlecht aufgenommen, und lächelnd gesagt haben: „Cela prouve que les plus grands hommes radottent quand ils sont aux abois." Blankenburg will den ganzen Vorgang bezweifeln, mit nicht genügendem Grunde, wie es scheint, denn die Züge sind dem beiderseitigen Karakter nicht entgegen, und der Major von Kaltenborn, welcher in den Briefen eines alten preußischen Offiziers die Sache ganz bestimmt erzählt, ist sonst nicht unglaubwürdig. Auch Retzow erzählt die Sache als vollkommen wahr, setzt aber den Vorgang an das Krankenbett Seydlitzens, und läßt diesen auf des Königs Einrede: „Wie kann er zu einem solchen Posten einen Offizier vorschlagen, der nicht mehr in meinen Diensten steht?" die freimüthige Antwort geben: „Ich kenne keinen geschicktern," worauf der König unwillig fortgegangen sei.

Der Prinz von Preußen, nachmals König Friedrich Wilhelm der Zweite, besuchte den kranken General in dieser Zeit ebenfalls. Seydlitz bat ihn, ein schönes Pferd von ihm anzunehmen. Der Prinz nahm dies wohlgefällig auf, und erließ an ihn aus Breslau unter dem 27. August 1773 nachstehendes Dankschreiben: „Mein lieber General von Seydlitz. Der Lieutenant von Kleist hat mir alleweile das Pferd überliefert, das Sie so gütig sind, mir zu geben; es gefällt mir sehr wohl, und ich kann Ihnen nicht genug dafür danken. Ich hoffe, daß meine Gesinnungen gegen Ihnen bekannt genug sind, um jemals zu glauben, daß ich einen so verdienstvollen Mann und einen Freund vergessen könnte, und nehme also das Pferd, wie ein Zeichen Ihrer Freundschaft, aber nicht wie ein Andenken, mit Freuden auf, bitte Ihnen noch vielmals, dem Rath des Doktors und Chirurgi in allen Stücken zu folgen, und zweifle nicht, Ihnen sodann wieder restituirt zu sehen. Da Sie Ihr Leben so oft mit Ruhm

und Nutzen des Vaterlandes gewaget haben, so ist es gleichsam eine Pflicht, dieses Leben anjetzo zu erhalten zum Besten des Vaterlandes, und für Ihre Freunde, worunter ich mit allem Rechte mich rechne, der ich bin Dero sehr wohlaffektionirter Freund Friedrich Wilhelm." Die Mahnungen und Hoffnungen waren schon fruchtlos; der Kranke lebte nur noch einige Wochen in großer Schwäche, und entschlief gefaßt und sanft am 7. November 1773 im dreiundfünfzigsten Jahre seines Lebens.

Auf die Nachricht von dem Tode des Helden schrieb der König an den General von Röder, der jenem in der niederschlesischen Inspektion der Reiterei, so wie der General von Pannewitz in der oberschlesischen, nachfolgte, daß er an demselben einen seiner würdigsten Generale verloren, und um der Armee ein überzeugendes Merkmal zu geben, wie sehr er dessen Verdienste auch nach seinem Tode schätze, befehle er, daß sämmtliche Stabsoffiziere der schlesischen Inspektion ihn mittelst vierzehntägiger Tragung eines Flors um den Arm betrauern sollten. — Die schnell in Verwesung übergehende Leiche mußte, der Anordnung des Verstorbenen gemäß, nach seinem Gute gebracht werden, sie empfing auf dem Wege dahin jenseits der Oderbrücke die kriegerischen Ehrenbezeigungen, und wurde dann im Garten zu Minkowsky still beigesetzt. Auf diesem von Wäldern umgebenen düstern Landsitze hatte Seydlitz nach eignem Sinne sein Wohnhaus und auch seine Grabstätte eingerichtet. Jenes war stattlich, doch von etwas rohem Ansehen, den meisten Raum nahmen große Pferdeställe ein; über den Eingängen der Wohnung hatte er den Curius mit den Rüben und den Cincinnatus mit den Pflugstieren bildlich anbringen lassen. In einer kleinen Einsiedelei unter alten Eichen ist sein Grab; ein ovales Denkmal aus Sandstein trägt auf seiner Deckplatte eine Urne von schwarzem Marmor und einen schlafenden Löwen. Eine schwarze Marmortafel an der Vorderseite hat in goldenen Buchstaben diese Inschrift: Herois Fried. Wilh. L. B. de Seydlitz, nat. a. 1721. denat. a. 1773. Cineres.

Seine Nachkommenschaft war nicht gesegnet. Er hinterließ keinen männlichen Erben seines Namens. Die ältere

seiner beiden Töchter verheirathete sich mit einem Kriegsrath von Massow zu Breslau, wurde geschieden, heirathete zum zweitenmal, einen polnischen Grafen Monczinski, durch den sie ihr ganzes Vermögen verlor, wurde katholisch, und starb, nach vielfachen traurigen Abentheuern, im Irrenhause zu Brieg; die jüngere lebte bis zu hohem Alter, und zuletzt in sehr dürftigen Umständen auf dem Lande in der Niederlausitz.

Von Seydlitz' Person und Karakter ist in unserer Erzählung schon das Wesentliche mitgetheilt. Doch ist hier noch einiges nachzutragen. Er war nicht besonders groß, aber von schönem Verhältnisse der Glieder, sein Körper hatte den Ausdruck der Stärke und Gewandtheit. Seine gerade und stolze Haltung behauptete er bis in die letzten Jahre; zu Pferde war sie nach allen Zeugnissen unübertrefflich. Es ist gewiß, sagt Blankenburg, daß seine Figur allein, auch ohne den Geist, der sie beseelte, eine Linie Reiterei in den Feind hinein gebracht haben würde. Sein Gesicht wäre nicht aufgefallen, aber sein Auge strahlte von lebhaftem Scharfblick, und verrieth den Muth und das Feuer, die er in Gefahren und Abentheuern zeigte.

In dem Grunde seines Karakters lag unstreitig Edelsinn und Großmuth; unter den Kriegsmännern seiner Zeit war er einer der menschlichsten; er haßte grausame Strafen, und brachte die Stockprügel bei seinem Regimente fast ganz außer Gebrauch. Für den Landmann war er besonders gut gesinnt, und wollte ihn, so sehr er den Bauer gegen den Soldaten herabsetzte, in seinem Berufe stets geschont wissen. So richtete er einst, als ein junger Offizier bei Ausrichtung eines Auftrags, der eben nicht Eile forderte, geradeswegs über ein bestelltes Ackerfeld geritten war, an den Wiederkehrenden die Frage: „Sie haben gewiß kein Gut?“ worin für den Betroffenen der bündigste Vorwurf ausgedrückt war. So nahm er sich auch gern solcher Offiziere an, deren Thätigkeit ihm bekannt, aber durch keinen Glanz äußerer Eigenschaften getragen war; einen seiner Offiziere, der über einen Rittmeister die Achseln zuckte, weil der alte Kriegsmann einige Vorschriften nicht gefaßt zu haben schien, wies er mit den

Worten zurecht: „Lassen Sie ihn nur machen; er hat dergleichen Dinge vor dem Feinde mehr gemacht, als wir beide!“ Wir haben schon gesehen, daß er im Drange des Augenblicks auch rücksichtsloseste Gewaltsamkeit und Eigenmacht ausüben konnte, ganz im Sinne seiner Zeit und seines Standes. Dies galt vollends bei jedem Widerstreite, in welchem der Gegensatz des Militairs und des Civils zur Sprache kam, wo sich die eifersüchtige Ehrbegier des Kriegers gegen den Bürger jedesmal in maßlosem Vorrecht glaubte. Hievon liefert eine mündlich erhaltene Erzählung des Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen ein merkwürdiges Beispiel. Dieser stand in seiner Jugend im Regimente von Tauentzien zu Breslau, und war oft in Ohlau, um Seydlitz zu sehen, der, wenn er genug geritten hatte, seinen ganzen übrigen Tag, jenem Berichte zufolge, nur mit Tabackrauchen und aus dem Fenster sehen hinbrachte. Der Bürgermeister von Ohlau, der ihm gegenüber wohnte, fand an letzterem Vergnügen ebenfalls Geschmack, und legte sich morgens mit der Nachtmütze in's Fenster. Das aber fand Seydlitz respektwidrig, und befahl ihm, die Mütze abzulegen; der Bürgermeister seinerseits nahm das für eine ehrenrührige Zumuthung, und behielt die Mütze auf, bis Seydlitz eine Pistole holte und nach ihm schoß, da dann jener sich erschrocken zurückzog, aber auch sogleich durch eine Stafette dem Könige den Vorgang meldete. Der König indeß ließ die Klage unbeantwortet, und entzog sich damit der Verlegenheit, den Uebermuth eines Mannes von solchem Rang und Verdienste gleich dem Frevel eines jungen Tollkopfes zu bestrafen. Die Einfachheit seiner Gemüths- und Geistesgaben bewahrte ihn vor häufigeren Ausbrüchen solcher Leidenschaft. Es gab eine Menge Dinge, die ihn völlig gleichgültig ließen, bei welchen er keine Meinung zu verfechten, keine Betheiligung durchzusetzen hatte. Daher war er auch allem Partheiwesen fremd, und lebte mit den Meisten seiner Kammeraden in guter Freundschaft. In besonders vertraulicher Brüderschaft stand er mit dem General von Warnery, der schon bei dem Natzmer'schen Husarenregimente sein treuer Gefährte war. Seydlitzens Laufbahn, seine Beförderung in jungen Jahren zu den

höchsten Kriegsehren, waren beispiellos glänzend, aber das Verdienst seiner Thaten leuchtete so hell, daß nicht leicht jemand wagen durfte, ihm jene zu neiden. Eigentliche Widersacher hatte er nur wenige; der General von Pannewitz, der ihm auch als Inhaber seines Regiments nachfolgte, war es mit Willen und Absicht, und suchte auch späterhin alles umzuändern, was Seydlitz eingerichtet hatte; er wiederholte gern und oft: er wolle dem Regiment die Seydlitz'schen Mucken schon austreiben! und als der König bei der nächsten Revüe ihn fragte: „Er ist doch mit dem schönen Regiment recht zufrieden?" antwortete er: „Ja wenn es nur reiten könnte!" worauf indeß der König ganz verdrießlich und herb erwiederte: „Erhalte Er es nur so, wie Er es bekommen hat." Des Generals übler Wille gegen das Regiment veranlaßte doch manche Offiziere späterhin ihren Abschied zu nehmen, oder ihre Versetzung zu anderen Regimentern nachzusuchen. Mehr durch Zufall und Umstände war der General von Kleist im Kriege Seydlitzens Nebenbuhler geworden, und es ohne sein Zuthun auch im Frieden noch geblieben, indem bei allen Gegenständen, welche die Reiterei betrafen, der König neben Seydlitzens Meinung auch noch den nicht selten davon abweichenden Rath Kleist's einzuholen pflegte. Doch erkannte Seydlitz den Werth dieses Mannes mit Gerechtigkeit an, und machte seiner Inspektion den im August des Jahres 1767 erfolgten Tod des vermeintlich Gehaßten zum allgemeinen Erstaunen mit den rühmenden Worten kund: „Ich habe den Schmerz bekannt machen zu müssen, daß die Armee durch den Tod des Generallieutenants von Kleist einen ihrer ausgezeichnetsten Kavalleriegenerale und Seine Majestät der König einen seiner treuesten Diener verloren hat."

Eine bisher bei Aufzählung der Eigenschaften unseres Helden fast immer unerwähnt gebliebene, aber seinem Wesen ganz angehörige Seite, ist die von früher Kindheit, durch wilde Jugend und stürmische Mannesjahre hindurch, in ihm bewahrt gebliebene Achtung der Frömmigkeit und ihrer kirchlichen Gebräuche. Zwar konnten seine Leidenschaften von diesen Vorstellungen niemals gemeistert werden, und er mag diese kaum in solchen Bezug zu stellen je versucht haben;

allein er hielt auf andächtige Gottesverehrung, und während des siebenjährigen Krieges ließ er vor jedem vorauszusehenden Gefechte seine Reiter durch den Feldprediger zur Tapferkeit und Ausdauer anfeuern, auch mußte derselbe den Verwundeten und Sterbenden geistlichen Trost einsprechen und das Abendmahl reichen. Einst während des Krieges ritt er mit dem Könige, als ein Dragonerregiment daher kam, welches ein geistliches Lied im Marschiren sang. „Das sind mir Poltrons von Reitern, sagte der König, die da singen!“ Seydlitz pflegte zwar selbst nicht zu singen, vertheidigte aber die Leute, und erinnerte, daß auch der General von Zieten sänge, worauf der König die Sache gut sein ließ. Mit dem Feldprediger seines Regiments, der erst im Jahre 1791 als Pastor in Ohlau starb, hatte Seydlitz ein freundschaftliches Verhältniß, und ehrte ihn öffentlich bei jedem Anlaß. Auch litt er nicht, daß jüngere Offiziere leichtsinnige Scherzreden gegen die Religion und ihre Diener führten, so wenig er sonst um ihren Glauben und ihre Denkart sich bekümmerte.

Die Geistesbildung darf bei Seydlitz nur nach dem Maße seiner Zeit gemessen werden; sie war für seine Stellung und Aufgabe genügend, allein es bleibt ein fruchtloses Bemühen, in diesem Betreff ihn besonders rühmen zu wollen. Seine natürlichen Anlagen nach dieser Richtung waren nicht groß, und die vorhandenen kaum entwickelt; er war kein weiter Kopf, doch innerhalb gegebener Schranken ein vortrefflicher, wie sowohl seine Thaten, als seine Antworten, und selbst seine kurzen schriftlichen Aeußerungen darthun. Die französische Sprache war ihm geläufig genug; daß er Kenntniß von französischer Litteratur gehabt, ist nicht vorauszusetzen, und gewiß von deutscher eben so wenig. Es ist möglich, daß er bei einem Gespräch über die Ehre, welche der Sohn eines reichen Finanzmannes herabsetzen wollte, die zwei Verse von Haller, wie Blankenburg berichtet, zitirt habe:

„Der Held, der sucht sein Glück auf hunderttausend Leichen,
Und vieler Dörfer Noth macht einen einz'gen Reichen,“

diese Zeilen konnte der Zufall auf sein Gedächtniß geworfen haben; aber es ist ein ungeschicktes Mährchen, und selbst die löbliche Absicht ein Mißverstand, wenn uns derselbe Schrift=

steller überreden will, Wieland's Agathon sei ein Lieblingsbuch des Reitergenerals gewesen! Indeß erkannte Seydlitz genug den Werth wissenschaftlichen Unterrichts, um diesen im Kriegswesen gern zu fördern. Er gründete für die Offiziere seines Regiments eine Büchersammlung, aus welcher bloße Unterhaltungsschriften ausgeschlossen blieben. Von einem größeren Plane zur Ausbildung junger Offiziere erzählt Warnery: „Seydlitz hatte in Schlesien unter seiner Inspektion ungefähr hundert junge Leute, welche Standartenjunker waren. Diese adeligen Unteroffiziere wollte er sämmtlich nach Ohlau ziehen, wo er sie nach seiner Hand unterrichten, exerziren und bilden wollte. Sie sollten fremde Sprachen, Mathematik und alle nöthigen Leibesübungen lernen, und zwei Monate vor der Musterung, wenn die Regimenter sich zum Exerziren versammeln, sollten sie bei diesen wieder einrücken. Sie hätten bei Seydlitz große Fortschritte machen können, ohne daß es den König mehr, als höchstens fünfzig Dukaten für die Lehrmeister, gekostet hätte. Allein Ränke vereitelten die Sache." Im Gegensatze mit solcher Pflanzschule glaubte er dem Kriegsbedürfniß auch noch ganz andere Kräfte nöthig. Er sagte einst zu Warnery, daß im kleinen Kriege Gelegenheiten vorkämen, welche den Unternehmungsgeist, die List und Verwegenheit eines Cartouche und Mandrin erforderten, und daß man bei einem Heer immer einige Leute dieses Schlages haben müßte, um sie als Führer halsbrechender Wagnisse zu gebrauchen; doch dürfte man ihnen nicht Offiziere der Linientruppen unterordnen, auch sie selbst nicht über den Hauptmannsrang erheben, aber dafür sie gut bezahlen, da sie mehr um Geld und aus Lust, als um Ehre dienten, und ihr Handwerk allerdings über die Gränzen der Zucht und Ordnung, die dem Kriegerstande gebührten, leicht hinausginge; sie seien wie Kettenhunde zu halten, die man gut füttert und anbindet, aber zu gewissen Zeiten losläßt, wo sie dann vortreffliche Dienste leisten.

Ueber sein Verdienst als Krieger sind die Zeugnisse aller Urtheilsfähigen, von Friedrich dem Großen bis auf die neueste Zeit, einstimmig zu seinem Ruhme. Canitz in seinen Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei hat

mit geistreicher Schärfe das Bezeichnendste darüber ausgesprochen. Er war ein Reiter ohne Gleichen, und als solcher auch Feldherr, der mit stürmender Gewalt Schlachten entschied; groß als Kampfesheld, groß als Waffenmeister, der die preußische Reiterei auf den Gipfel der Vortrefflichkeit erhob. Unter den Kriegsgehülfen Friedrich's stehen Winterfeldt und Seydlitz in erster Reihe. Die Eigenschaften dieser Beiden, ihre Thaten und Erfolge, Neigungen und Lebensgeschicke, so wie auch ihr Tod, geben reichen Stoff zu vergleichender Betrachtung.

Zu Berlin auf dem Wilhelmsplatze ließ der König am 2. Mai 1784 ein Denkmal für Seydlitz aufstellen, das Standbild des Helden in seiner Kriegstracht, welches der Bildhauer Tassaert in Marmor ausgeführt, und dabei, nach Vorschrift des Königs, für die Aehnlichkeit der Gesichtszüge ein wohlgelungenes, früher dem Lord Marischal gehöriges Bild, benutzt hatte. Das dem Ruhme der Helden Preußens zu Rheinsberg durch den Prinzen Heinrich gewidmete Denkmal nennt den Namen Seydlitz mit höchstem Lobpreis. Nach einem Gemählde des Hofmahlers Frisch, Seydlitz in der Schlacht bei Roßbach vorstellend, erschien im Jahre 1799 ein Kupferstich von Berger. Die vaterländischen Dichter, Gleim, Ramler, Stägemann, haben den Ruhm des großen Reitergenerals besungen. Im preußischen Heere ist sein Andenken unvergänglich.

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Mündliche Ueberlieferungen in Halle, Dessau ꝛc.

Handschriftliche Mittheilungen von Herrn Hofrath und Bibliothekar Wilhelm Müller in Dessau.

Mémoires pour servir à l'histoire du Prince Leopold, Prince regnant Sénieur d'Anhalt etc. etc. Anno 1751.

Handschriftlich in dem Herzoglichen Archiv zu Dessau. Genau in den Zeitangaben und andern äußerlichen Bestimmungen.

Eigenhändige Memoiren des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.

Der russische General Graf von Anhalt gab diese Memoiren, eine Abschrift des in Dessau bewahrten eigenhändigen Originals des Fürsten, in Königsberg dem Pfarrer Borowski zur gelegentlichen Herausgabe. Sie gehen von 1676 bis 1703 und sind abgedruckt in Baczko's Annalen des Königreichs Preußen. Jahrgang 1793. Königsberg. 8. S. 26—36. u. 73—98.

Des weltberühmten Fürstens Leopoldi von Anhalt-Dessau Leben und Thaten. Leipzig, 1742. 8.

Von M. Ranfft; nachher verbessert und fortgesetzt in

M. Michael Ranfft's Leben und Thaten des letztverstorbnen weltberühmten Fürstens Leopolds von Anhalt-Dessau. Dritte Auflage. Frankfurt am Main, 1750. 8.

Geschichte und Thaten des jüngstverstorbenen großen Kriegshelden Herrn Leopolds regierenden Fürstens ꝛc. zu Anhalt. Von Joachim Arenkow. Zweite Auflage. Frankf. und Leipzig, 1747. 8.

Gleich dem vorigen ohne sonderlichen Werth.

Militairisches Taschenbuch für 1801. Berlin, 1800. 12.
Eine biographische Skizze Leopold's.

Militairische Biographieen berühmter Helden neuerer Zeit. Berlin, 1803—1806. 5 Bde. 8.
Ein kurzer Abriß von Leopold's Leben in Thl. 5.

Der Biograph. Bd. 6. St. 2. Halle, 1807. 8.
S. 117—164. Ein guter, nur allzukurzer Abriß vom Feldprediger Spieker in Halle. Anekdoten daraus noch besonders im Morgenblatte.

Samuel Baur's biographische Schilderungen ausgezeichneter Menschen unseres Zeitalters. Leipzig, 1821. 8.
Bd. I. S. 90—143. Eine Darstellung Leopold's; sehr gelungene Arbeit.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Berlin, 1827. 8.
Hft. 5. „Die Fürsten aus dem Hause Anhalt in brandenburgisch-preußischen Kriegsdiensten."

Joh. Christoph Becmann's Historie des Fürstenthums Anhalt. Zerbst, 1710. fol.

Samuelis Lentzii Becmannus enucleatus, suppletus et continuatus, oder historisch-genealogische Fürstellung des Hochfürstlichen Hauses Anhalt. Köthen u. Dessau, 1757. fol.

D. Ph. E. Bertram's Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt, fortgesetzt von M. J. C. Krause. Halle, 1780. 1782. 2 Thle. 8.

Ueber Mißheirathen teutscher Fürsten und Grafen. Vom Geh. Justizrath Pütter zu Göttingen. Götting., 1796. 8.
S. 186. Von der Anne Luise Fösen.

Beiträge zur brandenburgischen Kriegsgeschichte unter Kurfürst Friedrich III. Von C. W. Hennert. Berlin und Stettin, 1790. 4.

Curieuses Bücher-Kabinet, oder Nachrichten von historischen, Staats- und galanten Sachen. Frankf. a. M., 1711—1718. 8.
Besonders Thl. 2.

Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi. Erster Theil. Hamburg und Breslau, 1735. Zweiter Theil. Frankfurt und Hamburg, 1741. 8.
Von Dav. Faßmann.

Histoire de la vie et du regne de Frédéric-Guillaume roi de Prusse. à la Haye 1741. 2 Vols. 8.

Ueber Friedrich Wilhelm den Ersten. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern, Mitglied des Tabackskollegii Friedrich Wilhelms des Ersten. s. l. 1793. 8.

Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. nebst verschiedenen Anekdoten ꝛc. Berlin, 1787—1789. 12 Sammlungen. 8.
Die 10 ersten Sammlungen sind vom Präsidenten von Benekendorf.

Heldenthaten des Prinzen Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726 ff. 5 Thle. 8.

Histoire du prince François Eugène de Savoye. Amsterd. 1750. 5 Vols. 8.

Histoire de Charles XII. Roi de Suède. Par Voltaire.

Ant. Friedr. Büsching's Magazin für die neue Historie und Geographie. Halle, 1779—1793. 23 Thle. 4.
Einiges über den Feldzug in Pommern und Rügen.

Ant. Friedr. Büsching's Reise nach Rekahn. Berlin, 1780. 8.

Confession de Clément.
Handschriftlich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric II. écrits de sa main. Brunsvic, 1810. 2 Vols. 8.

Journal secret du baron de Seckendorff, cavalier d'ambassade auprès du maréchal comte de Seckendorff à Berlin, depuis 1734 jusqu'à la fin de l'année 1738. Tubingue, 1811. 8.
Viele Einzelheiten, zur Bezeichnung der Zeit und der Personen wichtig.

Beiträge zu der Lebensgeschichte merkwürdiger Personen. Von Büsching.
Bd. I. Lebensbeschreibung Nüßler's.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français etc. Par M. M. Erman et Réclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist. Aus unbekannten Aktenstücken, hier zuerst mitgetheilten Briefen und den Schriften des Königs dargestellt von Fr. Förster. Berlin, 1823. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—1834. 4 Bde. 8. Urkundenbuch dazu. 5 Thle. 8.

Die Lebensgeschichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für jedermann, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugendleben und Thronbesteigung. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

Friedrichs des Großen Briefe an seinen Vater, geschrieben in den Jahren 1732—1739. Berlin, Posen und Bromberg, 1838. 8.
Eine sorgsame Ausgabe, von Herrn Major von Hahnke.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Histoire de mon temps, par Frédéric II.

Mémoires des négociations du marquis de Valori. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.
Viele besondere Züge vom alten Fürsten Leopold, der hier aber von seinem gleichnamigen Sohne wohl zu unterscheiden ist.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.
Von Luise von Blumenthal.

Lebensbeschreibung des Königl. Preuß. Generals der Infanterie Heinrich August Baron de la Motte Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten bearbeitet. 1792. 2 Thle. 8.
Von Theresius von Seckendorff.

Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Von Dr. Friedrich Cramer. Leipzig, 1836. 2 Bde. 8.

Vollständige Geschichte aller Königlichen preußischen Regimenter. Halle, 1767. 6 Stücke. 8.
Von Joh. Friedr. Seyfart, Auditeur zu Halle. Im St. 4. die Geschichte des Regiments Anhalt.

Betrachtungen über die Kriegskunst. Leipzig, 1797—1799. 3 Abtheilungen. 8.
Von Georg Heinrich von Berenhorst. Geistreiche, treffende Bezeichnung des Fürsten von Dessau.

Geist des neuen Kriegssystems. Hamburg, 1805. 8.
Von Heinrich von Bülow.

Leben Franz Balthasar Schönberg v. Brenkenhof, Königl. Preuß. geheimen Ober-Finanz-Kriegs- u. Domainenrath. Leipzig, 1782. 8.
Von Meißner.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim's Leben. Aus seinen Briefen und Schriften von Wilh. Körte. Halberstadt, 1811. 8.

Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luise. 1676—1722. Herausgegeben von Wolfgang Menzel. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des litterarischen Vereins. 1843. 8.

General Freiherr von Seydlitz.

Mit bestem Fleiße sind die mündlichen Ueberlieferungen, welche über Seydlitz noch aufzufinden waren, von sehr verschiedenen Seiten her, und aus zum Theil sehr schätzbaren Quellen, gesammelt worden.

Ein reiches Heft handschriftlicher Mittheilungen, welche der gütigen Sorgfalt des Herrn Major von Reibnitz in Gnadenfrei zu verdanken sind.

Ein Band handschriftlicher Briefe, die zwischen Seydlitz und dem Könige Friedrich dem Großen gewechselt worden, und deren Benutzung von Seiten des Königlichen Geheimen Archivs günstig verstattet worden.

Tagebuch des Obersten von Gaudi über die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Wesel, 1778. 10 Bde. Folio.
Handschriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalstabs in Berlin.

Des Ministers von der Horst Bemerkungen zu Büsching's und Anderer Schriften über Friedrich den Großen.
Handschrift, in Auszügen benutzt.

Sammlung einiger Schriften dem Andenken Sr. Excellenz Herrn Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz gewidmet von Johann Balthasar Freiherr von Kurtzbach-Seydlitz. 1776. 4.

Genealogischer Militairischer Kalender auf das Jahr 1787. Berlin. 16.
Bildsäule, Grabmal und Lebensabriß von Seydlitz.
Der Lebensabriß ist vom Kriegsrath Karl Friedrich Trost.

Der Gesellschafter. Von Gubitz. Berlin, 1825. 4. Nr. 148 ff.
Briefe Friedrich's des Großen an den General von Seydlitz

Wahrheit und Freimüthigkeit in schwesterlicher Umarmung. Erstes Bändchen. Nürnberg, 1789. 8.
Von Dr. Kausch herausgegeben. Darin Anekdoten von Seydlitz.

Mémoires pour servir à l'histoire des années 1744 et 1745. Berlin, 1746. 8.
Vom General von Still.

Beitrag zur Geschichte des zweiten Schlesischen Krieges. Aus den eigenen Papieren Sr. Exc. des General-Lieutenants von Nassau. Frankf. u. Leipzig, 1780. 120 S. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—1834. 4 Bde. 8.
Urkundenbuch dazu. 5 Bde. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugend und Thronbesteigung. Eine Jubelschrift. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

König Friedrich der Zweite und seine Zeit. 1740—1769. Nach den gesandtschaftlichen Berichten im brittischen Museum und Reichsarchive. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

L. Müller's kurzgefaßte Beschreibung der drei schlesischen Kriege. Potsdam, 1785. 4.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794—1801. 6 Bde. 4.

Tielcke's Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges. Freiberg, 1776. 8.

Des Herrn Generalmajor von Warnery sämmtliche Schriften. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Planen und Erläuterungen vermehrt. Hannover, 1785. 9 Thle. 8.

Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militairischer Hinsicht auf die interessantesten Verhältnisse zwischen Oestreich und Preußen &c. Breslau, 1788 ff. 4 Thle. 8.
Von Cogniazo.

Des Prinzen de Ligne Tagebuch während den Feldzügen in den Jahren 1757—1760. Aus dem Französischen übersetzt. Dresden, 1798. 2 Thle. 8.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.
Von Retzow.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesun-

gen, mit Benutzung authentischer Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabs. Berlin, 1824 ff. 5 Bde. 8.
Dieses, sowohl dem veranlassenden und leitenden Gedanken, als der in einzelnen Abschnitten meisterhaften Ausführung nach, preiswürdige Werk hat mehr als jedes frühere die Ereignisse dieses verwickelten Krieges für das militairische Urtheil erhellt.

Der siebenjährige Krieg. Von Maximilian Fr. Thielen. Wien, 1836. 8.

Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen. Von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. 2 Bde. 8.

Oeuvres de Frédéric II. roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Militairischer Nachlaß des Generallieutenants Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbst, 1846. 2 Bde. 8.

Minerva. Von Dr. Friedrich Bran. Jena, 1839. 1840. 8.
Darin: Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen von Kalckreuth, aus dem französischen Manuskripte seiner Dictées. Von Friedrich Grafen von Kalckreuth.

Militairische Blätter. Von F. W. von Mauvillen. Essen, 1825. 8. Bd. II.
Ueber die Schlacht von Roßbach.

Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf. Von Joh. Ludw. Kriele. Berlin, 1801. 8.

Leben des Herrn Robert Scipio von Lentulus, weiland Generallieutenant in Königl. Preußischen Diensten. Beschrieben von Fr. Ludwig Haller. Bern, 1787. 8.

Mémoires du baron de la Motte-Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8. Von Büttner.

Lebensbeschreibung des Generals Baron de la Motte-Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8. Von Luise von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8. Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Historisches Portefeuille. 1786. Januar.

Des preußischen Stabsfeldpredigers Küster, Bruchstück seines Kampagnelebens im siebenj. Kriege. Berlin, 1791. 8.

Offizier-Lesebuch. Berlin, 1796. 4 Thle. 8.
Von Küster.

Deutsches Museum. 1780. März.
Auszüge aus Briefen eines reisenden Engländers.

Militairisches Pantheon. Neue Auflage. Berlin, 1797. 4 Thle. 8.
Vom Ordensrath König.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei in den Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin und Posen, 1823. 2 Thle. 8.
Vom General Freiherrn von Canitz.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1835. 4. Nr. 967. Vom 3. Januar.

Graf von Lindenau. Bemerkungen eines Veteranen über edle Pferde. Braunschweig, 1831. 8.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.